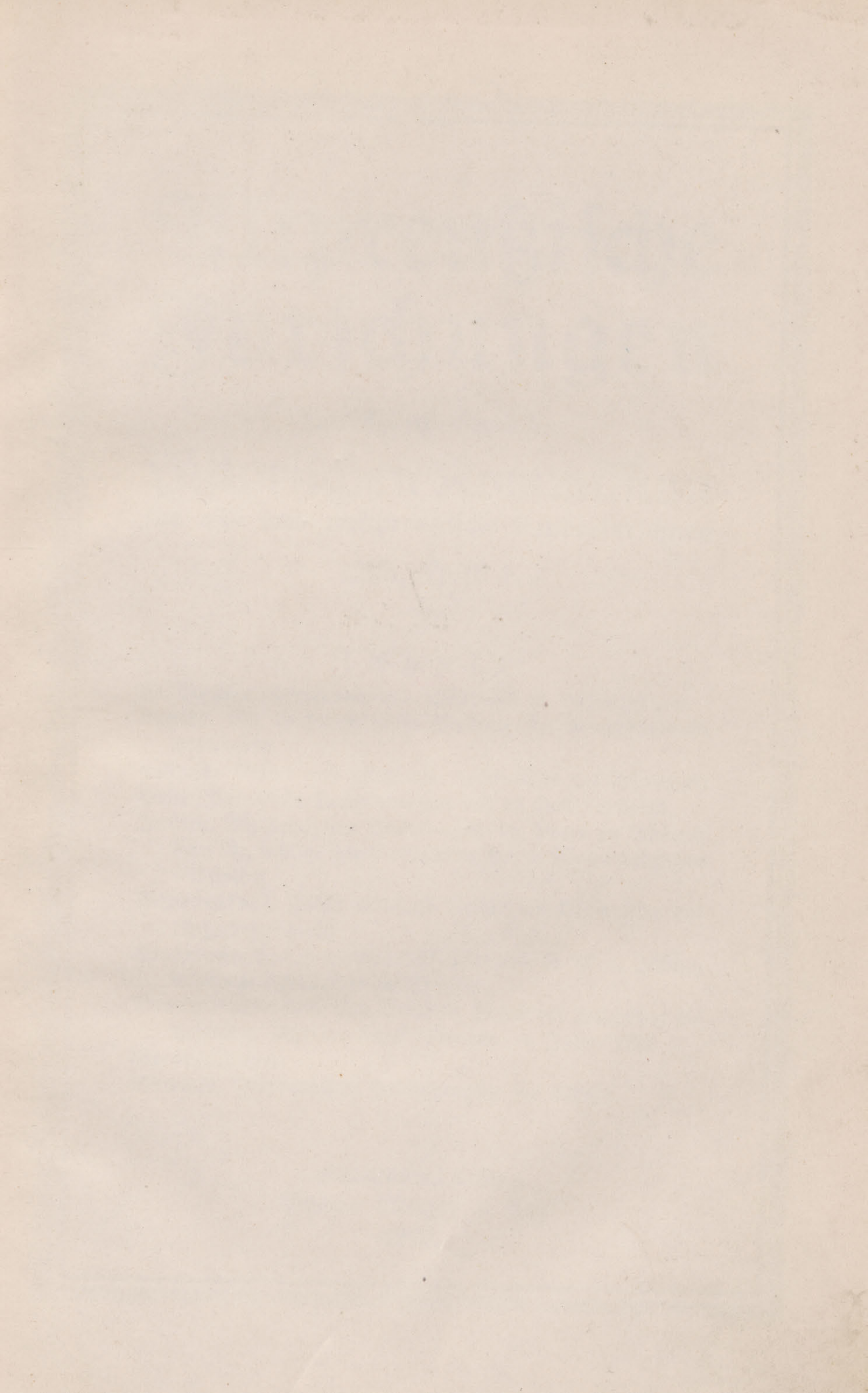
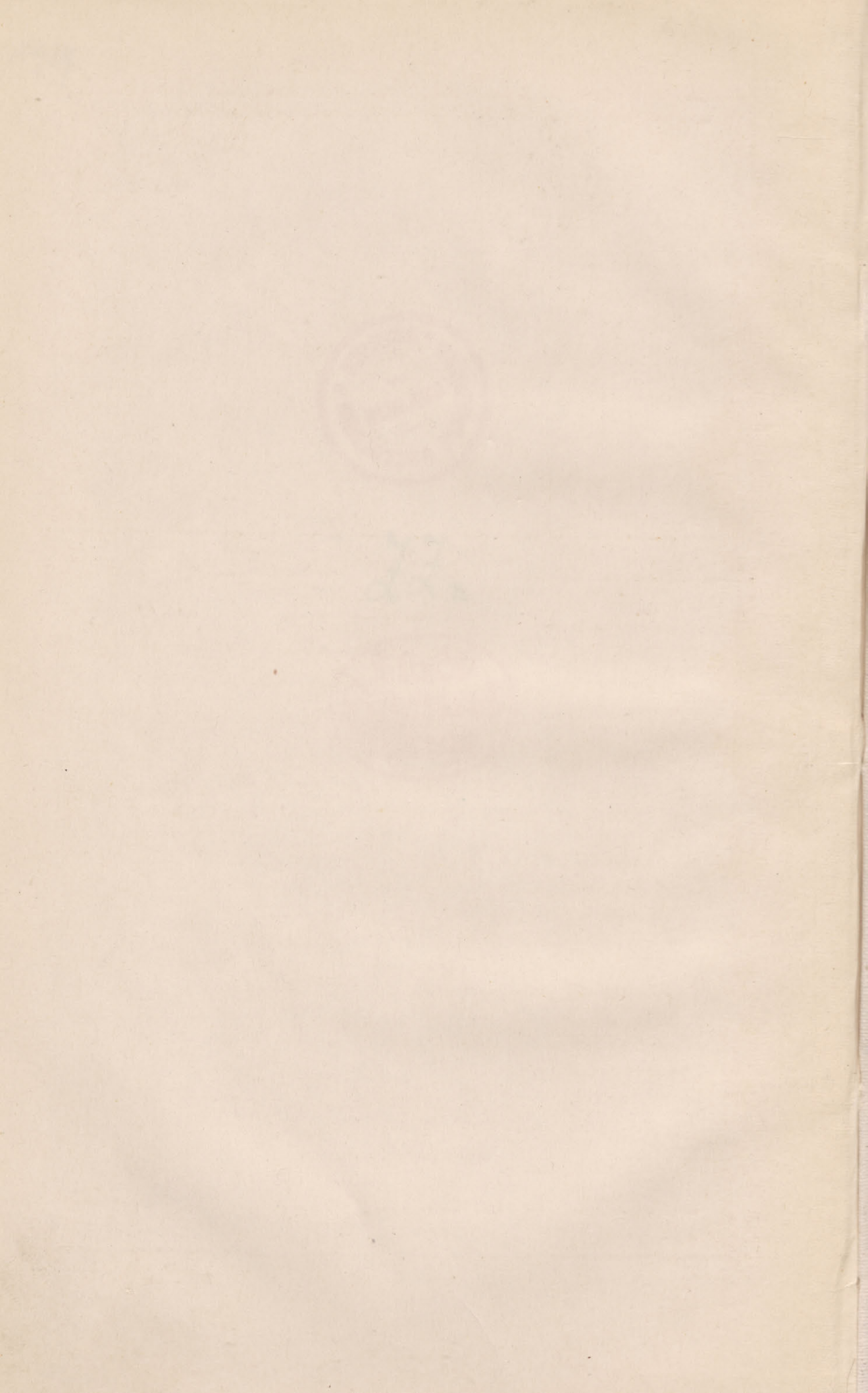




Altpreußische Forschungen

herausgegeben von der

Historischen Kommission
für ost- und westpreußische Landesforschung

1925, Heft 1.

Inhalt:

Königsberg i. Pr.
Bruno Meyer & Co.
1925.

Alle Sendungen (Manuskripte und dgl. m.) sind zu richten an die Geschäftsstelle der Historischen Kommission, Königsberg i. Pr., Schloß (Staatsarchiv).

Redaktionsschluß: 1. Januar und 1. Juli.



Druck: Ostpreußische Druckerei und Verlagsanstalt A.-G.
Königsberg i. Pr.

Altpreußische Forschungen

herausgegeben von der

Historischen Kommission
für ost- und westpreußische Landesforschung

1925, Heft 1.

Inhalt:

Königsberg i. Pr.
Bruno Meyer & Co.
1925


Stadt Bücherei Elbing
MIEJSKA
W
ELBLĄGU
BIBLIOTEKA PUBLICZNA

Inhaltsverzeichnis.

1925, Heft 1.

Germanen und Altslawen in Ostdeutschland.

Von Dr. W. La Baume,
Privatdozent für Vorgeschichte in Danzig.

Bei allen Fragen, die sich mit der völkischen Bestimmung vorgeschichtlicher Kulturgruppen beschäftigen, müssen wir von der Zeit ausgehen, aus der bereits geschichtliche Nachrichten über die Wohnsitze der Völker oder Völkerstämme, auf die es uns ankommt, vorliegen; auf solchen frühgeschichtlichen Überlieferungen fußend, können wir dann versuchen, in vorgeschichtliche Zeiten zurückzugehen, um so das Werden und Vergehen eines bestimmten Volkes von seinen Anfängen an zu verfolgen. Dabei machen wir uns die zuerst von Kossinna aufgestellte und begründete, nunmehr allgemein anerkannte These zu eigen, daß zu allen Zeiten bestimmt umschriebenen Kulturgruppen (Kulturprovinzen) bestimmte Völker oder Volksstämme entsprechen.

Im Sinne dieser Methode ist schon Ende der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts der Arzt und Anthropologe Rudolf Virchow verfahren, als er sich die Aufgabe stellte, zu untersuchen, welche vorgeschichtlichen Altertümer Ostdeutschlands als slawisch („wendisch") anzusehen seien. Virchow ging dabei von einigen Burgwällen (Garz und Arkona auf Rügen u. a.) aus, Befestigungen, die nach geschichtlichen Nachrichten im Mittelalter von Slawen bewohnt waren. Er fand auf ihnen außer anderen Siedlungsresten ganz charakteristisch geformte und verzierte Tongefäßscherben (besonders solche mit Wellenlinien-Ornament) und erkannte in dieser „Burgwallkeramik" ein Kennzeichen slawischer Siedlungen. Der damals herrschende Streit, welche Burgwälle als slawisch zu bezeichnen seien, war damit entschieden, und gleichzeitig war durch Virchows Untersuchungen nachgewiesen, daß die vorgeschichtlichen Urnengräber Ostdeutschlands, die man im Volksmunde „Wendengräber" nannte, keine slawischen Bestattungen sein konnten, weil sie ganz anders geartete Tongefäße

enthielten als die altslawischen Burgwälle. Etwa um dieselbe Zeit wies der Kopenhagener Vorgeschichtsforscher Sophus Müller nach, daß die sogenannten Haken- oder Schläfenringe ein ausgesprochen slawischer Schmuck gewesen sind und sich, allerdings nur in spätslawischer Zeit, ausschließlich in ehemals von Slawen bewohnten Gebieten Europas finden. Damit waren also drei sichere Kennzeichen für die altslawische Kultur gewonnen: 1. Keramik vom Burgwalltyp, 2. Burgwälle mit solcher Keramik und 3. Hakenringe. Später sind dann noch mehr hinzugekommen, und heute steht das Bild der slawisch-mittelalterlichen Kultur so scharf umrissen da, daß kaum irgendwo einmal Zweifel auftauchen können, ob es sich bei einem Altertumsfund um einen slawischen handelt oder nicht.

Das Ende der altslawischen Zeit in Ostdeutschland ist mit Bestimmtheit in die Zeit um 1200 nach Christus zu setzen, wie sich nicht nur aus geschichtlichen Urkunden, sondern auch aus Bodenfunden ergibt. Die spätslawische Keramik ist nämlich leicht kenntlich an der scharfen Profilierung der Tongefäße, an dem harten Brande der zumeist auf der Töpferscheibe gearbeiteten Gefäße und ihrer Verzierung (Horizontalrillen, Stempeleindrücke u. a.). Solche Tongefäße sind wiederholt mit Münzen zusammen gefunden worden, und diese stammen überwiegend aus dem 11. Jahrhundert, zum Teil auch aus dem 12. Jahrhundert. Das Alter dieser Art von Keramik und damit das der spätslawischen Kultur überhaupt ist damit auf das 11. und 12. Jahrhundert festgelegt.

Wie steht es aber mit dem Anfang der slawischen Kultur in Ostdeutschland?

Die bisherigen Versuche, die altslawische Kultur in Stufen zu gliedern und diese Stufen zeitlich zu bestimmen, haben nur magere Ergebnisse gezeitigt. Bei der Untersuchung der „Schwedenschanze" bei Riewend, Kreis Westhavelland (Brandenburg) konnte Götze[1]) drei Stilgruppen unter dem dort ausgegrabenen Fundmaterial unterscheiden. Von diesem entspricht Gruppe III, die jüngste, der spätslawischen Zeit des 11. und 12. Jahrhunderts (s. oben); die Gruppen II und I sind nach Götze offenbar älter, doch ergeben sich keine Anhaltspunkte dafür, wie weit sie zurückgehen. Bei den Grabungen auf der Römerschanze bei Potsdam, die in der Bronzezeit errichtet und im Mittelalter von den Slawen wieder besiedelt

---

[1]) A. Götze, Die Schwedenschanze auf der Klinke bei Riewend, Kreis Westhavelland. Nachr. über deutsche Altertumsfunde 12, H. 2, 1901, S. 17 ff.

worden ist, konnte Schuchhardt[2]) zwar ebenfalls ältere und jüngere slawische Schichten unterscheiden, aber eine absolute Datierung ergab sich auch hier nicht. Auf dem Kastell Höhbeck („Hohbuoki") bei Gartow an der Elbe, das Karl der Große gegenüber von Lenzen gegen die Wilzen zum Schutze des Elbüberganges anlegte und 810 vorübergehend im Besitz der slawischen Wilzen war, hat Schuchhardt[3]) einige Tonscherben vom Charakter der slawischen gefunden, die er in das Jahr 810 datieren möchte. Einige weitere Anhaltspunkte für die Datierung der Keramik aus dem 9., 10. und 11. Jahrhundert haben demselben Forscher Grabungen auf zwei Ringwällen bei Reetz, Kreis Arnswalde, im Jahre 1919 geliefert.[4]) Neuerdings hat Albrecht[5]) versucht, die Keramik der Burgwälle des mittleren Saalegebietes zeitlich zu gliedern. Er kommt dabei zu dem Ergebnis, daß die spätslawische Keramik (Stil III nach Götze) auf den dortigen Burgwällen überhaupt nicht vertreten ist; den Anfang der slawischen Kultur setzt Albrecht in die Zeit um 600 nach Christi, und zwar auf Grund von historischen Nachrichten, nach denen Fredegar über einen Slawenaufstand des Jahres 623 berichtet und im Jahre 631 der Volksstamm der Sorben zum ersten Male in der Geschichte auftaucht.[6]) Für die Besiedlung der im Saalegebiet gelegenen Burgwälle durch die Slawen (und zwar Sorben, also Südslawen) ergibt sich danach die Zeit von 600—1000 n. Chr. Nach Albrecht ist diese Zeit auf Grund von typologischen Unterschieden der Keramik in zwei Abschnitte zu gliedern, die den Perioden I und II von Götze im wesentlichen entsprechen. Zur ersten (ältesten) Gruppe rechnet er alle Tongefäße mit geschlossenem Wellen-, Linien- und Strich-Punkt-Ornament und die Gefäße mit einfacher Profilierung; zur zweiten Gruppe alle Gefäße mit aufgelöstem freien Ornament und diejenigen, die eine schärfere Profilierung und feinere Bearbeitung zeigen. „Zeitlich lassen sich die beiden Perioden nicht genau begrenzen, da ein allmählicher Übergang stattfindet. Einen gewissen Anhaltspunkt haben wir insofern, als Gefäße von

---

[2]) Das Material (in der vorgeschichtlichen Sammlung der Staatlichen Museen in Berlin) ist bisher nicht veröffentlicht; s. C. Schuchhardt, Slawische Scherben aus dem Jahre 810 n. Chr. Bezzenberger-Festschrift (Göttingen 1921) S. 141.

[3]) C. Schuchhardt a. a. O. (s. Anm. 2).

[4]) C. Schuchhardt, Ztschr. f. Ethn. 51, 1919, S. 288 u. 289.

[5]) Chr. Albrecht, Beitrag zur Kenntnis der slawischen Keramik auf Grund der Burgwallforschung im mittleren Saalegebiet. Mannus-Bibl. Nr. 33, Leipzig 1923.

[6]) Albrecht a. a. O. S. 6—9.

Gruppe II auf den Hochburgen, die wir etwa bis 800 angesetzt haben, nur selten und bisher nur an der Oberfläche vorkommen, zahlreicher dagegen in den Sumpfburgen, deren Benutzung etwa bis zum Jahre 1000 gereicht hat. Wir kommen also zu dem Schluß, daß die erste slawische Periode im Saalegebiet von 600 bis zum Ausgange des 8. Jahrhunderts reicht, die zweite Periode kurz vor 800 einsetzt und das 9. und 10. Jahrhundert umfaßt" (Albrecht a. a. O. S. 44).

Es muß weiteren, umfassenderen und eingehenderen Untersuchungen überlassen bleiben, die Annahme von Albrecht, die von ihm als frühslawische bezeichnete Keramik gehe bis etwa 600 zurück, zu bestätigen. Bisher stehen wir jedenfalls noch immer der Tatsache gegenüber, daß die frühslawische Kultur in Ostdeutschland archäologisch, also durch Bodenfunde überhaupt kaum zu fassen ist. Sollte das nur daran liegen, daß sich bisher nur sehr wenige Prähistoriker mit der slawischen Kultur beschäftigt haben? Oder befanden sich tatsächlich, wie manche Forscher annehmen, die in Ostdeutschland einrückenden Slawen auf so niedriger Kulturstufe, daß wir kaum eine Spur von ihnen nachweisen können?

Noch einen zweiten Weg gibt es, den Beginn der slawischen Besetzung Ostdeutschlands zu ermitteln, indem wir nämlich versuchen, das Ende der germanischen Besiedlung dieses Gebietes festzustellen. Bekanntlich saßen hier während der römischen Kaiserzeit, also in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten, die Ostgermanen, deren Bereich sich damals im Osten bis zu einer Linie erstreckte, die vom Kurischen Haff im Norden östlich vom Bug bis nach Südrußland verläuft.[7]) Die Gräber und Friedhöfe dieser germanischen Bevölkerung sind zahlreich bis etwa um 400 n. Chr. Geb. Aus dem 5. Jahrhundert sind nur noch wenige bekannt, und im 6. Jahrhundert hören sie ganz auf. In dieser Erscheinung spiegelt sich sozusagen archäologisch das geschichtlich bekannte Hauptereignis jener Zeit wider: die Abwanderung der Ostgermanen nach den verschiedensten Gegenden, in denen sie dann neue Reiche begründeten, jenes Ereignis, nach dem die Zeit des 5. und 6. Jahrhunderts ihren Namen „Völkerwanderungszeit" erhalten hat. Während man nun bisher zumeist angenommen hat, es sei eine vollständige Auswanderung der Ostgermanen aus Ostdeutschland erfolgt, mehren sich von Jahr zu Jahr Funde, die beweisen, daß zum mindesten bis ins

---

[7]) G. Kossinna, Zu meiner Ostergermanenkarte. Mannus 16, 1924, S. 160, Taf. I.

6. Jahrhundert hinein germanische Bewohner dort vorhanden gewesen sind, in denen wir die Zurückgebliebenen zu sehen haben. Die bis 1922 bekannt gewordenen spätesten germanischen Funde in dem später slawisch gewordenen Ostdeutschland hat Krüger[8]) zusammengestellt; sie gehören dem 5. und 6. Jahrhundert an und stammen aus dem südlichen Holstein, Mecklenburg, Brandenburg, Freistaat und Provinz Sachsen, Pommern, Posen und Schlesien. Das Danziger Museum besitzt weitere hierhergehörige Funde aus Pommern und Westpreußen, die zum Teil noch nicht veröffentlicht sind, und neuerdings sind in Schlesien bemerkenswerte Funde aus der Völkerwanderungszeit gemacht worden, deren Veröffentlichung durch Jahn bevorsteht. Es handelt sich dabei nicht nur um Einzel- oder Depotfunde, die möglicherweise durch den Handel ins Land gelangt sein können, sondern um Grabfunde, die für die Ansässigkeit von Germanen in Ostdeutschland bis zum Ende des 5. und Anfang des 6. Jahrhunderts unbedingt beweisend sind. Von irgendwelchen slawischen Altertümern ist in dieser Zeit noch keine Spur nachweisbar. Wir kommen daher auch auf diesem Wege zu dem Ergebnis, daß als frühester Zeitpunkt für die slawische Einwanderung nach Ostdeutschland die Zeit um 600 n. Chr. anzunehmen ist.

Damit könnten wir eigentlich unsere auf den neuesten Ergebnissen der Vorgeschichtsforschung beruhende Betrachtung über die germanische und slawische Besiedlung Ostdeutschlands schließen, wenn nicht neuerdings von slawischer Seite versucht würde, die Behauptung aufzustellen, in Ostdeutschland sei die slawische Besiedlung viel älter als die germanische. Die Sachlage ist folgende:

Es wurde oben davon gesprochen, daß ganz Ostdeutschland während der Zeit der Römischen Kaiser und bis in die Völkerwanderungszeit hinein von Ostgermanen bewohnt war. Diese bildeten eine große Stammesgemeinschaft, deren einzelne Teile (Stämme) von griechischen und lateinischen Schriftstellern wiederholt erwähnt und zum Teil beschrieben worden sind. Nach diesen Angaben und nach Mitteilungen des Goten Jordanes sind wir auch über die Gebiete unterrichtet, die während der Kaiserzeit von den einzelnen germanischen Stämmen eingenommen wurden. Auf diesen geschriebenen (also geschichtlichen) Überlieferungen fußend, sind wir in der Lage, die Altertumsfunde aus jener Zeit bestimmten Stämmen

---

[8]) Georg Krüger. Die Siedlung der Altslawen in Norddeutschland. Mannus-Bibl. Nr. 22 1922. S. 130/131.

zuzuweisen und dadurch wiederum die Grenzen der Stammesgebiete genauer festzustellen, als es nur mit Hilfe der Nachrichten antiker Schriftsteller geschehen könnte.[9]) Damit ist also nicht nur die Ethnographie der germanischen Stämme zur Römischen Kaiserzeit klargestellt, sondern auch die Grundlage gewonnen, von der aus das Wohngebiet der Ostgermanen in den Zeiten, die v o r der Römischen Kaiserzeit liegen, im Sinne der eingangs gekennzeichneten Methode einwandfrei ermittelt werden kann.

Auf Grund eingehender Studien der Funde von ostgermanischem Charakter aus der Vorrömischen oder Spätlatènezeit (der letzten beiden Jahrhunderte vor Chr. Geb.) hat Kostrzewski[10]) die Ausdehnung des ostgermanischen Gebietes in jener Zeit ermittelt; es umfaßt ganz Ostdeutschland und reicht im Osten weit nach Polen und Galizien hinein. Spätere Untersuchungen desselben Forschers haben ergeben, daß die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit im Gebiete des einstigen Königreiches Polen noch weiter verbreitet war, als ursprünglich angenommen wurde.[11]) Die unter Berücksichtigung dieser neuen Veröffentlichungen anzunehmende O s t - grenze der Ostgermanen während dieser Zeit verläuft von Königsberg im Norden nach Südosten hin etwas östlich von Drohitschin, Brest-Litowsk, Sokal bis Cherson im Süden.[12]) Gehen wir zeitlich noch weiter zurück, so sehen wir, daß in der älteren Latènezeit und frühen Eisenzeit fast das gleiche Gebiet, wenn auch nicht in demselben Umfange, von einer gleichmäßigen, in Ostdeutschland durch Steinkistengräber mit Gesichts-

[9]) Für Nordostdeutschland vgl. hierzu die zusammenfassende Darstellung von L a B a u m e, Vorgeschichte von Westpreußen (Danzig 1920) S. 77—87 (dort Literatur bis 1920). Dazu ferner an neuer Literatur: K o s s i n n a, Ostgermanenkarte (Mannus 16, 1924, S. 160 ff.); für Westpreußen: G ü n t h e r, Goldfund von Kommerau (Mannus 14, 1922, S. 100 ff.), K o s s i n n a, Reitergrab von Kommerau, ebendort S. 110 ff.; für die ehemalige Provinz Posen: J a h n, Mannus 14, 1922, S. 309 (Fund von Siedlemin, Kr. Jarotschin); für „Groß-Polen": K o s t r z e w s k i, Wielkopolska, 2. Aufl. 1923, S. 192—213 (polnisch); v. R i c h t h o f e n, Mannus 16, 1924, S. 317 ff.; für Schlesien: M. J a h n, Zur Herkunft der schlesischen Vandalen, Mannus-Bibl. 22, 1922, S. 78 ff.

[10]) J. K o s t r z e w s k i, Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit. I und II. Mannus-Bibl. 18 u. 19, 1919. Karte am Schluß von Teil I.

[11]) B. v. R i c h t h o f e n, Zur Latènezeit in Osteuropa. Mannus 15, 1923, S. 291 ff. Dort sind die polnisch geschriebenen Arbeiten von Kostrzewski, die dessen Veröffentlichung in der Mannus-Bibl. ergänzen, genannt.

[12]) G. K o s s i n n a, Ostgermanenkarte, Mannus 16, 1924, S. 160. Taf. I, Linie III.

urnen gekennzeichneten Kultur eingenommen wird, die ihrer Eigenart nach germanisch ist und sich durch ihre Besonderheiten gegenüber dem westgermanischen Gebiet als ostgermanisch erwiesen hat. Auch bei dieser älteren Kultur, die etwa bis ins 8. Jahrhundert vor Chr. zurückgeht, hat sich durch neuere Forschungen von Kostrzewski herausgestellt, daß sie erheblich weiter nach Osten, besonders Südosten reicht, als bisher angenommen wurde, und außer Ostdeutschland fast ganz Kongreßpolen und Teile von Galizien umfaßt.[13])

Der Charakter der ostdeutsch-polnischen Kultur von der frühen Eisenzeit bis in die Völkerwanderungszeit hinein ist so offensichtlich germanisch, daß selbst die polnische Vorgeschichtsforschung nicht umhin kann, die Träger dieser Kultur für Germanen zu halten. Weil aber diese Tatsache zur Unterstützung der slawischen Ansprüche auf Ostdeutschland nicht recht geeignet und dem polnischen Nationalismus peinlich ist, so mußte vom Standpunkt dieser Richtung aus ein Ausweg gefunden werden, der zugunsten der Slawen spricht. Die slawische Kultur in Ostdeutschland mußte unter allen Umständen für älter gestempelt werden als die germanische, koste es, was es wolle, und wenn darüber auch die Sachlichkeit der wissenschaftlichen Forschung in die Brüche kam. Ging es also beim besten Willen nicht an, die eisenzeitliche Kultur Ostdeutschlands und des östlich angrenzenden Gebietes für slawisch zu erklären, so wurde versucht, den Hebel früher anzusetzen, und dazu bot sich der polnischen „Forschung" ein geeignetes Objekt in Gestalt der sogenannten „Lausitzer Kultur", deren Volkstum schon seit langer Zeit umstritten ist.

Ostdeutschland zeigt in der zweiten Hälfte der Bronzezeit kein gleichmäßiges Kulturbild, sondern eine Teilung in zwei ungleiche Kulturprovinzen. Im Norden — Mecklenburg, Uckermark, Pommern, Westpreußen und im westlichen Ostpreußen — Hügelgräber mit spärlicher, einfacher und gleichförmiger Keramik und mäßig zahlreichen Bronzebeigaben von norddeutsch-skandinavischem Charakter, der sich ebenso in zahlreichen Bronzedepotfunden äußert; im südlichen Teil (Brandenburg, Posen, Sachsen, Schlesien, ebenso wie im westlichen Polen und Böhmen-Mähren) Urnenfriedhöfe (selten Hügelgräber) mit sehr zahlreicher und formenreicher Keramik vom

---

[13]) Dazu B. v. Richthofen, Mannus 15, 1923, S. 1924 u. 295; Ders., Zum Stand der Vorgeschichtsforschung in Posen usw., Mannus 16, 1924, S. 311 ff. Dort ist die polnische Literatur genannt. — Kossinna, Ostgermanenkarte, Mannus 16, 1924, S. 163 ff. u. Karte Taf. I.

„Lausitzer Typ" sowie äußerst spärlichen Metallbeigaben, daneben Bronzedepots mit überwiegend südöstlichen Formen. Diese starken Unterschiede, ganz besonders diejenigen des Bestattungsbrauches und der Keramik, machen es sehr wahrscheinlich, daß wir es bei den beiden Kulturgruppen mit verschiedenen Völkern zu tun haben. Daß die nördliche germanisch ist, dürfte heute von niemandem mehr bestritten werden. Die ostdeutsche Urnenfelderkultur (meist Lausitzer Kultur genannt) wird dagegen von den meisten Forschern wegen ihrer erheblichen Verschiedenheit von der nordisch-germanischen Kultur als nichtgermanisch angesehen, wobei sich die einen für illyrisch, die andern für thrakisch entschieden haben, während wieder andere die Frage als unentschieden ansehen möchten. Darüber aber sind sich alle Meinungen ernsthafter und rein sachlich denkender Forscher einig, daß die bronzezeitliche Urnenfelderkultur in Ostdeutschland, Polen, Böhmen usw. n i c h t slawisch gewesen sein kann, wie von slawischer Seite früher schon behauptet, aber niemals bewiesen worden ist, auch nicht bewiesen werden konnte, weil die Slawen damals noch in ihrer nördlich der Karpathen (zwischen Steppe und Pripetsümpfen, oberer Weichsel und Dnjepr) gelegenen Urheimat ansässig waren.[14])

Hier setzt nun ein neuer Vorstoß der slawischen Pseudowissenschaft unter Führung von Kostrzewski ein. Die alte, längst als unwissenschaftlich erwiesene Behauptung von der slawischen Priorität in Ostdeutschland wird wieder „aufgewärmt", diesmal aber etwas anders aufgetischt. Die bronzezeitlichen Urnenfelder („Lausitzer Kultur") Ostdeutschlands und der Nachbargebiete, so lautet die von dieser Seite aufgestellte Hypothese, sei slawisch gewesen; zu Beginn der frühen Eisenzeit seien die Germanen nach Süden vorgedrungen und hätten die „slawische" Bevölkerung als Herrenschicht überlagert, während die slawische Kultur selbst in der „Unterschicht" sich erhalten und fortgelebt habe. Die ostgermanische Besetzung habe bis zur Völkerwanderungszeit gedauert; als dann die Germanen abgezogen seien, wäre die slawische Schicht wieder an die Oberfläche gekommen, und daher erklärte sich, daß es so aussähe, als seien die Slawen erst nach der Völkerwanderungszeit nach Ostdeutschland eingewandert. In Wirklichkeit seien sie dort von jeher einheimisch gewesen, aber lange Zeit (vom 8. Jahrhundert v o r Chr. bis zum 6. Jahrhundert n a ch Chr.!) von den Ostgermanen „unterdrückt" worden.

---

[14]) Diese Annahme deutscher Forscher hat selbst der tschechische Prähistoriker Niederle auf Grund eingehender historischer, sprachlicher und anthropologischer Studien bestätigt.

Wir können an dieser Stelle nicht alle Gründe anführen, die Kostrzewski für seine Behauptung beizubringen versucht, und ebenso nicht im einzelnen in eine Erörterung dieser Frage eintreten, weil die notwendigen Fachkenntnisse dafür in weiteren Kreisen nicht ohne weiteres vorausgesetzt werden können. Im übrigen haben einige deutsche Vorgeschichtsforscher bereits zu dieser Frage Stellung genommen und sich kritisch dazu geäußert.[15]) Nur die Hauptpunkte seien hier berührt. Daß die Kultur eines Volkes sich länger als ein Jahrtausend unter der Kultur eines Herrenvolkes halten soll, ohne daß von diesem verborgenen Volkstum auch nur eine Spur nachweisbar wäre, ist gar nicht vorstellbar; nichts anderes aber ist der Grundgedanke von Kostrzewski. Die „Lausitzer oder Urnenfelder-Kultur" dauert überhaupt nur bis in die Frühlatènezeit (etwa 500—400 v. Chr.) an und verschwindet dann vollständig, weil ihr Gebiet ganz offensichtlich von der germanischen eingenommen wird; daß sie weiterhin „unter der Oberfläche" fortbestanden haben und in der Völkerwanderungszeit wieder aufgelebt sein soll — es wird in diesem Zusammenhange unter Hinweis auf rein äußerliche Ähnlichkeiten geradezu von einer „Renaissance" gesprochen! — glaubt außer Kostrzewski und seinen Anhängern wohl keiner, der das umfangreiche Material an Altertümern jener Zeit kennt. Tatsachen, die für jedermann leicht als Konvergenzerscheinungen erkennbar sind, müssen herhalten, um die „Lausitzische" (lies: slawische) „Renaissance" zu beweisen: Ähnlichkeiten der Keramik vom Lausitzer Typ mit solchen der späten Kaiserzeit, also zwischen Dingen, die durch mehr als tausend Jahre ohne jedes Zwischenglied voneinander entfernt liegen; ferner das Vorkommen von Burgwällen in der Bronzezeit und in der slawischen Zeit des Mittelalters (als ob es nicht auch außerhalb Ostdeutschlands Burgwälle gäbe) usw. Diese Art der Beweisführung steht etwa auf derselben Höhe wie die des polnischen Historikers Boguslawski, der die Gleichung aufstellte: Suewi=Slawi (!) und damit den Slawen das Urheimatrecht in Ost- und Mitteldeutschland sichern wollte. Nun, mit Wissenschaft haben solche Behauptungen nichts zu tun; und es ist unverständlich, wie Kostrzewski, der den Ruf eines gründlichen und sachlichen Prähistorikers genoß, die Rolle eines nicht ernst zu nehmenden und tendenziös arbeitenden Nationalisten mit „wissenschaftlichem" Anstrich übernehmen konnte.

---

[15]) M. Jahn, Mannus 14, 1922, S. 309—311; — B. v. Richthofen, Mannus 15, 1923, S. 294—298; — Ders., Mannus 16, 1924, S. 319 ff. — Dort ist die in Frage kommende polnische Literatur verzeichnet.

Ernste deutsche Forschung ist an der Arbeit, Werden und Vergehen der „Lausitzer Kultur“ zu ergründen, und wird zweifellos, wenn das außerordentlich umfangreiche Material nach allen Richtungen hin durchgearbeitet ist, auch zu einer einwandfreien Bestimmung der Träger dieser Kultur gelangen. Schon heute dürfte aber nach dem Stande der Wissenschaft, und zwar nicht nur der vorgeschichtlichen Archäologie, sondern auch der Geschichte, Sprachkunde und Volkskunde feststehen, daß die Slawen dafür überhaupt nicht in Betracht kommen; denn wir wissen mit absoluter Sicherheit, daß die erste slawische Einwanderung in das östliche Mitteleuropa nach der Völkerwanderungszeit erfolgt ist, nachdem die bis dahin ansässig gewesenen Ostgermanen zum größeren Teil das Land verlassen hatten. Wenn die slawische Vorgeschichtsforschung sich müßig fühlt, so möge sie sich einmal die Mühe machen, die Anwesenheit der Slawen in Ostdeutschland, ja selbst in Polen, Böhmen und Mähren in den ersten Jahrhunderten nach der Völkerwanderungszeit archäologisch nachzuweisen, was, wie oben ausgeführt wurde, bisher nicht möglich gewesen ist.

Schon um 800 hat, wie nach geschichtlichen Quellen feststeht, die Wiedergewinnung des von den Westslawen eingenommenen ehemals germanischen Landes an der Westgrenze ihres Vordringens durch Karl den Großen eingesetzt; unter Otto dem Großen ist das ganze Gebiet bis zur Elbe regermanisiert worden, und um 1200 ist mit dem Einzuge des deutschen Ritterordens auch im Weichselgebiet das Ende der slawischen Okkupation gekommen. Es bleibt also bei dem bisherigen Ergebnis: für Ostdeutschland bedeutet die Slawenzeit nur eine kurze Episode innerhalb einer jahrtausendelangen germanisch-deutschen Besiedlung.

Die kirchenrechtliche Stellung der Deutschordensgemeinden.

Von Erich Keyser, Danzig.

1. Allgemeine Grundlagen.

Der Deutsche Ritterorden war eine geistliche Genossenschaft; in ihr durchdrangen sich geistliche und weltliche Züge. Ihr Zweck war die Ausbreitung und Verteidigung des Christentums im Heidenlande. Sie erstrebte ihr religiöses Ziel mit irdischen Mitteln; nicht durch Predigt und Taufe, wie die bischöfliche Mission in den Gebieten zwischen Elbe und Weichsel[1]), sondern mit ritterlichem Schwert und fürstlichen Kreuzzugsscharen. Der Orden war eine Versorgungsanstalt des Adels, aber er war zugleich eine klösterliche Vereinigung, in der vergangener Frevel gebüßt und der sündigen Seele ewiger Lohn erworben werden konnte.

Der Orden beförderte die Zwecke päpstlicher Politik; aber er dehnte auch den Ruhm des deutschen Namens weit über die Grenzen des Reiches aus. Er gewann dem Universalismus der Kurie neue Länder; aber er begründete auch Siedlungen deutscher Bürger, Ritter und Bauern. Papst und Kaiser wetteiferten, dem Orden ihren Schutz zu versichern, weil sie seine Macht ihren Zielen dienstbar zu machen und ihrem Willen gefügig zu erhalten hofften.

Es war für die Geschicke des Deutschen Ordens bedeutsam, daß seine Entstehung in die Zeit des Kampfes zwischen päpstlicher Weltherrschaft und staufischem Imperialismus fiel und daß einer seiner ersten Hochmeister, Hermann von Salza, sich in diesem Wettstreit eine vermittelnde Stellung errang. Er wurde dadurch aus der Reihe der territorialen Machthaber hinausgehoben und an die höchsten Gewalten des späten Mittelalters gebunden. Aber wie das Feld seiner Betätigung nicht nur außerhalb des Reiches, sondern sogar an den Grenzen der mittelalterlichen Welt gelegen war, so stand auch seine Organisation vielfach außerhalb der kirchlichen und staatlichen Gliederung der Zeit.

---

[1]) Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands, Leipzig 1903, IV, S. 554 ff.

Nur in einer Beziehung war er bodenständiger, territorial beschränkter als seine Genossen, die Templer und Johanniter; er entnahm seine Mitglieder lediglich dem deutschen Adel; er war der Deutsche Orden. Darauf beruhte die Kraft seiner inneren Geschlossenheit; aber damit war seine Ausdehnung auch auf das deutsche Sprachgebiet begrenzt. In der internationalen Gesellschaft des heiligen Landes konnte er nie recht Fuß fassen, und die reichen Gebiete Süd- und Westeuropas waren seiner Werbetätigkeit verschlossen. Dafür ward es ihm beschieden, in räumlichem Anschluß an das Reich sich eine Herrschaft zu begründen, die durchaus nationales Gepräge trug und aus dem völkischen Gegensatz gegen die Slawen besondere Stärke gewann. Er brachte seinen Gegnern Christentum und Deutschtum zugleich. Sein Gott war ihnen der deutsche Gott.

Die Zusammenfassung geistlicher und weltlicher, universaler und territorialer, imperialer und nationaler Elemente trat in seinem Wesen allenthalben hervor; sie bestimmte seine Stellung zu Kaiser und Papst und bedingte seine Verfassung und Staatsbildung.[2])

Die Gründung des Deutschen Ordens geht auf deutsche Bürger zurück; deutsche Fürsten wandelten das Spital in einen Ritterorden um; der Bruder des deutschen Kaisers war sein erster Schutzherr. Die Kurie hielt sich anfangs zurück. Sie erteilte wohl dem Orden ihre Bestätigung und nahm ihn in ihren Schutz; Innozenz III. verbriefte ihm seine Besitzungen; aber erst als die ersten Jahrzehnte seines Bestehens verflossen waren, als unter tatkräftiger Leitung seine Geltung wuchs, nahm sich Rom der deutschen Stiftung nachdrücklich an und anerkannte ihn als gleichberechtigt neben den älteren Orden. Rasch und schier mühelos holte er dann die Entwicklung ein, die seit langem die Templer und Hospitaliter genommen hatten. Die Rechte und Freiheiten, die von ihnen erworben waren, wurden auch ihm widerspruchslos eingeräumt; er nutzte die Erfahrungen ,die jene gemacht hatten. Macht und Ansehen wurden ihm von der Kurie freigebig geschenkt. Honorius III. ward der Begründer seiner kirchlichen Freiheiten. Nachdem er anfangs nur seine Satzungen und seinen Besitz bestätigt und ihm einzelne Privilegien erteilt hatte, erklärte er auf den Wunsch, den Friedrich II. bei seiner Krönung geäußert hatte, daß die Brü-

---

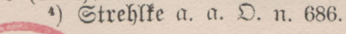
[2]) über die Ursachen und Folgen dieser zwiespältigen Grundlagen vgl. jetzt die scharfsinnige und weitausgreifende Schrift von Erich Caspar, Hermann von Salza und die Gründung des Deutschordensstaates in Preußen. Tübingen 1924.

der des deutschen Spitals den älteren Orden gleichgestellt werden sollten.[3]) In schneller Folge verlieh er ihnen die Rechte, die jene bereits empfangen hatten. Er hatte vor ihnen rechtlich nichts voraus, aber er stand ihnen auch in nichts nach. Aus der ersten Hälfte des Jahres 1221 sind nicht weniger als 57 Rechtsverleihungen für den Deutschen Orden bekannt; in den nächsten beiden Jahren folgten weitere 28. Damit war die rechtliche Stellung der neuen Gründung in der Kirchenverfassung gesichert. Den späteren Päpsten blieb nur übrig, die Privilegien ihrer Vorgänger zu bestätigen, den widerstrebenden Prälaten Gehorsam gegen die kurialen Erlasse einzuschärfen und diese in Einzelheiten zu erweitern und zu bekräftigen. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts befand sich der Deutsche Orden im Besitz beneidenswerter Rechte; er selbst diente jetzt als Vorbild: Bonifaz IX. gewährte 1389 den Johannitern alle Freiheiten, deren sich jener erfreute.[4])

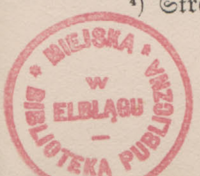
Nach der vollständigsten Sammlung der päpstlichen Privilegien für den Deutschen Orden bei Strehlke, Tabulae ordinis theutonici, verteilen sich die Erlasse der Kurie auf die einzelnen Päpste an Zahl wie folgt:

Clemens III. (1187—1191) . . . 1
Coelestin III. (1191—1198) . . . 1
Innozenz III. (1198—1216) . . . 6
Honorius III. (1216—1227) . . . 113
1216 . . . 2
1218 . . . 1
1220 . . . 2
1221 . . . 57 (davon vom 15.—21. Jan. 34)
1222 . . . 4
1223 . . . 24
1224—26 . 7
Gregor IX. (1227—1241) 53
Davon 48 Wiederholungen; von ihnen im Jahre 1227 25.
Innozenz IV. (1243—1254) . . . 62
Davon 46 Wiederholungen.
1244 . . . 13
1245 . . . 14
1246 . . . 8
1247 . . . 14
1248 . . . 2
1244—48 . 51.

[3]) E. Strehlke Tabulae ordinis theutonici, Berlin 1869 n. 309 (1221).



[4]) Strehlke a. a. O. n. 686.



Alexander IV. (1254—1261) . . . 87

Davon 51 Wiederholungen.

1255 . . .	2
1256 . . .	2
1257 . . .	41
1258 . . .	25
1255—58 .	70.

Urban IV. (1261—1264) 16

Davon 13 Wiederholungen.

Clemens IV. (1265—1268) . . . 15

Davon 13 Wiederholungen.

Für die spätere Zeit sind für die einzelnen Päpste nur wenige Privilegien angeführt, die zumeist Wiederholungen enthalten.

Dem Ruhme Gottes, der Verteidigung der Gläubigen und der Befreiung der von den Feinden bedrängten christlichen Kirche widmete der Orden seine Tätigkeit.[5]) Er stellte sich in den Dienst der universalen Aufgaben des Papsttums, das die Ritterorden als wertvolle, finanzielle und militärisch-politische Hilfsmächte betrachtete. Durfte die Kurie doch hoffen, daß in dem neueroberten Heidenlande ein ihr unmittelbar untergeordnetes Herrschaftsgebiet entstand, in dem sie an die überlieferte, einengende Rücksichtnahme auf die Prälaten und Fürsten nicht gebunden war, die ihr die Entwicklung der Kirche im Abendlande auferlegt hatte. Es ist bemerkenswert, daß die Bedeutung der Ritterorden in demselben Zeitraum erwuchs, in dem die Bettelorden auftraten, an denen der römische Stuhl nicht minder ergebene, ausschließlich ihm unterworfene Gehilfen fand. Die Kurie wußte die aristokratischen und demokratischen Elemente der spätmittelalterlichen Kultur in gleicher Weise in ihren Bann zu ziehen. Sie konnte dies aber nur deshalb, weil sie die neuen, aufstrebenden Ritter- und Mönchsorden von der Unterordnung unter die bischöflichen Gewalten befreite und sich selbst unmittelbar unterstellte.

Auch der Deutsche Orden ist in bewußtem und gewolltem Gegensatz zu der allgemeinen Kirchenordnung emporgekommen. Die Privilegien, die ihm die Kurie erteilte, bezweckten vor allem die Lockerung des Verhältnisses, in dem nach altem Herkommen die niederen kirchlichen Gebilde zu der episkopalen Hierarchie standen. Denn die Bischöfe vertraten das terri-

---

[5]) Strehlke n. 306: Honorius III. 1220 dec. 15: ad dei laudem et gloriam atque defensionem fidelium et liberandam Christi ecclesiam.

toriale Prinzip nicht minder als das imperiale. Auf ihnen beruhte trotz der Errungenschaften des Investiturstreites die Erhaltung und das Ansehen der kaiserlichen Macht. Da sie die Ausbildung eigener Landeshoheiten versuchten, konnte es ihnen nicht erwünscht sein, wenn sich die Niederlassungen bedeutender Genossenschaften ihrer kirchlichen Oberleitung entzogen. Trotzdem mußte das Streben des Ordens dahin gehen, sich volle Bewegungsfreiheit für seine selbständige Politik zu sichern. Aus dem Mutterlande zog er die militärischen und finanziellen Kräfte an sich, mit denen er die päpstliche Politik in Palästina und seine eigenen, territorialen Ziele im Burzenlande und in Preußen verfolgte. Dieser unaufhebbare Widerstreit zwischen Orden und Bischöfen rief unaufhörliche Kämpfe hervor, die sich durch die Jahrhunderte hinzogen. Immer wieder hatte der Orden an der Kurie über Unterdrückung und Verletzung seiner Rechte zu klagen, während sich der Episkopat, ungeachtet der päpstlichen Sendschreiben, über seine Freiheiten, so oft es ging, hinwegsetzte. Es ist bezeichnend, daß das Konzil zu Konstanz, auf dem die bischöflichen Gewalten bedeutsam hervortraten, bei der Bestätigung der Ordensprivilegien ausdrücklich vermerkte, daß der Orden keine neuen Rechte mehr hinzuerwerben dürfte.[6])

Während der Episkopat zeitweise im Einvernehmen mit den Fürsten seine Macht im Kampfe gegen die Kurie zu festigen und zu verstärken suchte, sicherte den Ritterorden, die in den Bischöfen ihre gefährlichsten Gegner sahen, ihre universale Stellung im System der mittelalterlichen Weltordnung die Freundschaft und hilfsbereite Unterstützung der Päpste. Aber sie bedrohte und verhinderte infolge ihrer internationalen Zersplitterung letzthin ihre territoriale Abschließung und Ansiedlung und machte ihren Meistern den Erwerb einer Kirchenhoheit unmöglich, wie sie andere, weit weniger mächtige Kirchenobere erringen konnten. Nach dem Verlust ihrer Besitzungen[7]) im heiligen Lande ging die Macht der Ritterorden deshalb überall zurück, soweit sie sich nur noch auf ihre in Europa zerstreuten Konvente zu stützen vermochten.

Nur die Deutschherren bewahrten und verstärkten ihre Stellung, weil es ihnen gelungen war, sich im Osten Deutschlands ein weites Gebiet zu erfolgreicher Betätigung zu erwerben. Hier, wo sie von Grund auf neu bauen konnten und neu bauen mußten, wirkte sich ihre innere Kraft aus. Er-

[6]) Strehlke a. a. O. n. 703 (1417).

[7]) H. Prutz, Die geistlichen Ritterorden, Berlin 1908, S. 51 ff., 59 ff., 66 f.

möglicht wurde dem Orden diese Politik dadurch, daß er die weitgehenden, päpstlichen Vollmachten in einem Lande zur Geltung bringen konnte, in dem er von der Eifersucht benachbarter Bischöfe im wesentlichen unbehelligt war. Nicht in dem Streubesitz der deutschen Balleien und Kommenden, sondern in dem selbsterworbenen, geschlossenen Territorium jenseits der Weichsel erwies sich die Gunst der Kurie von höchstem Wert. Während er mit seinen Privilegien gegen die festgewurzelte Übermacht der Diözesanen im Reiche nur schwer ankämpfen konnte, ward es ihm leicht, den Widerstand des erst selbst im Entstehen begriffenen preußischen Episkopats zu brechen.

Die Ausbildung der Kirchenverfassung in Preußen, der Erwerb der Landeskirchenhoheit im Deutschordensstaate erklärt sich aber nur aus den kirchlichen Vorrechten, die Honorius III. und seine Nachfolger dem Orden gewährt und in deren Genuß sie ihn stets erhalten hatten. Erst in Preußen zeigte sich der volle Wert der Exemtion, mit der einst der Orden bewidmet war. Das Verhältnis zu den Päpsten war und blieb maßgebend für die kirchliche Ordnung, die der Orden im Ostlande vornahm. Die allgemeinen Privilegien der Kurie bestimmten seine preußische Kirchenpolitik. Es ist daher notwendig, um diese recht zu verstehen, zunächst jene kennen zu lernen. Die nachstehende Untersuchung setzt sich deshalb das Ziel, vorerst an einem Sonderfall, der pfarrechtlichen Stellung der Ordensgemeinden innerhalb der allgemeinen Kirchenverfassung zu zeigen, auf welche rechtlichen Grundlagen der Orden seine Pfarrkirchenpolitik im Ordenslande Preußen zu stützen vermochte.[8])

2. Die Begründung eigener Kirchengemeinden.

Bereits in dem ersten Erlaß,[9]) den Honorius III. dem Deutschen Orden erteilte, gestattete er ihm, in unbebautem Gelände, das ihm in frommer Ergebenheit übertragen war, Gebäude, Kirchen und Friedhöfe anzulegen; sie sollten den Bedürfnissen der dort lebenden Personen dienen, ohne daß jedoch die Rechte einer benachbarten Abtei oder geistlichen Niederlassung dadurch beeinträchtigt würden. Da ihm das Seelenheil und die Zucht der Ritter gefährdet erschien, wenn sie beim Gottesdienst mit Laien und insbesondere mit Frauen zusammenkamen, gewährte er ihnen überdies die Erlaubnis, auch an

[8]) Es bleibt weiteren Abhandlungen vorbehalten, die Entwicklung in Preußen eingehend darzulegen.

[9]) Strehlke a. a. O. n. 303 (1216).

den Orten, die bereits besiedelt und wohl auch mit kirchlichen Anstalten versehen waren, Bethäuser zu erbauen, in denen sie selbst und Vorüberreisende ihre Gebete verrichten konnten. Ferner war es ihnen unbenommen, sich eigene Begräbnisstätten anzulegen.

Da das Gebiet, das der Orden mit dem Schwerte den Heiden entrissen hatte, zugleich dem christlichen Glauben gewonnen werden sollte, wurde auf die Errichtung von Pfarrkirchen hoher Wert gelegt. Der Papst verfehlte deshalb nicht, die Ritter zum Bau von Gotteshäusern in dem ehemals sarazenischen Lande zu ermuntern, sofern sich nicht an den in Aussicht genommenen Orten bereits Bischöfssitze befanden.[10]) Denn wie ursprünglich in den Städten des Abendlandes die bischöflichen Kathedralen als Pfarrkirchen gedient hatten[11]), so sollte auch in Palästina die Unterhaltung der Bischofskirchen nicht durch den Wettbewerb mit anderen Pfarrkirchen erschwert werden; bot sich doch überall in dem vorerst nur schwach besiedelten Neulande reiche Gelegenheit, an anderen Orten dem Bedürfnis der zerstreut wohnenden Christen durch Anlage von Kapellen und Begründung neuer Pfarrbezirke zu genügen.

Die Bestimmungen der Kurie sicherten dem Orden kirchliche Selbständigkeit. Überall, wo er Niederlassungen begründete, war er nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet, Kirchen und Kapellen zu errichten. Er war damit in den Dienst der Mission gestellt und zugleich von der Teilnahme an dem Gottesdienst der Ortsgemeinde befreit. Es war der erste Ansatz, den Orden aus dem Zusammenhang des örtlichen Kirchenverbandes herauszulösen und ihn den universalen Aufgaben des Papsttums unterzuordnen. Denn die Kirchen, die der Orden im Heidenlande erbaute, sollten unter dem besonderen Schutze des Papstes stehen; außer ihm sollte kein Prälat irgendein Recht auf sie besitzen; sie waren allein der römischen Kirche unterstellt.[12]) Wohl sträubten sich die Kirchenoberen gegen das Ausnahmerecht, das den Ordenskirchen zuteil ward; aber die Kurie hielt an ihren Ansprüchen fest.[13]) Ordensland war in ihrem Sinne Papstland.

Aber auch der Orden zog aus der Anordnung seines Schutzherrn Nutzen; allenthalben, wo er sich kraft Eroberungsrechts oder dank der mildtätigen Stiftung von Laien und Geist-

---

[10]) ebd. n. 410 (o. D.).
[11]) A. Werminghoff, Verfassungsgeschichte der deutschen Kirche im Mittelalter. Leipzig 1913. 2. Auflage, S. 161.
[12]) Strehlke a. a. O. n. 410 u. 415 (o. D.).
[13]) ebd. n. 546 (1257), 550 (1257).

lichen ein Eigentum an Grund und Boden erworben hatte, war es ihm gewährt, exemte Kirchen und Gemeinden zu begründen. Es kam lediglich auf seine Vereinbarung mit der Kurie an, wie weit er die Nutzung der Pfarrechte und insbesondere die Einkünfte aus dem Kirchengute mit ihr zu teilen brauchte.

Nur hinsichtlich der Obliegenheiten, die aus seiner potestas ordinis entsprangen, waren die Ordenskirchen dem Diözesanbischof unterstellt. Er hatte das Chrisma und heilige Öl zu liefern, die ihm nach kanonischem Recht vorbehaltenen Sakramente zu spenden, die Altäre und Kirchen zu weihen und die Geistlichen zu ordinieren.[14]) Daß diese Befugnisse aber nur formelle Geltung besaßen und besitzen sollten, geht daraus hervor, daß die Bischöfe zur unentgeltlichen Vornahme dieser geistlichen Handlungen verpflichtet waren und die Wünsche des Ordens ohne Weigerung befriedigen sollten, soweit ihrer Erfüllung nicht kanonische Hindernisse entgegenstanden.[15]) Andernfalls erhielt dieser das Recht, sich an jeden andern Bischof zu wenden, der dem römischen Stuhle ergeben war und ihm bereitwilliger entgegenkam.

Den Gottesdienst an den Ordenskirchen versahen Kleriker, die in den Dienst der Ritter getreten waren; denn damit es an nichts zu ihrem Seelenheil fehlte, durften sie in ihrem Haupthause sowie den untergeordneten Konventen Priester bei sich anstellen. Diese sollten keinem anderen Orden angehören, ihre rechtmäßige Ordination nachzuweisen vermögen und bei dem Bischof ihrer bisherigen Diözese ihre Entlassung nachsuchen.[16]) Nur wenn die Geistlichen aus weiter Ferne kamen, war eine Rückfrage an ihren Bischof nicht nötig. Jedoch war der Orden auch berechtigt, kraft päpstlicher Vollmacht Kleriker aufzunehmen und in seinem Dienst zu behalten, wenn die Diözesanen ihre Überweisung verweigert hatten.[17]) Die Geistlichen mußten sich zu lebenslänglichem Profeß und zu unwandelbarem Gehorsam gegen Meister und Kapitel verpflichten. Der Orden erhielt dadurch unmittelbare Gewalt über seine Kleriker; sie waren den Prälaten weder Treue noch Gehorsam schuldig.[18]) Sobald sie sich als untauglich erwiesen, konnten sie jedoch zu einem anderen Orden entlassen werden. Da sich anfangs viele unwürdige Personen zu dem geistlichen Dienst im Orden eingefunden hatten, traten Mißstände ein. Ihnen

[14]) Hinschius Kirchenrecht II. S. 40 f.
[15]) Strehlke a. a. O. n. 306 (1220).
[16]) ebd. n. 329, 336 (1221).
[17]) ebd. n. 306 (1220).
[18]) ebd. n. 406 (Honorius III.).

sollte dadurch vorgebeugt werden, daß die Geistlichen erst nach einjähriger Probezeit das Gelübde ablegten, sich zu satzungsmäßigem Verhalten verpflichteten und dem Meister Gehorsam schworen. Sie hatten an dem gemeinsamen Leben der Ritter teilzunehmen; zur Unterscheidung von diesen trugen sie geschlossene Röcke. Der Verwaltung des Ordens standen sie fern; nur soweit es ihnen im Einzelfalle gestattet wurde, nahmen sie an den Beschlüssen teil.

Somit bildete sich ein eigenes Ordensklerikat heraus. Daneben war es aber allen Weltgeistlichen gestattet, sich ohne Verlust ihrer Pfründen auf ein oder zwei Jahre dem Dienst der Brüder zu widmen, ohne daß ihre Vorgesetzten dagegen Einspruch erheben sollten;[19]) nach Ablauf der Frist traten sie wieder zu ihren Kirchen zurück; es konnte jedoch nicht ausbleiben, daß sie dem Orden auch weiterhin Anhänglichkeit bewahrten und seine Tätigkeit durch Sammlung von Almosen und Kreuzpredigt in ihren Gemeinden unterstützten.

Die Kirchen wurden mit Ordenspriestern oder mit Vikaren besetzt.[20]) Kam die Kurie auch den Bestrebungen des Ordens weit entgegen, so verbot sie doch den Vikaren ihrerseits Stellvertreter mit ihrem Amte zu betrauen; sie sollten ihren Dienst persönlich verrichten.[21]) War doch auch sonst zu befürchten, daß ungeeigneten Personen das Pfarramt übergeben wurde und die geringen Gebührnisse, die sie von den Vikaren hätten beziehen müssen, ihnen keinen standesgemäßen Lebensunterhalt gewährleistet hätten.

Abgesehen von den Kirchen, die der Orden im Heidenlande begründete, kamen ihm die Patronatskirchen zustatten, die ihm vornehmlich von Laien im Mutterlande überwiesen waren. Die Kapläne, die an ihnen angestellt wurden, waren ebenfalls dem Papste untergeben. Die zuständigen Ordinarien nahmen von der Übertragung des Patronats an den Orden Kenntnis; ein Einspruchsrecht stand ihnen dagegen nicht zu.[22]) Der Orden konnte das Patronat nach Belieben veräußern und verleihen. So übertrug Burchard von Schwanden im Jahre 1286 das Patronat der Kirche zu Herborn, die bisher dem Ordenshause zu Coblenz inkorporiert gewesen war, dem Hause zu Wetzlar.[23])

---

[19]) Strehlke a. a. O. n. 362 (1221).
[20]) ebd. n. 318 (1221).
[21]) ebd. n. 338 (1221).
[22]) Joh. Heinr. Hennes Urkundenbuch zur Geschichte des Deutschen Ordens, insbesondere der Ballei Koblenz, Mainz 1845 I n. 332 (1296).
[23]) Hennes a. a. O. n. 301.

War es anfänglich wohl üblich gewesen, in den Patronatskirchen Weltgeistliche anzustellen, so gestattete Gregor IX., daß auch Ordenskleriker investiert werden durften, wofern sie den Diözesanbischöfen präsentiert worden wären. Auch in diesem Falle kamen die Temporalien dem Orden und nur die Spiritualien dem Bischofe zu.[24]) Schließlich kam es auch vor, daß Patronatskirchen den Ordenshäusern inkorporiert wurden. Damit fielen dann alle Unterschiede zwischen Patronats- und Eigenkirchen des Ordens hin. Um jeden Zweifel an der Berechtigung der inzwischen erfolgten Einverleibungen von Patronatskirchen auszuschließen, ließ sich der Orden im Jahre 1396 alle Inkorporationen von Bonifaz IX. bestätigen.[25])

Der Orden hatte über die von ihm präsentierten Geistlichen volle Verfügung. Sobald er zu der Erkenntnis kam, daß sie ihr Amt nicht geziemend versahen, durfte er die bediensteten Brüder und Vikare abberufen und an ihrer Stelle den Ordinarien andere zur Investitur vorschlagen.[26]) Es konnte nicht ausbleiben, daß auch in den Fällen, in denen sich der Orden der Geistlichen zu anderen Verrichtungen bedienen wollte, ihre Ablösung ihm jederzeit freistand. Im Vertrauen auf den Schutz der Päpste mochte sich der Orden manche Willkür zuschulden kommen lassen; denn die Ziele der Genossenschaft überwogen bei ihm naturgemäß die Verpflichtungen, die er als Patronatsherr seinen Gemeinden gegenüber innezuhalten hatte. Die geistliche Aufsicht der Diözesanen über die Ordenskirchen mochte zwar etlichen Übergriffen und Mißständen vorbeugen. Seine Herrschaft wurde aber nahezu unerschütterlich, wenn, wie es in Preußen geschah, die Domkapitel selbst dem Orden inkorporiert und die Bischöfe den Reihen der Ordenskleriker entnommen wurden.

Der Orden versuchte, sich aus der Ausübung der Pfarrkirchenrechte möglichst viele Vorteile zu verschaffen; es ist verständlich, wenn er dabei auf den heftigsten Widerstand der Prälaten stieß, die nur ungern sich die Verfügung über die Kirchen ihres Sprengels entzogen sahen, wenn auch die Kurie ihnen die Erfüllung ihrer geistlichen Pflichten gegenüber den exemten Ordenskirchen zu strengst vorgeschrieben hatte.

Besonders häufig widersetzten sich die Bischöfe der Einweisung der Geistlichen, die ihnen vom Orden kraft seines Patronatsrechtes präsentiert wurden. Der Gottesdienst wurde

---

[24]) Strehlke a. a. O. n. 466 (1257); vgl. n. 581 (1258), 631 (1263).

[25]) ebd. n. 693 (1396).

[26]) ebd. n. 694 (1397).

infolgedessen oft lange Zeit vernachlässigt; auch scheuten sie sich nicht, die vorgeschlagenen Kleriker zu exkommunizieren und die Kirchen mit dem Interdikt zu belegen. Oft setzten sie auch widerrechtlich Mitglieder ihres eigenen Kapitels in die Pfarrstellen ein, die den Ordenspriestern oder ihren Vikaren vorbehalten waren. Wenn ihnen deswegen Vorhaltungen gemacht wurden, wiesen sie darauf hin, daß sie bei dem Erwerb der Patronatsrechte durch den Orden um ihre Zustimmung nicht angegangen wären oder diese aus irgendwelchen Gründen nicht erteilt hätten.[27]) Sie wollten sich dem Spruche der Kurie nicht fügen, der es ihnen zur Pflicht machte, dem Verlangen der Deutschherren nachzukommen.

Vor allem empfanden sie es als harten Nachteil, daß der Orden die Einkünfte der Pfarreien für seine politischen Zwecke im heiligen Lande verwenden durfte, während ihnen selbst der sonst übliche Anteil entzogen wurde. Der Orden hatte nur dafür zu sorgen, daß den Vikaren ein angemessener Lebensunterhalt sichergestellt und den Bischöfen sowie ihren Offizialen die Gebührnisse erstattet wurden, die sie auf Grund ihrer geistlichen Oberhoheit in spiritualibus et sinodalibus verlangen konnten.[28]) Da Honorius III. mit harten Worten und Strafen gegen die Übertretung dieser Vorschriften einschritt, sahen sich die Prälaten gezwungen, nachzugeben; jedoch beanspruchten sie die Gefälle von den Kirchen, die in der Zeit nach dem Erlaß des Papstes im Jahre 1221 dem Deutschen Orden geschenkt waren. Unter ausdrücklicher Berufung auf die Anordnung seines Vorgängers erklärte deshalb Nikolaus IV., daß jene Bestimmung auch auf den inzwischen erfolgten und zukünftigen Erwerb der Ritter Anwendung zu finden habe.[29]) Bonifaz IX. bedrohte sogar alle Kirchenoberen mit Bann und Amtsentziehung, die bei der Einsetzung der vom Orden präsentierten Pfarrer und Pfründeninhaber sich die Hälfte oder irgend einen Teil der Einkünfte des ersten Jahres ausbedangen.[30]) Den Bischöfen stand über die Ordenskirchen lediglich die geistliche Aufsicht zu; kirchlich-finanzielle Gerechtsame waren ihnen nicht eingeräumt.

Auch fielen dem Orden alle Einkünfte während der Vakanzen zu. Kaiser Friedrich II. erteilte ihm im April 1223 das Recht, in den Patronatskirchen, die dem Reiche oder seinem Hausgute zugehörten oder ihm im Lehnswege und auf andere

---

[27]) Strehlke a. a. O. n. 359 (1221).
[28]) ebd. n. 327 (1221), 408 (o. D.), 664 (1289).
[29]) ebd. n. 664 (1289).
[30]) ebd. n. 692 (1396).

Rechtstitel hin übertragen waren, bei Vakanzen ein Jahr lang alle Einkünfte für sich zu beziehen, vorausgesetzt, daß für den Unterhalt der an ihnen bediensteten Geistlichen gesorgt war.[31]) Die finanzielle Ausnutzung der Vakanzen bildete trotzdem den Gegenstand heftigen Streites zwischen den Rittern und den Ordinarien. Für jene war es vorteilhaft, die Präsentation des neuen Pfarrverwesers möglichst lange hinauszuschieben, um seine Aufwandsgelder zu sparen. Die Bischöfe forderten dagegen alle Einnahmen für sich, solange die Stelle unbesetzt war, und verzögerten deshalb die Investitur der ihnen vorgeschlagenen Personen. Honorius III. bestimmte daher, daß der Orden die Präsentation innerhalb von 20 Tagen nach Eintritt der Vakanz vornehmen sollte, in der Zwischenzeit aber die Einkünfte für sich verwenden durfte;[32]) darauf hatte die Ordination zu erfolgen. Alexander IV. verbot ebenfalls die Besitznahme der Kirchen durch die Bischöfe und ihre Offiziale; sie hatten vielmehr spätestens 40 Tage nach dem Abgang des vorausgegangenen Pfarrers die präsentierten Geistlichen einzuweisen.[33])

Für die Erringung der kirchlichen Selbständigkeit des Ordens war es ferner besonders wichtig, daß die Ritter samt allen Zugehörigen von dem Pfarrzwange befreit wurden und eigene Gemeinden begründen durften. Die Gemeinde der Ordenskirche war dabei — abgesehen von Patronatskirchen mit ihrem angesessenen, überlieferten Sprengel — nicht räumlich umgrenzt; vermischt in anderen Pfarrsprengeln saßen ihre Mitglieder, alle, die dem Orden als Brüder und Dienende angehörten und alle, die im weiteren Sinne der Brüderschaft zugerechnet wurden, da sie mit ihm in geschäftlichem Verkehr standen. Ihre Zahl wuchs ständig an, da bereits jeder, der dem Orden Almosen spendete, Anteil an seinen Vorrechten erwarb.[34]) Die Kurie suchte diese Entwicklung, die zur Durchbrechung und Auflösung der örtlichen Pfarrverbände führen mußte, noch dadurch zu fördern, daß sie allen, die der Brüderschaft beitraten und sie durch jährliche Geschenke unterstützten, ein Siebentel ihrer Bußen erließ.[35])

Die geistlichen Befugnisse der Ordenspriester lehnten sich teilweise an das Asylrecht ihres Hauses an.[36]) Häufig kam es vor, daß Säuglinge am Tore niedergelegt und somit dem Schutze der Brüder befohlen wurden; auch mochte manche der

---

[31]) Hennes a. a. O. I n. 64.
[32]) Strehlke a. a. O. n. 347 (1221).
[33]) ebd. n. 617 (o. D.).
[34]) ebd. n. 324 (1221).
[35]) ebd. n. 321 (1221), 370 (1223.)
[36]) ebd. n. 303 (1216).

reisenden, in der Ordensherberge aufgenommenen Frauen dort ihre Niederkunft erfahren. Damit nun die Kinder nicht womöglich ungetauft verstürben, sollten sie in einem bescheidenen Gefäß die Taufe empfangen.[37]) Das Asylrecht war dem Orden bereits bei seiner Gründung verliehen; das Ordenshaus sollte gegen Gewalttätigkeiten geschützt sein. In ihm durfte weder Raub noch Diebstahl, weder Brandstiftung noch Blutvergießen verübt werden; auch war in ihm jedermann vor Verhaftung und Tötung gesichert.[38]) Die Prälaten waren angewiesen, jeden Laien zu exkommunizieren, jeden Geistlichen seines Amtes und seiner Pfründen zu entsetzen, der sich gegen Leben und Eigentum der Ritter und ihrer Schutzbefohlenen verging; doch sollten auch die Brüder keinen Mördern Schutz gewähren.[39]) Die Orte dagegen, in denen die dem Orden entwendeten Güter aufbewahrt wurden, waren mit dem Interdikt zu belegen.[40])

Die Ordensangehörigen waren in der Befriedigung ihrer geistlichen Bedürfnisse an die Ordenskleriker verwiesen. Die Gesetze bestimmten, daß kein Bruder, Pfaffe oder Laie, ohne Erlaubnis seines Vorgesetzten außerhalb des Ordens beichten durfte.[41])

Zu den Rechten der Ordensgeistlichen gehörte ferner die Befugnis, die Angehörigen des Ordens auf eigenen Friedhöfen zu bestatten, und zwar erstreckte sich dieses Recht nicht nur auf die Mitglieder des Konvents, sondern auf die Brüderschaft im weitesten Sinne. Im Konzil zu Tours war bestimmt, daß die Leichname der Brüder kostenlos zu bestatten seien, auch wenn sie außerhalb des Hauses auf ihren Reisen verstorben waren; dem hatten sich aber die Prälaten nicht gefügt, sondern von den Ordensleuten die sonst üblichen Sporteln verlangt, so daß Honorius III. nochmals mit Verboten gegen diesen Mißbrauch einschreiten mußte. Die Geistlichen sollten sich lediglich mit den freiwilligen Geschenken der Sterbenden oder ihrer Verwandten begnügen, darüber hinaus aber nichts fordern noch annehmen.[42]) Auch durfte niemandem, der der Brüderschaft beigetreten war, das kirchliche Begräbnis selbst nicht in interdizierten Gemeinden verwehrt werden. Falls sich der Klerus böswillig weigerte, sollten die Brüder ihre Angehörigen, sofern sie nicht exkommuniziert oder namentlich

[37]) ebd. n. 350 (1221).
[38]) ebd. n. 296 (1196), 303 (1216).
[39]) ebd. n. 307 (1220).
[40]) ebd. n. 322 (1221).
[41]) M. Perlbach, Die Statuten des Deutschen Ordens, Halle 1880: Gesetze 21.
[42]) Strehlke a. a. O. n. 314 (1221).

interdiziert oder als öffentliche Wucherer berüchtigt waren, bei ihren Kirchen selbst bestatten[43]) und für sie die Seelenmesse lesen lassen.[44])

Das Begräbnis bei den Ordenskirchen durfte auch denen nicht versagt werden, die ohne dem Orden anzugehören, bei ihnen bestattet zu werden wünschten, um noch im Tode des Schutzes und der Begünstigungen der Brüder teilhaftig zu werden. Doch sollten in diesem Falle die Pfarrkirchen, denen die Verstorbenen zugehörten, an ihren rechtmäßigen Sporteln nicht geschmälert werden.[45]) Die Ordenspriester waren befugt, bei allen, die sich noch vor ihrem Tode in das Ordenshaus begaben, um hier zu sterben und begraben zu werden, Beichte zu hören, ihnen die letzte Ölung zu erteilen und sie mit Kreuz und Prozession zum Grabe zu geleiten.[46]) Die Betreffenden pflegten ihren Dank oft durch Geldgeschenke abzustatten oder den Orden zum Erben einzusetzen. Die Prälaten forderten Anteil an diesen Gaben und zogen nicht selten ein Drittel der Legate für sich ein. Sobald jedoch Klagen über diese Übergriffe laut wurden, bestimmte die Kurie, daß die Geistlichen keinen Anspruch auf die Güter hätten, die dem Orden für seine Krankenpflege und geistlichen Verrichtungen gespendet würden; sie durften nur das kanonische Viertel des testamentarischen Nachlasses ihrer Pfarrkinder verlangen, die sich bei der Ordenskirche hätten begraben lassen.[47]) Von dem, was gesunde und mitten im Leben stehende Personen aus irgendwelchen Gründen den Brüdern stifteten, hätten sie dagegen nichts zu beanspruchen. Auch sollten auf das Viertel die Waffen und Pferde nicht angerechnet werden, die dem Orden für seine Kriegsdienste im heiligen Lande von den Sterbenden überlassen wurden. Von dem Erbe seiner eigenen Angehörigen fiel dem Orden ein Drittel zu, wenn sie mit Hinterlassung von Erben starben; dagegen die Hälfte, soweit sie weder Frau noch Erben hatten.[48]) Da jedoch häufig gegen den Erbantritt des Ordens von seiten der Angehörigen der Verstorbenen oder der Pfarrgeistlichkeit Einspruch erhoben wurde und bestritten ward, daß jene den Rittern ein Legat vermacht hätten, setzte Honorius III. fest, daß der Orden stets Spenden und Legate annehmen durfte, sobald er für den letzten Willen des Abgeschiedenen zwei oder drei rechtskräftige Zeugen anführen könnte.[49])

---

[43]) ebd. n. 348 (1221).
[44]) ebd. n. 349 (1221).
[45]) Strehlke a. a. O. n. 329 (1221).
[46]) ebd. n. 413 (o. D.).
[47]) ebd. n. 316 (1221).
[48]) Strehlke a. a. O. 335 (1221). [49]) ebd. n. 354 (1221).

Abgesehen von diesen Stiftungen und Sporteln war der Besitz der Pfarrechte dadurch besonders einträglich, daß Innozenz IV. den Ordenskirchen auch die Erhebung des Zehnten gewährte, sofern dieser noch sonst niemand rechtlich zustand.[50])

3. Rechtliche und finanzielle Freiheiten der Ordensgemeinden.

Als die neuen Machabäer,[51]) als Heerschar Gottes[52]) standen die Ritter in engster Beziehung zum Papst, der die Stellvertretung Gottes auf Erden als sein heiligstes Recht beanspruchte. Nächst Gott besaßen sie keinen anderen Verteidiger ihrer Rechte und Freiheiten als den Papst,[53]) der sich das Ziel gesetzt hatte, als Wächter im Weinberge des Herrn auch die neue Pflanzung in seine Obhut und Pflege zu nehmen.[54]) Die Ritter sollten unmittelbar dem apostolischen Stuhle untergeben sein und im römischen Bischofe ihren einzigen Beschützer sehen.[55])

Die Niederlassungen des Deutschen Ordens wurden demgemäß der richterlichen Gewalt der Ordinarien entzogen; die Kurie behielt sich die Rechtsprechung über alle Ordensangehörigen vor, soweit diese nicht von ihren Vorgesetzten ausgeübt wurde. Der Orden hatte in allen Prozessen ein unbedingtes Appellationsrecht an den römischen Stuhl.[56]) Auf ihn fand daher auch die Verordnung des Papstes Innozenz IV. keine Anwendung, nach der in gewissen Fällen auch die Exemten vor dem bischöflichen Gericht belangt werden durften.[57]) Die Anklagen, die gegen die Deutschherren erhoben wurden, sollten in Rom vorgelegt und entschieden werden. Nur die päpstlichen Legaten waren befugt, Klagen und Beschwerden gegen den Orden entgegenzunehmen. Die Prälaten waren verpflichtet, ihre Gerichtsbarkeit zu dulden und insbesondere dem Orden zu gestatten, vor den Legaten sein Recht zu verfolgen.[58])

Statutengemäß war der Orden auch von dem weltlichen Gericht befreit.[59]) Innozenz IV. wiederholte diese Anordnung,

---

[50]) ebd. n. 529 (o. D.).
[51]) ebd. n. 321 (1221), 403 (o. D.).
[52]) ebd. n. 336 (1221).
[53]) ebd. n. 341 (1221).
[54]) ebd. n. 306 (1220).
[55]) ebd. n. 677 (1319).
[56]) Strehlke a. a. O. 352 (1221).
[57]) ebd. n. 523 (1252), 526 (1254).
[58]) Ed. von Pettenegg, Die Urkunden des Deutsch-Ordens-Zentralarchivs zu Wien, Prag-Leipzig 1887 n. 253 (1254).
[59]) Perlbach, Die Statuten des Deutschen Ordens: Regel 3.

indem er im Jahre 1247 verfügte, daß die Ritter sich in allen Dingen, die zur geistlichen Gerichtsbarkeit gehörten, vor einem weltlichen Richter nicht zu verantworten brauchten.[60]) Von großer Bedeutung wurde dieses Recht später gegenüber den Fehmgerichten, die sich nicht scheuten, den päpstlichen Geboten zuwider Ordensleute vor ihren Rechtshof zu ziehen. Der Orden sah sich deshalb veranlaßt, von Nikolaus V. erneute Schutzbriefe zu erbitten, in denen ausdrücklich das Vorgehen der westfälischen Fehme gegen die Deutschherren untersagt wurde.[61]) Auch gegenüber den fürstlichen Gewalten versuchte die Kurie an ihrem Rechte festzuhalten, alle Prozesse, die gegen den Orden angestrengt wurden, vor ihrem Forum zu entscheiden.[62])

War somit das Prozeßrecht der Prälaten beschränkt, so war es ihnen auch untersagt, gegen den Orden mit den kirchlichen Strafmitteln einzuschreiten. Ohne Auftrag des Papstes durften sie weder die Ordensangehörigen exkommunizieren, noch ihre Kirchen mit dem Interdikt belegen.[63]) Unter dieses Ausnahmerecht fielen nicht nur die Ritter und Kleriker, sondern auch alle, die im Solde des Ordens standen und mit ihm Handelsverkehr trieben;[64]) selbst die Müller und Köche des Ordens waren nicht ausgenommen.[65]) Es sollte verhindert werden, daß seine Tätigkeit durch das Eingreifen der Kirchenoberen unterbrochen und geschmälert würde. Der Papst wollte der Bischof und Prälat der Ritter sein; an ihn waren alle Beschwerden gegen seine Schutzbefohlenen zu richten.[66]) Die gegen Priester- und Laienbrüder verhängten Strafen wurden für ungültig erklärt.[67]) Die kirchliche Bestattung der Ordensleute konnte durch kein Interdikt verwehrt werden, und während es sonst üblich war, die Gegenden, in denen schwere Verbrechen verübt waren, mit dem Bann zu belegen, selbst wenn die Übeltäter sich schon geflüchtet hatten, waren die Ordensgebiete von dieser Maßregelung zu verschonen.[68]) An ihren Grenzen war dem Strafrichter Halt geboten.

So stark jedoch der Einfluß der Bischöfe auf die Ordenshäuser beschnitten war, verblieb ihnen noch anfangs das Recht,

---

[60]) Strehlke a. a. O. n. 510 (1247).
[61]) Pettenegg a. a. O. n. 1997 (1448); Voigt, Geschichte des Deutschen Ritterordens I, S. 389.
[62]) Pettenegg a. a. O. n. 2063 (1458).
[63]) Strehlke a. a. O. n. 305 (1218).
[64]) ebd. n. 542 (1254).
[65]) ebd. n. 603 (1259).
[66]) ebd. n. 305 (1218).
[67]) ebd. n. 405 (o. D.).
[68]) Pettenegg a. a. O. n. 1823 (1424).

den Brüdern Absolution zu erteilen, wenn sie Gewalttätigkeiten gegeneinander oder gegen Kleriker verübt hatten. Nur falls schwere Verbrechen vorlagen, wie Gliederverstümmelung, Blutvergießen oder gewaltsame Angriffe gegen einen Bischof oder Abt, war die Absolution den Diözesanen entzogen. Doch durften auch Vergehen gesühnt werden, die vor Eintritt in den Orden begangen waren, selbst wenn durch sie ursprünglich die Strafe der Exkommunikation verwirkt war.[69]) Denn da das Bedürfnis nach Aufnahme neuer Mitglieder infolge der starken Verluste im Heidenkampfe stets recht groß war, wurde auf die sittliche und rechtliche Unbescholtenheit der Ritter nicht immer gebührende Rücksicht genommen. Der Orden war für viele eine bequeme Zufluchtsstätte, um sich dem Arm des Richters zu entziehen. Sein Ansehen mußte darunter leiden; aber besonders gefährlich war es für seine Stellung und Anerkennung in der allgemeinen Kirche, wenn die Bischöfe Einblick in seine Verfassung und die persönlichen Verhältnisse der Brüder erhielten. Deshalb war von vorneherein die Beichte nur vor Ordensgeistlichen abzulegen; und es erschien notwendig, sich auch von der geistlichen Gerichtsbarkeit und dem ausschließlichen Absolutionsrecht der Bischöfe zu befreien. Es bedeutete daher einen Schritt vorwärts in dieser Richtung, als dem Orden gestattet wurde, den neueintretenden Brüdern selbständig für kleinere Vergehen Buße und Sühne aufzuerlegen.[70]) In gleichem Sinne sprach sich eine Bulle Innozenz' IV. vom 4. Januar 1246 aus, durch die der Orden den Klöstern und Stiftern gleichgestellt wurde; wie bei diesen der Abt über die kleineren Vergehen abzuurteilen hatte, so sollte auch der Prior des Ordens kraft seiner priesterlichen Befugnisse den Brüdern die Absolution in gleichem Umfange spenden dürfen. Die Entscheidung über die oben genannten, schweren Verbrechen blieb dagegen dem Papste vorbehalten;[71]) doch konnte er im Einzelfalle einen Prälaten mit dem Ausspruch der Absolution beauftragen. Innozenz IV. ermächtigte auf diese Weise den Erzbischof von Köln, auf Bitte des Deutschmeisters neu aufgenommene Ritter wegen der von ihnen vormals gegen geistliche Personen und kirchliche Anstalten verübten Gewalttaten zu absolvieren und ihre Exkommunikation aufzuheben, sobald sie den zugefügten Schaden wieder gut gemacht hatten.[72])

Vielfach wurde die Absolution zur Formsache; so waren die Brüder, die vor Ablegung ihres Gelübdes Raub und Brand-

[69]) Strehlke a. a. O. n. 326 (1221).
[70]) ebd. n. 400 (Honorius III. o. D.).
[71]) Strehlke a. a. O. n. 497 (1246).
[72]) Pettenegg a. a. O. n. 183 (1244).

stiftung verübt oder Schulden unbezahlt gelassen hatten, nicht gehalten, ihren Verpflichtungen nachzukommen und Schadenersatz zu leisten. Die Ordensritter sollten ihr Gewissen mit dem Hinweis darauf beschwichtigen, daß sie keinen eigenen Besitz mehr hätten und daher zahlungsunfähig wären. Ihre Reue und ihr guter Wille, die Fehler zu sühnen, sollten ausreichen, um ihnen die Absolution zu gewähren.[73]) Sollte durch diese Maßregel verhindert werden, daß sich die Ritter ihrem Kriegsdienst unter dem anscheinend sittlich gerechtfertigten Vorwand, ihre persönlichen Angelegenheiten zu ordnen, eine Zeitlang entzogen und durch erneute Einmischung in die weltlichen Verhältnisse ihrem geistlichen Berufe entfremdet wurden, so bestand doch die Gefahr, daß der Geist des Ordens immer mehr entsittlicht wurde, wenn das Verbrechen keine gerechte, auch materiell empfundene Strafe fand.[74]) Aber andererseits scheint diese Bulle nur eine Ausnahme zu betreffen; dem Orden war es freigestellt, in einzelnen Fällen, in denen er es für nötig erachtete, seine Mitglieder von der Erfüllung ihrer Verpflichtungen zu befreien. Im allgemeinen wurde daran festgehalten, daß die Ritter ihre früher verschuldeten Vergehen den Priesterbrüdern beichten mußten und diese ihnen erst nach entsprechender Buße die Absolution erteilen durften; auch sollte den Geschädigten Schadenersatz geleistet werden, sei es, daß dazu die Besitztümer verwandt wurden, die sie bei ihrem Eintritt in die Brüderschaft in der Weltlichkeit zurückgelassen hatten, sei es, daß sie sich zu diesem Zwecke der Unterstützung ihrer Verwandten und Freunde bedienten.[75]) Mit diesem Brauch stimmt auch die weitere Verfügung überein, nach welcher der Orden die Straf- und Sühnegelder für sich einziehen durfte, wenn die Geschädigten nicht auffindbar waren.[76]) Die geistliche Aufsicht über die Brüder war dem Ordensklerus im wesentlichen übertragen; ihm stand es auch zu, die kirchlichen Strafmittel bei Übertretung der Gesetze anzuwenden; es war ihm anheimgestellt, jeden Ritter zu exkommunizieren, der sich ohne Erlaubnis des Meisters und des Konvents aus dem Orden entfernt hatte.[77]) Die Deutschherren wurden von der Gerichtsbarkeit der Diözesanen nur deshalb befreit, damit ihr Zusammenhalt um so geschlossener würde; innere straffe Ordnung und Zucht sollte und mußte wettmachen, was ihnen nach außen hin nachgesehen wurde.

---

[73]) Strehlke a. a. O. n. 532 (1255).
[74]) Prutz, Die Ritterorden, S. 129.
[75]) Strehlke a. a. O. n. 578 (1258).
[76]) ebd. n. 579 (1258).
[77]) ebd. n. 560 (1257).

Den rechtlichen Freiheiten des Ordens standen nicht minder bedeutsame, finanzielle Vorrechte gegenüber. Die Kurie war gerne bereit, den Orden von finanziellen Lasten zu befreien und seine Einkünfte zu mehren, da diese in erster Reihe der Eroberung des heiligen Landes zugute kamen und die kuriale Politik im Orient förderten.

Die Ordensangehörigen waren von der Verpflichtung befreit, ihren Pfarrern den sonst üblichen Zehnten ihrer Erträge zu entrichten. Schon Cölestin III. hatte den Rittern zugestanden, daß sie von den Äckern, die sie eigenhändig und auf eigene Kosten bestellten, sowie von ihren Weideplätzen keine Abgaben zu zahlen brauchten.[78]) Honorius III. wiederholte das Gebot und schärfte allen Kirchenoberen seine Beachtung ein.[79]) Während sich die Befreiung anfänglich nur auf die Güter erstreckte, die der Orden schon vor dem Laterankonzil von 1215 besessen hatte[80]), bestimmte derselbe Papst, daß auch sein späterer Erwerb zehntfrei sein sollte.[81]) Die häufig notwendig werdende Wiederholung dieses Erlasses beweist, welchen Widerstand die Pfarrer den Privilegien der Ritter entgegensetzten.[82]) Trotzdem wahrte der Orden sein Recht; er erwirkte sich die ausdrückliche Verfügung, daß er zur Leistung von Abgaben nur verpflichtet wäre, wenn die päpstlichen Bullen, die von den Einsammlern vorgezeigt zu werden pflegten, seiner namentlich Erwähnung taten.[83])

In gleicher Weise wurden die Brüder auch von den meisten kanonischen Abgaben an die Diözesanbischöfe befreit. Der Fortfall der Annaten, der Vakanzgelder und des Anteils an den Legaten ist schon erwähnt worden; ebenso daß die Bischöfe ihre Obliegenheiten zumeist gebührenfrei zu verrichten hatten. Dazu kam, daß die Prälaten auch den Zwanzigsten für ihre Reisen nicht zu fordern hatten; ferner war ihr Herbergsrecht beschränkt.[84]) Die Ritter waren nicht verpflichtet, ihnen kostspielige Aufnahme zu bereiten.[85]) Selbst die apostolischen Legaten und Nuntien hatten sich mit den gewöhnlichen Speisen, die ihnen vorgesetzt wurden, zu begnügen. Nur die Kardinallegaten hatten das Recht, bei Besichtigungsreisen besondere Zuwendungen zu fordern.[86]) Die Gesandten begnügten sich jedoch

---

[78]) Strehlke a. a. O. n. 296 (1196).
[79]) ebd. n. 310 (1221).
[80]) ebd. n. 319 (1221), 322 (1221).
[81]) ebd. n. 328 (1221).
[82]) ebd. n. 407 (Honorius III. o. D.).
[83]) ebd. n. 404 (Honorius III. o. D.).
[84]) Strehlke a. a. O. n. 332 (1221), 334 (1221).
[85]) ebd. n. 317 (1221). [86]) ebd. n. 535 (1256), 583 (1258).

nicht mit den ihnen in Lebensmitteln gewährten Prokurationen, sondern verlangten beträchtliche Geldabgaben. Papst Urban IV. sah sich daher veranlaßt, den Orden nochmals von der Pflicht, den Legaten und Nuntien Gebühren zu entrichten, auf drei Jahre zu befreien. Clemens IV. verlängerte die Frist nach Ablauf um drei weitere Jahre.[87]) Nur auf Grund besonderer päpstlicher Aufforderung war der Orden zu Zahlungen heranzuziehen.[88]) Es berührt eigenartig, wenn die Kurie die Rechte ihrer Abgesandten selbst verkürzt und mindert, da es ihr wertvoller erschien, den Orden finanziell zu fördern. Nicht selten trat sie gegen die Ansprüche ihres Legaten für die Deutschherren ein. Als der Bischof von Trient die Ordensbrüder exkommuniziert hatte, weil sie sich den Anordnungen und Sammlungen eines päpstlichen Nuntius widersetzt hatten, ordnete Urban IV. die Aufhebung des Banns an mit der Begründung, daß der Orden den Nuntien nicht unterworfen sei.[89]) Niemand, der mit allgemeiner päpstlicher Vollmacht versehen war, durfte die Ritter vor sein Gericht ziehen, wenn er nicht den besonderen Auftrag des Papstes dazu besaß.[90]) Die Kurie hatte sich schließlich selbst die Hände gebunden, nachdem sie erklärt hatte, der Orden wäre nur so weit verpflichtet ihren Weisungen zu folgen, als diese den ihm früher erteilten Freiheiten nicht widersprächen;[91]) ein Recht, das sich die Brüder besonders gerne bestätigen ließen.[92])

Da das Verbot, von dem Orden Abgaben zu erheben, oft in wenig bestimmter, allgemeiner Form erlassen wurde, war diesem Gelegenheit gegeben, sich den meisten öffentlich-rechtlichen Lasten zu entziehen. Da die Kirchenoberen jedoch mit der Verringerung ihrer Bezüge nicht einverstanden waren, häuften sich die Klagen der Ritter über Bedrückung und Erpressung. Die Kurie war genötigt, unter Hinweis auf die Leistungen der Deutschherren im Heidenkampf, ihre Mahnungen zu wiederholen. Innozenz IV. befreite sie deshalb nochmals von der Zahlung des 4., 5., 10., oder 20. Teils ihrer Einkünfte an die Prälaten, Nuntien und apostolischen Legaten, gleichviel unter welchem Vorwande die Abgaben beansprucht wurden.[93])

---

[87]) ebd. n. 627, 643 (1266).
[88]) ebd. n. 618 (Alexander IV. v. D.).
[89]) Pettenegg a. a. O. n. 403 (1263).
[90]) Strehlke a. a. O. n. 638 (1265).
[91]) ebd. n. 311 (1221).
[92]) ebd. n. 395 (1225), 436 (1227), 465 (1235), 512 (1247), 515 (1247), 538 (1257), 592 (1258) u. a. a. O.
[93]) ebd. n. 522 (1251).

Ferner war der Orden zu keinerlei Dienstverrichtungen an geistliche und weltliche Herren verpflichtet. Es war untersagt, Ordensangehörige im Kampfe gegen Christen zu verwenden. Die Ritter sollten ihre gesamte Kraft auf die Bezwingung der Ungläubigen richten. Anstatt ihre Gelder auf den Loskauf von Gefangenen zu verwenden, war es ihre Aufgabe, allen Besitz für die Verteidigung des Christentums in Übersee aufzusparen.[94]) An der Befestigung von Städten und Kastellen, sowie an der Ausbesserung von Mauern, Brücken, Wällen und anderen öffentlichen Anlagen, brauchten sie sich durch keinerlei Beiträge zu beteiligen.[95])

Dagegen war dem Orden weitgehender Erwerb gestattet. Alle beweglichen und unbeweglichen Güter, die durch Erbgang oder einen sonstigen Rechtstitel an die Brüder verfallen würden, wenn sie noch dem weltlichen Stande angehörten, durfte die Brüderschaft für sich einziehen. Sie wurde damit zum Rechtsvertreter ihrer Angehörigen zu gesamter Hand. Nur Lehen durfte sie nicht übernehmen, um keine persönlichen, privatrechtlichen Verpflichtungen zum Schaden ihrer Unabhängigkeit einzugehen.[96]) Ebenso war erlaubt, die Erträge aus dem Erlös unrechtmäßig von den Brüdern vor ihrem Profeß erworbenen Gutes, das an die Eigentümer nicht zurückerstattet werden konnte, weil sie unbekannt oder unauffindbar waren, ferner aus dem Rückkauf unerfüllbar gewordener Gelübde, unter denen wohl vornehmlich Kreuzzugversprechen zu verstehen sind, bis zu 1000 Mark Sterling für die Zwecke der Gemeinschaft zu verwenden.[97]) Auch durften die Bußen, die einzelnen Brüdern wegen vormals verübter Brandstiftung, Plünderung und Wuchers auferlegt waren, aber wegen Unkenntnis der zu entschädigenden Personen nicht abgezahlt werden konnten, für das Verteidigungswerk in Palästina, Livland und Preußen verbraucht werden.[98])

Alexander IV. gewährte dem Orden überdies an allen Orten Handelserlaubnis, die von Urban IV. 1263 bestätigt wurde.[99]) Mit Genehmigung der zuständigen Pfarrer und

---

[94]) ebd. n. 401 (Honorius III. o. D.).

[95]) Strehlke a. a. O. n. 345 (1221), 351 (1221), 527 (1254).

[96]) ebd. n. 528 (1254).

[97]) ebd. n. 564 (9. August 1257) an den Orden in Deutschland; in der Bulle vom 22. Nov. 1258, die an den Orden allgemein gerichtet ist, wird die Summe auf 160 Mark Silber festgesetzt (n. 597); eine Bulle vom 7. August 1257 an den Orden in Preußen, spricht von 500 Mark Sterling.

[98]) ebd. n. 579 (1258).

[99]) Preuß. Urkundenbuch, her. von Seraphim, Königsberg 1909, I 2 n. 22 (1257) u. n. 210 (1263).

Bischöfe kaufte der Orden auch vielfach die Zehnten auf, die den einzelnen Kirchen von den Laien ihrer Sprengel geschuldet wurden. Durch eine einmalige Abschlagssumme sicherte er sich laufende Einnahmen auch in fremden Bezirken; den Kirchen mochte es oft erwünscht sein, in größerer Summe den Ertrag mehrjähriger Zehnten im voraus zu empfangen. Da sich die Einkünfte der Pfarrzehnten durch Vermehrung der Zehnpflichtigen oder Steigerung des Wirtschaftsertrages im Laufe der Zeit vermehren konnten, durfte der Orden hoffen, Gewinn aus seinem Kauf herauszuschlagen. Auf der anderen Seite war aber auch den Pfarrern daran gelegen, sich diese Vorteile nicht entgehen zu lassen. Der Orden mußte sich daher verpflichten, den Zehnten an die Kirchen wieder zurückzugeben, sobald ihm der Kaufpreis erstattet war.[100])

Ein wichtiges Recht war den Rittern ferner damit verliehen, daß sie ungehindert für ihre Zwecke Almosen sammeln durften. Die Prälaten waren angewiesen, die Brüder wohlwollend aufzunehmen, geziemend zu behandeln und ihre Sammlungen unter den Insassen des Sprengels zu gestatten.[101]) Zur Ehre des Spitals war den Almosenheischenden das Recht eingeräumt, auch in den Orten, die mit dem Interdikt belegt waren, einmal im Jahre Gottesdienst abzuhalten; nur sollten die Kirchentüren verschlossen sein und allen Exkommunizierten und namentlich Interdizierten die Teilnahme an der Feier untersagt werden.[102]) Die Kirchenoberen hatten die Brüder nach Kräften zu unterstützen;[103]) auch sollte verhindert werden, daß während der Anwesenheit der Ordenskollektoren gleichzeitig für eine andere Brüderschaft gesammelt wurde.[104])

Im Sinne der finanziellen Förderung des Ordens lag es weiterhin, wenn es verboten ward, seine Angehörigen mit Geldstrafen zu belegen und seine Kirchen und Priester mit ungerechtfertigten Abgaben zu beschweren.[105]) Seitdem im 12. und 13. Jahrhundert die Dekanate und Archidiakonate an Bedeutung immer stärker hervortraten, wurde ihren Inhabern dieses Gebot noch besonders eingeschärft.[106]) Das Ziel des Ordens ging dahin, sich finanzielle Unabhängigkeit zu erringen und sich zu einer Kapitalmacht zu entwickeln, um schließlich ohne Rücksicht auf örtliche Liegenschaften ihre Mittel

---

100) Strehlke a. a. O. n. 596 (1258), 613 (1260).
101) ebd. n. 314 (1221).
102) ebd. n. 321 (1221), 362 (1221).
103) ebd. n. 331 (1221), 367 (1222), 389 (1223).
104) Strehlke a. a. O. n. 341 (1221).
105) ebd. n. 337 (1221), 339 (1221).
106) ebd. n. 609 (1260).

dort zinsentragend anzulegen, wo sie am meisten Gewinn zu erreichen hoffte. Die Kurie unterstützte die Deutschherren in diesen Bestrebungen um so bereitwilliger, als sie nicht nur mit ihrer universalen Politik einverstanden war, sondern auch an den andern Orden erfahren hatte, welche Bedeutung für sie das Vorhandensein finanziellen Reichtums im Besitze einer befreundeten und ergebenen Genossenschaft hatte.

Mit Rücksicht auf eben diese Zwecke befreite sie den Orden auch von der Beitragspflicht zu den allgemeinen Kirchensteuern. Er brauchte weder, wie auf dem Konzil zu Lyon 1274 beschlossen war, den zehnten Teil seiner Einkünfte zur Unterstützung des heiligen Landes abzuliefern,[107]) noch hatte er den Zehnten zu entrichten, der im Jahre 1290 für den König von Sizilien zugunsten seines Kampfes gegen Aragonien ausgeschrieben wurde.[108]) Da der Orden bereits ein Drittel aller seiner Erträge zur Unterhaltung seiner Angehörigen in Palästina verwandte, wurde ihm dieselbe Freiheit auch 1296 von Bonifaz VIII. wiederum gewährt.[109]) Ebensowenig hatte er sich an der Beisteuer zur Wiedergewinnung des heiligen Landes zu beteiligen, die Gregor XII. 1409 ausschrieb.[110]) Nicht minder befreite ihn Martin V. von dem Zehnten, den er dem König Sigmund 1419 gewährte,[111]) und von der Hussitensteuer des Jahres 1423.[112])

Die Gunst der Päpste hatte dem Orden eine bedeutsame Ausnahmestellung im Verbande der Kirche geschaffen; seine Niederlassungen und Kirchen lagen in den Sprengeln der Prälaten verstreut; aber seinem beharrlichen Streben war es gelungen, sich immer mehr von ihrer Oberleitung zu befreien; er ließ ihnen, soweit es nicht zu ändern war, die geistliche Aufsicht; aber er wußte ihnen Rechte und finanzielle Ansprüche zu entwinden, die seine Unabhängigkeit bedrohten. Gewiß, vielfach war keine volle Klarheit über seine Gerechtsame geschaffen; die Befugnisse waren nicht scharf abgegrenzt; in den Privilegien fanden sich Zweideutigkeiten und Widersprüche. Es mochte ihm jedoch gern gelegen sein, in einer Zeit, in der alte Ordnungen sich aufzulösen und neue Mächte emporzustreben begannen, im Trüben zu fischen. Er wußte, daß er zum Ziel gelangen werde, so lange ihm die Kurie gewogen blieb;

---

[107]) ebd. n. 651 (1274).
[108]) Strehlke a. a. O. n. 665 (1290).
[109]) ebd. n. 670 (1296).
[110]) Pettenegg a. a. O. n. 1689 (1409).
[111]) Strehlke a. a. O. n. 707 (1419).
[112]) Pettenegg a. a. O. n. 1811 (1423).

er wußte, daß, was ihm im Mutterlande nicht glückte, er um so vollendeter auf seinem eigenen Grund und Boden, in seinem preußischen Staate, erreichen würde. Doch er verschloß sich auch nicht der Einsicht, daß nur durch diplomatische Geschicklichkeit und demütige Freigebigkeit er in Rom sich Gunst und Fürsprache erhalten konnte. Nur so lange durfte er hoffen, seine Politik mit und durch den Papst zu verfolgen, als er seinem nie befriedigten Verlangen nach finanzieller Unterstützung nachkam. Das war ihm aber nur möglich, wenn er sich eine festbegründete Herrschaft erwarb, die genug abwarf, um seine Vertreter, die Prokuratoren, und seine Fürsprecher an der Kurie mit zu versorgen. So griff schließlich alles ineinander, die preußische Politik und das Verhältnis zur Kurie, die Kirchenordnung im eigenen Staate und die Stellung im Verbande der universalen Kirche. Es war die Gunst des Schicksals, daß dem Deutschen Orden Männer beschieden waren, die ihn durch alle Wirrnisse zielgerecht zu führen verstanden, die befähigt waren, die geistlichen und weltlichen Bestandteile, die mit dem Wesen des Ordens seit seiner Begründung untrennbar verknüpft waren, rechtzeitig miteinander und gegeneinander auszuspielen.

Maler und Bildhauer in Preußen zur Ordenszeit.

Von Bernhard Schmid, Marienburg.

Die Zahl der in Preußen erhaltenen Kunstwerke aus dem 14. und der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts ist recht ansehnlich und es befinden sich darunter auch Stücke von hohem Werte. Leider sind ihre Verfertiger, von einer Ausnahme abgesehen, für uns jetzt namenlos, während wir in anderen Teilen Deutschlands in der glücklicheren Lage sind, urkundlich beglaubigte Künstler mit ihren noch erhaltenen Werken in Verbindung zu bringen. Gleichwohl fehlt es auch in Preußen nicht an archivalischen Erwähnungen von Künstlern. Diese, zum Teil schon in Druckwerken bekanntgegebenen, aber doch sehr zerstreuten Notizen zusammenzustellen, soll der Zweck dieser Zeilen sein. Als Vorarbeit für eine Kunstgeschichte des Ordenslandes mag sie dazu dienen, zu weiteren Nachforschungen in den Archiven anzuregen. Auch die Tatsache, daß in Preußen wirklich Maler und Bildhauer ansässig waren, ist wichtig. Unmittelbare Einfuhr von Kunstwerken, schnelles Eindringen neuer Stilwandlungen ist ebenso häufig wahrzunehmen, wie in anderen Fällen das längere Fortleben älterer Stilauffassungen, das nur durch einen im Lande dauernd ansässigen Stamm von Künstlern zu erklären ist.

Auf die allgemeine Beschaffenheit des erhaltenen Quellenstoffes aus den Archiven des Ordens und der größeren Städte kann hier nicht eingegangen werden. Erwähnenswert ist aber die Erscheinung, daß wir über Baumeister — Maurer und Zimmerer — und über Goldschmiede viel besser unterrichtet sind, als über Maler und Bildhauer, so in dem Bereiche des Treßlerbuches 1398—1409, oder im Elbinger Stadtbuche von 1361—1418. Es ist dies die Zeit, in welcher die bildenden Künstler vorwiegend mit Altarschmuck und Andachtsbildern beschäftigt wurden, und diese wurden, wie auch das Testament des Elbinger Pfarrers Wulsak von 1414 dartut[1]) von Privaten gestiftet, hinterließen daher in den Rechnungsbüchern der Behörden keine Spuren.

---

[1]) Elbinger Jahrbuch II 1922 S. 144, III 1923 S. 129.

Vielfach mögen sich die Künstler in Preußen nur vorübergehend, ein paar Jahre lang aufgehalten haben, ohne sich dauernd ansässig zu machen, so daß sie in den Erbbüchern fehlen; aber auch die Gepflogenheit, den Beruf der Stadtbürger zu verschweigen, erschwert es uns jetzt, die Künstler aufzuspüren. Endlich mögen Werke, wie der Hochaltar nud die großen Wandmalereien in der Franziskaner-Kirche St. Marien zu Thorn, von Brüdern dieses Ordens ausgeführt sein.

Die Herkunft der Künstler ist in einigen Fällen nachweisbar. Hans Prancz, Nr. 10, hat verwandtschaftliche Beziehungen zu Breslau, doch kann man daraus noch keinen sicheren Schluß auf seine Herkunft machen.

Dagegen deuten die Namen Bovemberg, Nr. 8, und Dene, Nr. 13, zweifellos auf Abstammung aus Dänemark; ihre künstlerische Schulung werden diese beiden Maler wohl im Bereiche der hansischen Kunst empfangen haben.

Meister Jacob, Nr. 15, kam aus Xanten, in der Grafschaft Cleve und Johann von der Matten, Nr. 23a, aus Flandern.

Die meisten Künstler haben damals noch keinen ererbten, oder auch nur neu angenommenen Familiennamen, während die Ratsgeschlechter jener Zeit in Danzig, Elbing usw. ihn fast ausnahmslos haben.

Auffallend ist nur bei einigen Künstlern der Meistertitel, da in Preußen damals keine Malerzünfte bestanden und an den akademischen Grad als Magister nicht zu denken ist. Das führt zu der Annahme, daß Künstler, wie Meister Jürgen, Nr. 9, oder Meister Jacob, Nr. 14, diese Würde in einer der wenigen, damals schon bestehenden Malerzünfte erhalten haben, etwa der 1348 gegründeten Malerzeche zu Prag oder in Zünften, die Maler mit aufnahmen. Vgl. Back, mittelrheinische Kunst, Frankfurt a. M. 1910, Seite 8. Dagegen nennt sich der Schöpfer des Wildunger Altares „Conradus pictor de Susato"[2]) und der Hamburger Bertram wird in den von Lichtwark[3]) und Lappenberg[4]) veröffentlichten Urkunden lediglich Maler oder pictor genannt. Auch der vom Orden so viel beschäftigte Maler Peter, Nr. 11, wird nie Meister genannt. Es müssen hier also Unterschiede bestanden haben, deren Bedeutung noch nicht durchweg erforscht ist.

---

[2]) Schmitz, Die mittelalterliche Malerei in Soest, Münster, 1906, Seite 129.

[3]) Lichtwark, Meister Bertram, Hamburg 1905.

[4]) Beiträge zur älteren Kunstgeschichte Hamburgs. V. Band der Zeitschrift des Vereins für hamburgische Geschichte. Hamburg 1866, Seite 244 ff.

In Danzig fand der Zusammenschluß der Maler zu einer Zunft erst am 28. September 1612 statt, wie Simson bemerkt „nicht ohne Widerspruch aus ihren eigenen Kreisen“,[5]) die Thorner Malerrolle ist vom Jahre 1621. In Marienburg ist eine Malerzunft überhaupt nicht, auch nicht im 17. oder 18. Jahrhundert nachweisbar; die den Meistertitel führender Maler sind daher wohl zugewandert. Der im Erwerbsleben ganz frei stehende Künstler hat auch damals schon unter Anfeindungen gelitten, davon zeugt der nicht sehr fromme Wunsch, den der Maler der Juditter Kirche dort auf die Wand malte:

Leccator[6]) maniat qui pictori mala dicat. Eine Abbildung dieser Inschrift bringt Steinbrecht in dem Werke „Schloß Lochstedt und seine Malereien“[7]) auf Seite 26. Diese Verwünschung des Verleumders erinnert an den Klageruf, den ein Menschenalter später, 1431, Meister Lucas Moser auf den Magdalenenaltar zu Tiefenbronn malte.[8])

I. Maler.

Danzig.

1. Georgius Meler, wohnt 1357 in der „Twergasse ante Ecclesiam“, d. h. der heutigen Korkenmachergasse.

St. A. D. 300. 32. Nr. 1, ältestes Erbbuch,

dort noch in den Jahren 1377—1378 nachweisbar als Jurgen Meler.

St. A. D. 300. 12. Nr. 394. Schoßbuch der Rechtstadt. Vgl. Keyser, die Bevölkerung Danzigs und

---

[5]) Simson, Geschichte der Stadt Danzig II 523, IV 253.

[6]) über die Bedeutung dieses seltenen Wortes vgl. Scheffel, Aventiure, 16. Aufl. 1888, Seite 233, Anm. 45. Du Cange, Glossarium . . ., Paris 1733, IV. Band S. 93 erklärt Leccator mit Catillo, scurra und ganeus, auch parasitus und vaniloquus. Das Wort maniat ist im Satzbau unverständlich. Vielleicht ist beim Freilegen der Inschrift am Schluß das Häkchen der Abkürzung einer Endsilbe mit r übersehen, so daß maniatur zu lesen wäre. Das Zeitwort manire erklärt du Cange a. a. O. S. 422 mit „vocare in jus“. Es wäre also etwa zu übersetzen: Der Lügner, der dem Maler übles nachredet, soll vor das Gericht gerufen werden! Für manire bringt du Cange fränkische bzw. rheinische Belegstellen; in den Urkunden des Ordenslandes ist es mir bisher nicht begegnet. Der lateinkundige Maler ist jedenfalls aus dem Westen zugewandert, was für die Beurteilung der Malereien in der Kirche Juditten von einiger Bedeutung sein kann.

[7]) Berlin 1910.

[8]) Marie Schütte, Der schwäbische Schnitzaltar, Straßburg 1907, Seite 222.

ihre Herkunft im 13. und 14. Jahrhundert, Lübeck 1924, Seite 79 und Foltz, Geschichte des Danziger Stadthaushalts. 1912. S. 46.

2. Hensel Meler, wohnt 1357 in der Kleinschmiedegasse, der heutigen Goldschmiedegasse und ebenda noch 1377 bis 1378, „Henzel Meler."

St. A. D. 300. 32. Nr. 1 und 300. 12. Nr. 394, vgl. Keyser S. 81.

3. Peter Meler, wohnt 1377—1378 in der platea panum, heute Jopengasse.

St. A. D. 300. 12. Nr. 394, vgl. Keyser S. 75.

4. Nicolaus Meler, erhält 1374 das Bürgerrecht der Rechtstadt.

St. A. D. 300. 32. Nr. 1, Seite 148v, Bürgerlisten im ältesten Erbbuche.

5. N. N. liefert am 15. September 1392 zwei Tafelbilder für Heinrich von Derby, Herzog von Lancaster.

„Cuidam peyntour pro 2 tabulis ab ipso emptis pro capella domini ibidem (= Dansk) 4½ marc. pr."

Prutz, Rechnungen über Heinrich von Derbys Preußenfahrten 1390—91 und 1392, Leipzig 1893, S. 161. Simson, Gesch. d. Stadt Danzig I 1913, S. 103 und 122.

6. Kirstan Schreiber, 1420 schon verstorben. Seine Witwe „Elisabeth relicta Kirstanni Schreiber pictoris" hat eine Schuldforderung, die am Dienstag vor Margarethen = 9. Juli 1420 in das Stadtbuch eingetragen wurde.

St. A. D. 300. Abt. 59. Nr. 2, Seite 312.

7. „Niclos Kuche pictor" gewinnt im Jahre 1424 das Bürgerrecht der Rechtstadt.

St. A. D. 300. 32. Nr. 1, Seite 26.

8. „Andreas Bovemberg eyn moler" gewinnt im Jahre 1431 das Bürgerrecht der Rechtstadt.

St. A. D. 300. 12. Nr. 1, Seite 46. Hirsch, Handels- und Gewerbegeschichte Danzigs unter der Herrschaft des Deutschen Ordens 1858, S. 326, weist auf B. hin, leider mit einem Druckfehler im Namen.

Bovenbergen war im späteren Mittelalter der Name für den nordwestlichen Teil von Jütland; vgl. Schiller-Lübben, mittelniederdeutsches Wörterbuch, I, 409. Der Bovbjerg, eine 60 m hohe Erhebung an der Meeresküste, südlich vom Liim-Fjord wird noch heute auf den Karten von Dänemark verzeichnet.

9. Meister Jürgen; er erhält 1436 den Auftrag für die Pfarrkirche zu Altmünsterberg Bildwerk zu liefern; er wird 1438 an die Ablieferung gemahnt.

St. A. D. 300. U. Nr. 73, 3 und 300 U, 39, 79. Hirsch, a. a. O., S. 321 und Schmid, die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Marienburg. 1919. Seite 8.

10. Hans Prancz, der Maler 1459 und 1460 im Stadt-Gedenkbuche genannt. Er und der Herr Andris Berger, der zu Breslau verstorben ist, waren „Andirbrudirkinder", und er behauptet der nächste Erbe von den nachgelassenen Gütern des Herrn Andris zu sein. Katharina, die Schwester des Hans Prancz, wohnt zu Marienburg.

St. A. D. 300. Abt. 59. Nr. 7.

Marienburg.

11. Peter Maler, 1398 bis 1414 im Treßlerbuche und im Hauskomthursbuche viel genannt, der bevorzugte Maler des Hochmeisters und des Konventes zu Marienburg. Seine bedeutenderen Arbeiten fallen hauptsächlich in die Regierungszeit Conrads von Jungingen (gestorben 30. März 1407) und sind technisch sehr vielseitig.

Als Buchmaler bekommt er am 8. März 1402 eine Mark für „2 gepaynyrte Buchstaben" im Sangebuche der Hochmeister-Kapelle. Das Fremdwort paynyren kann dem Sinne nach nur von peindre oder von to peint = malen abgeleitet sein, würde also unter dem Einfluß der nordfranzösisch-flandrischen oder der englischen Miniaturmalerei entstanden sein. Als Tafelmaler malt er im Jahre 1404 Altarbretter für die Kapellen im Hochmeistergemach zu Marienburg und im Ordenshause Neidenburg. 1408 bessert er ein Tafelbild aus, das vom Hochmeister dem Könige Sigismund von Ungarn übersandt wurde. Als Staffierer malt er u. a. 1399 das Gehäuse des Liebfrauenbildes vor dem vordersten Gatter und 1401 den Stern und den Zeiger an der Turmuhr. Als Schildmaler liefert er 1402 zweihundert gemalte Schilde ab, malt auch wiederholt, so 1400, 1401, 1404, 1406 und 1409 Banner und Fahnen. Als Wandmaler erhält er im Dezember 1402 eine Summe von 11 Mark „vor die Meister zu molen in des Meisters Rempther" (Treßlerbuch S. 216). Wahrscheinlich sind dies Hochmeisterbilder, von denen sich sechs, wenn auch stark beschädigt, noch im Winter-Remter der Marienburg vorfinden. Im Oktober 1407 malt er dazu das Bildnis des kurz

vorher verstorbenen Meisters Conrad von Jungingen. (Treßlerbuch S. 435). Auch auswärts war er tätig, so im Winter 1404—05 in Ragnit, da er für dortige Arbeit am 26. Februar 1405 entlohnt wird. In den nächsten Jahren hat er in Marienburg nur geringfügige Aufträge, 1407 überhaupt keine und 1409 nimmt seine Frau, die Peter Melerynne, statt seiner eine Zahlung in Empfang; er war also vorwiegend auswärts beschäftigt. Vielleicht stammen auch die Gebietiger Wappen in der (Hochmeister?)-Kammer der Ordensburg Ragnit von ihm; nach den Amtsdaten der Gebietiger kann die Malerei erst nach dem 1. September 1407 (Amtsbeginn des Komturs Eberhard von Waldenfels) ausgeführt sein und im Juni 1408 war der Hochmeister, Ulrich von Jungingen, in Ragnit anwesend, was den Anlaß zu dieser Malerei gegeben haben könnte.

Nach einer Notiz im Hauskomturbuche (her. v. Ziesemer), S. 128, ist Peter im Jahre 1414 noch am Leben, allerdings für den Orden nur mit unbedeutender Arbeit beschäftigt.

Joachim, das Marienburger Treßlerbuch der Jahre 1399—1409. Königsberg i. Pr. 1896, Seite 5 u. ff.

12. N. N. 1414—1420 tätig, malt Fähnchen, Schilde und Tartschen u. dergl.

Ziesemer, Ausgabebuch des Marienburger Hauskomturs für die Jahre 1410—1420. Königsberg 1911. Seite 140—163, 241 und 336.

13. Niclos Dene, Moler, erhält 1414 Anteile am Stadtacker auf der Stadtfreiheit im großen Werder, und zwar im 19. Lose der Hauptstücke und im 9. Los der Schwentenstücke nach Schönau hin. In der neuen Verteilung der Stadtlose 1423 fehlt er bereits.

Stadtarchiv Marienburg, Foliant 2163. Staatsarchiv Königsberg Schublade LXI a. Nr. 89.

Claves Dene wohnt 1377—78 als Bürger in der Johannisgasse zu Danzig. Vgl. Keyser, a. a. O., S. 88. Im Jahre 1383 wird Claus Dene Bürger der Altstadt Braunsberg, 1385 Peter Dene. Bei der Seltenheit dieses Familien-Namens ist es denkbar, daß Claus D. überall dieselbe Person ist, oder daß wenigstens ein verwandtschaftlicher Zusammenhang zwischen den Trägern des Namens Claus Dene bestand.

Cod. dipl. Warmiensis IV, S. 22 u. 24, her. von Röhrich und Liedtke.

14. Meister Jacob der Moler, 1433 —1443 im Schöffenbuche der Stadt Marienburg erwähnt. Seine Ehefrau hieß Barbara und war die Schwester des Michel Aneforge.

1433 ist er gerichtlicher Vormund des Spittlers von Marienburg bei einer Verhandlung vor gehegtem Ding zu Marienburg.

1435, am Freitage vor Dorothea (4. Februar), vertritt er in der Nachlaß-Sache des Peter Felkener, einen Teil der Erben, nämlich Michil und Hannus, die nicht im Lande sind. In derselben Sache quittieren 1436 „Hannus eyn Bogener und Michel Anesorge, Jacob molers Swegere" dem Jacob den Empfang ihres Erbteils.

1443 quittiert Michel Anesorge dem Meister Jacob dem Maler „von syner swester Barbara wegen", erläßt ihm auch den Schichteid. Frau Barbara war also wohl kurz vorher verstorben.

St. A. D. Abt. 329 A, Nr. 1.

15. Meister Johann, Maler, 1397.

Johannes Voigt erwähnt ihn in seinem Aufsatze „Das Stillleben des Hochmeisters des Deutschen Ordens und sein Fürstenhof" (Historisches Taschenbuch, her. von Friedrich von Raumer, I. Leipzig 1830). Dort heißt es auf Seite 236: „so erhielt z. B. ein Meister Johann im Jahre 1397 für ein Gemälde vom Hochmeister nicht weniger als 121 Mark; es war ein Prachtgeschenk für den König von Ungarn."

Diese Notiz ging dann auch in seine Geschichte Preußens 1834 über, in den VI. Band auf S. 399. Quellenangaben sind beide Male nicht gemacht. Neuere Nachforschung im Staatsarchive Königsberg blieb erfolglos. Wahrscheinlich stand die Notiz in dem untergegangenen Konventsbuche (Treßler-Zinsbuch, die Einnahme und Ausgabe des Konvents enthaltend) von 1395—1398. Vgl. hierüber Ziesemer, Konventsbuch S. VII und Hauskomtursbuch S. VI. 1408 ging abermals eine Tafel, d. h. ein Gemälde an König Sigismund von Ungarn, die Peter Maler für ½ Mark besserte; Treßlerbuch S. 467. Die Summe von 121 Mark ist außerordentlich hoch und läßt auf einen größeren Klappaltar, nach der Art des Graudenzer Altares, schließen.

Der Wohnort des Meisters Johann ist nur zu vermuten. Es wäre auch denkbar, daß Johann mit dem unten genannten Johannes Wilde in Elbing identisch wäre.

Elbing.

16. Albert, der Maler vom Elbinge. 1402. Er malte eine Tafel für den Hochaltar der Schloßkirche zu Elbing im Auftrage des Komturs Conrad, Grafen von Kyburg, der im Frühjahr 1402 starb; Conrads Nachfolger trat das Amt am

17. April 1402 an (Gr. Ämterbuch). Am Montage nach Oculi = 27. Februar 1402 war der Hochmeister Conrad von Jungingen in Elbing gewesen. Alberts Gemälde müssen dem kunstsinnigen Meister so gut gefallen haben, daß er ihm am 27. April noch 10 Mark damaligen Geldes über sein Gedinge auszahlen ließ.

1402 muß Albert auch in Preuß.-Holland, in der Pfarrkirche oder im Ordenshause gemalt haben, da er jene 10 Mark in Pr.-Holland, von Treßler empfängt.

Joachim, Treßlerbuch S. 160.

17. Johannes Wilde, Maler, 1396—1417 genannt. 1396 besitzt er zusammen mit Rutcher goltsmyt eine Bude hinter St. Jorgen (der heutigen hl. Leichnamskirche), im zweiten Maße.

Stadtarchiv Elbing Nr. 15. Hoffstättenbuch, S. 68.

1396 besitzt er ferner eine Bude an der langen Brücke, jetzt die hohe Brücke genannt (seit 1917 halb durch Brand zerstört), ebenda Nr. 12, Stadtbuch, Fol. 58. 1417 besitzt er ein Erbe an der Hommel, Nr. 14, ebenda, H. Tit. XII Nr. 9. Erbbuch S. 17. Über seine Arbeiten gibt das „nyge rekenbuk" einige Auskunft, und zwar für das Jahr 1410. S. 218b.
Van den banyren
item gegeben 1 fird. Wilden dem moler vor de cruce czu malen in das bassuners banner.
S. 269 item Johannes Wilden dem maler vor 44 schilde to malen, vor ellik stucke 16 d. maket 24 sc. 14 d

Elbinger Kämmereibuch, „dat nyge rekenbuk".

1406 malte er die Bibliothek der Nikolaikirche zu Elbing aus. Zamehl berichtet darüber

A. 1403. Zu S. Nicolao . . . . Es ward auch die Bibliothec zu bauen angefangen und hat zu mahlen (:der Mahler hat Johan Wilde geheißen:) 2 mr 25 scot gekostet.

A. 1406. Es sind auch die Bücher in die gestiftete Liberey, zu S. Nicolao, gebracht."

Pars prima der Additamenta des Carl Theodor Zamehl. Handschrift der Stadtbibliothek zu Danzig, neuerdings aufgefunden, Anfang der von Toeppen in der Zeitschrift des westpr. Gesch.-Vereins XXXII, Seite 62 beschriebenen Handschrift Zamehls.

Die Malerarbeit kann erst nach Fertigstellung des ganzen Baues und Austrocknung der Mauern vor sich gehen, daher fällt Wildes Arbeit wohl in das Jahr 1406. Diese Bibliothek ist jedenfalls die hohe Halle über der gegenwärtig (1925)

benutzten Sakristei, an der Südseite des Chores der Nikolaikirche.[9]) Der Bau gehört mit zu den Arbeiten, die der gelehrte und kunstsinnige Pfarrer Nicolaus Wulsak ausführen ließ.[10])

18. Johannes Dreseler, 1410, über ihn findet sich im Elbinger Kämmereibuche folgender Vermerk „vor 15 schilde to malen 1½ mark", also für einen Schild 72 den.

Braunsberg.

19. Niclos Polner, der meler, erlangt 1399 das Bürgerrecht in Braunsberg, gegen Erlegung von ½ mr. Bürgerrechtgeld.

Cod. dipl. Warm. IV. 34.

Königsberg.

20. Ghisebrecht de painter. 1343, 1344. Wilhelm IV., Graf von Hennegau und Holland unternahm im August 1343 eine Kreuzfahrt nach Palästina und Preußen, die acht Monate dauerte. In seinem sehr zahlreichen Gefolge befand sich auch dieser „painter;" in den Rechnungen, die in voller Ausführlichkeit erhalten sind, werden ihm fünfmal Auslagen für Ankäufe zurückerstattet, doch gewinnt man den Eindruck, daß es mehr gelegentliche Auslagen waren, daß aber eine praktische Arbeit als Kämmerer oder Einkäufer sonst nicht zu seinen Obliegenheiten gehörte. Wahrscheinlich hatte er dann den Auftrag, die Reise seines Herren im Bilde festzuhalten, ähnlich wie es der Maler des noch vor der Mitte des 14. Jahrhunderts entstandenen Bildercyclus' des Codex Balduini Trevirensis schildert.[11]) Das Hennegau grenzte im Westen an Flandern, im Süden an die Picardie und es ist immerhin bemerkenswert, daß ein Maler aus jener Gegend einige Monate in Preußen, speziell in Königsberg weilte und dadurch in Berührung mit einheimischen Künstlern kam.

Scriptores rerum prussicarum II. Leipzig 1863, S. 501, 748—751 und 754.

---

[9]) Fuchs, Beschreibung der Stadt Elbing und ihres Gebietes. II, 1821, Seite 205.

[10]) Elbinger Jahrbuch II, 1922, S. 144 und III 1923, S. 129.

[11]) vergl. die Romfahrt Kaiser Heinrichs VII. a. a. O., her. v. d. Direktion der K. Preuß. Staatsarchive. Text von G. Irmer, Berlin, 1881, Seite XI und XII. Hier auch Vermutungen über die Person des Malers.

21. Thomas peyntour 1392. 3. September wird er für einige Arbeiten bezahlt, die er in Königsberg für Heinrich von Derby, Herzog von Lancaster — den späteren König Heinrich IV. von England — ausführte. In den Rechnungen heißt es:

Clerico coquine per manus Thome peyntour pro pictura diversorum ciborum ibidem . . . in coquina, und ferner: cuidam peyntour pro pictura diversorum armorum domini, militum et scutiferorum ibidem . . .

Prutz, Rechnungen über Heinrich von Derbys Preußenfahrten 1390—91 nud 1392. Leipzig 1893, Seite 153.

II. Bildhauer.

22. Magister Jacobus, in Xanten seit 1356; gestorben 20. Januar 1374. Dort tätig als leitender Baumeister, wie auch als Bildhauer. 1361 werden vier von ihm angefertigte Steinfiguren im Chore ausdrücklich erwähnt. 1360—1361 verweilt er in Preußen. Am Sonntage Estomihi = 16. Februar 1360 ging er von Xanten fort und es vertrat ihn sein Bruder, Magister Henricus de Moguncia. Ende dieses Jahres ist er wieder nach Xanten zurückgekehrt, arbeitet an den 4 Steinbildwerken und wird dafür am 9. März 1361 bezahlt:

„Magistro Jacobo reverso de Pruscia circa pro quatuor ymaginibus circa ianuam in choro prepositi III mr. XII den.“

Scholten, Auszüge aus den Baurechnungen der S. Victorskirche zu Xanten. Berlin 1852. S. 4 u. 6. Beissel, Gesch. d. Ausstattung der Kirche des heiligen Victor zu Xanten. Freiburg i. Br. 1897. S. 42.

Diese Urkundenstelle ist schon von Ferd. von Quast in den Neuen Preuß. Prov.-Blättern, and. Folge II. 1852, S. 71 und von Hermann Ehrenberg in der „Deutschen Malerei und Plastik von 1350—1450“ verwertet, von jedem der beiden Forscher verschiedenartig. Bisher ist in Preußen selbst keine urkundliche Spur des Meisters Jakob aufgefunden, so daß man über die Art seiner Tätigkeit in Preußen nur Vermutungen haben kann.

23. Johan, der Bildesniczer zu Danczk, erhält Ende April 1403 vom Marienburger Hauskomthur 2 marc für eine nicht näher bezeichnete Arbeit.

Treßlerbuch S. 248.

23a. Johann von der Matten „eyn Bildinsnyder awz Flandern", in Danzig wohnend, 1404, 1405.

Sattler, Handelsrechnungen des Deutschen Ordens. Leipzig 1887, S. 209 u. 276.

Wahrscheinlich sind Nr. 16 und 16a eine und dieselbe Person.

24. Jacob, meister Johans zon 1399, in Marienburg. Ihm werden im Sommer 1399 gezahlt 16 marc für zwei Bilde und 14 m für 14 Wochen Arbeit. Ferner besorgt er zweimal Kalktransporte von Danzig nach Marienburg. (Die Benennung „Meister Jacobs zon" auf S. 22 ist wohl nur ein Schreibfehler.)

Treßlerbuch, S. 5, 22 u. 29.

Der Vermerk über die „zwei Bilde", d. h. plastische Bildwerke, steht unmittelbar hinter der Abrechnung von Peters Malerarbeit für des Meisters Kapelle. Daher ist auf ihn auch folgende Notiz Treßlerbuch S. 82 zu beziehen: 1402, 20. August, item ½ m. meister Jacob bildemecher, der das bilde in des meisters capellen saczte."

25. Meister Johan, der Bornsteynsniczer, 1399 bis Juli 1400, auch B . . . snyder genannt. Wahrscheinlich wohnte er in Königsberg, da ihm der dortige Hauskomtur am 3. März 1399 als Kostgeld für ein halbes Jahr 7 marc zahlte und der oberste Marschall am 5. Dezember 1399 mit ihm über seine Arbeit abrechnete.

Treßlerbuch S. 16, 18, 38, 67, 73, 82.

Noch hundert Jahre später steht ein Bernsteindreher im festen Solde des Ordenshauses Königsberg. „Hilger der Bornsteindreer. Dieser dienet ein Jar umbe 10 mrg" usw.

Staatsarchiv Königsberg. 193 A 44, Rentkammer-Rechnung 1500—1501.

Insgesamt ist Hilger von 1499—1510 nachweisbar.

Anlagen.

I. Urkunden, betreffend Meister Jacob den Maler im Schöffenbuche zu Marienburg, Staatsarchiv Danzig Abt. 329 A Nr. 1.

a) Item sal man wissen das komen ist vor eyn gehegit ding Jocob moler und hat gelobit schadelos czu halden vor ansproch und vor nochmanunge Mathis riche Jocob vor XXX marc geringis geldis, die Mathis riche Jocob Elsebethen der polnisch Niclosynnen tochter hat gegeben. Das czugit Richter Scheppen und gehegit ding Anno M° cccc° xxxiii°.

b) Item Sal man wissen das komen ist vor eyn gehegit ding Johannes Luce des Herren Treßelers Schriber mit Mathis Resenburg, also das Mathis Resenburg hat bekant das her schuldig ist dem vorgeschreben Johanni XV mr gutis geldis, die sal her heben von dem Melczhuse das dem Spittaler czur hant steet, und wenne das vorkoufft wirt, so sal Johannes von dem ersten gelde beczalet werdin und das hat der Spittaler vorhoet durch synen vormund meister Jocob dem moler. Das czugit Richter Scheppen und eyn gehegit ding Anno M° cccc° xxxiii°.

c) Item sal man wissen das die Petir Felkenerinne mit namen Barbara hat schichtunge und teilunge getan in vormundschafft Hannus Felkeners ires elichen mannes, Petir Felkeners noch gelassen Erben czu voller genüge. In undirscheide, das

czwene als Michil und Hannus die do nicht bynnen landes synt gewest, der anteil hat Jocob moler gehaben, und Jocob moler hat vor sie gelobit mit synen legenden grunden und mit all syme gute, das sie do wedir nymmer manen noch redin sullen, Ouch so hat

Jost von Holland mit syner elichen husvrouwen, und Niclos Postelin mit syner husvrouwen mutir Margrit, gelobit alle in vormundschafft das her Niclos eyn Prister der beiden vrouwen bruder wedir die teilunge nymmer manen noch sprechen sal, wenne die czwu vrouwen syn anteil entpfangen haben,

do vor haben sie czu burgen gesatzt das nochfolgende Erbegeld ir anteil, das gevallen sal von dem Erbe am Rynge das do vorkoufft ist und gevallen sal off Walpurgis neheſtkomende C mr geringis geldis, und von Walpurgis obir eyn Jar ouch C mr geringis geldes, dis geld sal die Hannus Felkenerinne halp heben, und die erbnamen die andir helffte, do mete sal disse sache czwisschen beiden teilen gancz geendt und gelendt syn, Das czugit Richter Scheppen und eyn gehegit ding Anno M° cccc° xxxv°. Am fritage vor Dorothee virginis.

d) Item sal man wissen das komen ist vor eyn gehegit ding Hannus eyn Bogener und Michel Anesorge, Jocob molers Swegere und haben offenbar bekant das Jocob moler en hat gegeben und usgerichtit Ir anteil das en von Petir Felkener Irem vettern was anirstorben czu ganczer guter und voller genüge und haben en qwyt ledig und los gelassen von der sachen wegen, das czugit Richter Scheppen und gehegit ding Anno M° cccc° xxxvi°.

e) Man sal wissen das Michel Anesorge komen ist vor eyn geheget ding und hat bekant das her schichtunge und teilunge von meister Jocob dem moler syme swoger zcu voller genuge von syner swester Barbara wegen entfangen hat und hat In qwit ledig und los gelaßen und ist vor gehegetem dinge notlos geteilet, ouch hat der In des schichteydes dirlaßen. das zcugt richter scheppen und eyn geheget ding anno domini M° cccc° xliii°.

II. Hypothekenvermerk über die Bude des Johannes Wilde in Elbing.

Liber civitatis II (1361—1418) Folio 58.

Notandum quod Dominus Johannes de Thoron habet unius marce censum in buda Johannis Wilden apud ymaginem virginis marie gloriose penes longum pontem que prius erat Johannis rover Dandum pasche. Reemi potest pro 12 marcis addito censu.

Über den Hypothekengläubiger vgl. Semrau, Johann von Thorun Bürgermeister der Altstadt Elbing, † 1410, in den Mitt. des Coppernicus-Vereins zu Thorn. 31. 1923, Seite 37. Die Bude am Marienbilde auch erwähnt von Toeppen, Elbinger Antiquitäten, Danzig 1871, Seite 25.

III. Schreiben des Großkomturs an den Rat von Danzig, in Sachen Meister Jürgen des Malers.

Staatsarchiv Danzig 300 U, 39, 79.

Gros Kompthur

Unseren frundlichin grus czuvor und alle gutte. Besundere lieben frunde. Die Inwonere des dorffes czu Aldemonsterberg haben uns vorstheen lassen wie sie meister Jurgen dem moler alda czu Danczk wonhaftig, uff bildewerck czwelff marg geldes haben gegeben. welch gelt der egenante Meister Jurge itczund czwey Jar vorgangen hat gehabt und hat en kein bilde dovor gemacht. So das sie nach gelt, nach bilde von em gewynnen konnen. Worumb wir euch mit sunderlichin begerungen bitten, das er den berurten Meister Jurgen vor euch bebottet und en ouch hertlich darczu haldet das her den armen lewten er gelt ann forder vorczogrung muhe unkost czerung und arbeit weder wsrichte, und gebe. dorann er uns sunderlich und gargros tut czudancke. Gebn czu Marienburg am dinstage zu pfingsten im xxxviiiten Jare.

Adresse: Den vorsichtigen und weisen Mannen
Burgermeister und Ratmannen der stad Danczk.

Aufgedrucktes Briefverschluß-Siegel d. Großkomthurs in Wachs und Papier.

Preußische Hofordnungen des 16. Jahrhunderts.

Von Max Hein.

Im Laufe des 16. Jahrhunderts ergab sich wohl bei allen, auch bei den kleinsten deutschen Höfen das Bedürfnis, das Alltagsleben des Hofgesindes im weitesten Sinne sozusagen rechtlich zu regeln, jeden einzelnen auf die Vorschriften einer „Hofordnung" festzulegen, ihn zu höfischem Verhalten zu nötigen, Veruntreuungen und Regellosigkeiten vorzubeugen. Nur ausnahmsweise wurden in diese Hofordnungen Dienstvorschriften für Beamte aufgenommen, die mit dem eigentlichen Hofleben in keinen Beziehungen standen, wie für Räte oder Kammerbeamte. In erster Linie galten ihre Bestimmungen dem Verhalten der Mitglieder des „Hofstaats" zum Fürsten und unter einander, der Regelung der Tischzeit und Tischzucht und gelegentlich auch des Kirchenbesuchs. Wir gewinnen aus ihnen einen recht lebendigen Eindruck vom Alltagsleben an deutschen Höfen im 16. und 17. Jahrhundert.

Eine Reihe solcher Hofordnungen hat Kern veröffentlicht.[1]) Über seiner Arbeit in Königsberg hat leider kein guter Stern geleuchtet. Er bringt, in zwei Fassungen, eine undatierte Hofordnung Herzog Albrechts,[2]) die über die Pflichten von Rentkammer und Kanzlei, Marschall und Burggraf, Küchenmeister und Schenk erfreulichen Aufschluß gibt, aber für das Leben des Hofgesindes fast nichts enthält. Nur mit Vorbehalt wird man diese Bestimmungen als Hofordnung ansehen dürfen, und noch weniger die gleichfalls von Kern veröffentlichten Vorschriften über Bedienung des „gnädigen Herrn", die noch in die letzte Ordenszeit gehört, wie das Alter ihrer Schrift und vor allem die Bestimmung beweist, daß der Kaplan keinen fremden Priester oder Mönch Wein, Salz und Wasser segnen lassen soll. Trotzdem rechnet Kern damit, daß diese sogenannte Hofordnung gar in die Zeit Herzog Albrecht Friedrichs gehört.[3])

Durchaus ins Gebiet der Hofordnungen gehört dagegen eine von Kern veröffentlichte Frauenzimmerordnung aus der Zeit Herzog Albrechts, die den Dienst der für Hofmeisterin und Jungfrauen bestellten Beamten regelt und vor allem

---

[1]) A. Kern, Deutsche Hofordnungen des 16. und 17. Jahrhunderts. 2 Bände. Berlin, 1905, 1907.

[2]) Kern, Bd. 1, S. 82—88.

[3]) a. a. O., S. 88—90.

unbeobachtete Beziehungen der Hofdamen zu den Herren des Hofes nach Möglichkeit zu erschweren versucht.[4])

Endlich bringt Kern eine Hofordnung im wahrsten Sinne, die am 23. Dezember 1575 auf der Hofstube vorgelesen wurde.[5]) Auf diese wird im folgenden näher eingegangen.

Dagegen sind Kern zwei Hofordnungen nicht vorgelegt wor, die sich in bisher nicht recht erschlossenen Beständen des Königsberger Staatsarchivs befinden, die erste von Herzog Albrecht, ergangen am 9. Mai 1564, die andere von Markgraf Georg Friedrich mit dem Datum des 14. März 1584.[6]) Ein Vergleich namentlich dieser Hofordnungen erweist sich in mancher Hinsicht als fruchtbar.

Herzog Albrecht war 1564 ein müder Mann von 74 Jahren. Günstlinge, voran der Abenteurer Skalich, beherrschten ihn, bis ihrem Treiben Albrechts traurige Kapitulation vor dem Unwillen der Stände im Jahre 1566 ein Ziel setzte. So wird es kein Zufall sein, daß Albrechts Persönlichkeit in der Hofordnung ganz zurücktritt, die er erließ, nachdem mündlich durch den Obermarschall erteilte Anordnungen keinen rechten Erfolg gehabt hatten.

Nur wenig ist vom Herzog überhaupt die Rede: Wenn er auf dem großen Saal speist, sollen die Junker aufwarten, und nicht weggehen, bevor er abgegessen hat; bezeichnend genug für die geringe Autorität des Herzogs, daß eine solche Verfügung überhaupt notwendig war. Sodann: Die Pferdeknechte „sollen das Zanken und Hadern vor der Futterrinne vermeiden, welches Fürstl. Durchlaucht selbst beunruhiget", wieder ist man erstaunt, eine solche Selbstverständlichkeit feierlich festgelegt zu finden. Farblos sind die sonstigen Erwähungen des Herzogs.

Nur selten weist Albrecht auf seine Strafgewalt hin: Den Hofjunkern, die sich nicht starke, tüchtige Rosse und eine Rüstung halten, droht er mit Entziehung eines Quartalsgehalts. In der Einleitung bedroht er Übertretungen der Hofordnung mit „höchsten Leibsstraf und Ungnade", aber das vergißt sich beinahe über der Milde, die sie im übrigen kennzeichnet.

---

[4]) a. a. O., S. 90—96.

[5]) a. a. O., S. 96—99.

[6]) Die Hofordnung von 1564 befindet sich als Original in den sogen. Generalia der Oberratsstube, die von 1584 abschriftlich in der Manuskriptsammlung, Fol. A 14, S. 193—202 in einer Abschrift von etwa 1600; die erstere habe ich in der Ostpreußennummer der Hartungschen Zeitung vom 30. November 1924 veröffentlicht; die zweite folgt als Anhang.

Jeder hat sich still zu verhalten, heißt es eingangs, sein Essen mit Danksagung zu empfangen, niemand über Vermögen oder Willen zum Trinken zu nötigen, sich aller Gotteslästerung, alles Fluchens und Zankens zu enthalten (1), hat an dem ihm zugewiesenen Tisch zu sitzen (2). Gäste dürfen nicht auf die Hofstube gebracht (4), Nichtbedienstete, „Bernheuter", nicht in den Ställen gehalten werden (6). Um Feuersnot zu verhüten, erfolgen Bestimmungen über die Aufbewahrung von Heu und Stroh, über das Umgehen mit Licht; selbst hier wird keine Strafe bei Übertretung der Anordnungen angedroht (7). Um 8 Uhr abends bläst der Hausmann ab; dann soll jeder Knecht die Pferde seines Junkers füttern und schlafen gehen (8). Die Junker dürfen nicht ohne Erlaubnis verreisen und haben ihre Pferde mitzunehmen, „denn Ihre Fürstl. Durchl. abwesens der Junker die Rosse im Futter keines weges halten wollen" (11). Brot darf niemand mitnehmen, namentlich nicht zum Füttern der Hunde (14). Endlich wird es verboten, vor dem Schloß zu schießen (15). Dem Hofmarschall ist befohlen, „daß er mit Ernst darüber halte und die Bruchfälligen zur Gebühr andern zur Abscheu unablässig strafe." So der wesentliche Inhalt der Hofordnung von 1564.

Sie diente der vom 23. Dezember 1575 datierten Hofordnung in mehreren Punkten als Vorbild. Manches ist wörtlich übernommen, so die Vorschriften, betreffend ruhiges Verhalten namentlich beim Essen, die Wahrung der Tischordnung, den Eintritt der Nachtruhe, die Verhütung von Feuersgefahr. Anderes ist verschärft. Wie 1564 wird die Zulassung von Gästen untersagt, jetzt jedoch mit dem Zusatz, daß sie vom Unter- oder Futtermarschall herausgejagt und bei Widersetzlichkeit im Turm verwahrt werden sollen. Die gleiche Strafe trifft den, der trotz Verweisung weiter trinkt, nachdem der Hausmann das Zeichen zum Schlafengehen gegeben hat.

Neu gegenüber der Ordnung von 1564 ist die Bestimmung, daß die Mahlzeiten nicht über eine Stunde dauern dürfen; „dann S. Fürstl. Gnaden nicht gehabt haben wollen, daß ein jeder seines Gefallens, so lange als er will, uff der Hofstuben sitzen und ein Gesäuse halten soll". Im Unterschied von 1564 wird jetzt eine Zeit für Schließung des Schloßtors festgesetzt, und zwar 8 Uhr, wenn der Herzog in Königsberg ist, sonst eine Stunde früher. Allerdings wird damit, wie es heißt, nur ein altes Gebot wieder in Erinnerung gebracht. Wer nicht vor Toresschluß im Schloß ist, darf nicht mehr, „wie nun ein Zeit hero gescheen," eingelassen werden.

Die Bestimmungen ergehen natürlich im Namen des jungen Herzogs, aber dessen Persönlichkeit spielt gar keine Rolle mehr. Umso bezeichnender ist es, daß es gleich im ersten Abschnitt heißt: Der Herzog befehle, „bey Vermeydung hogster Straff und Ungnade, daß ein ider Hoffdiener, wes Standes der auch sey, den zur Regierung verordenten vier Rethen allen schuldigen Gehorsam leiste."

Damas war ja die Herrschaft des eingeborenen Adels in der schönsten Blüte. Die vier Oberräte führten die Vormundschaft über den halb unzurechnungsfähigen Albrecht Friedrich, den „blöden Herrn". Ihre Herrlichkeit ging allerdings bald zu Ende. 1577 erhielt der Markgraf Georg Friedrich von Ansbach als voraussichtlicher Erbe Albrecht Friedrichs vom polnischen König die Vormundschaft über seinen kranken Vetter übertragen.

Georg Friedrich ist einer der bedeutendsten unter den evangelischen Fürsten des ausgehenden 16. Jahrhunderts. Sein Wesen zeigt in vielem überraschende Ähnlichkeit mit seinem Zeitgenossen Markgrafen Johann von Küstrin und mit König Friedrich Wilhelm I. Von der tiefen Religiosität der strengen lutherischen Richtung erfüllt, faßte er seinen Herrscherberuf unter dem echt lutherischen Gersichtspunkte der Pflichterfüllung auf. Ordnung zu schaffen, Gerechtigkeit zu üben, überall „christliches, fürstliches Einsehen zu haben," waren seine Ziele, sein Lebenswerk. Mit dem Eintritt seiner Mündigkeit übernahm er 1557 die Verwaltung des ihm von dem abenteuernden Albrecht Alcibiades zugefallenen Bayreuth. Das Ländchen war durch Kriege verwüstet, Beamte fehlten. Seinem Nachfolger hinterließ es Georg Friedrich im blühenden Zustande, mit geordneten Finanzen, wie er denn überhaupt trotz seiner Neigung zu höfischem Prunk, gleich Friedrich Wilhelm I., ein sparsamer Haushalter, ein früh ausgereifter Organisator großen Stils war. Ständische Anmaßungen duldete er nicht, ständische Privilegien engte er, wenn es angängig war, ein.

Nicht minder energisch zeigte er sich in der äußeren Politik. Bei der Verfolgung der hohenzollernschen Ansprüche auf Jülich-Cleve und auf das Straßburger Bistum war er der Treibende. Wenn ihm auf diesem Gebiet Erfolge nicht beschieden waren. lag das an der Unzulänglichkeit seiner Mitfürsten und an der Bescheidenheit der ihm zur Verfügung stehenden Geldmittel. Wo es sich um beschränkte Ziele handelte, wie etwa bei Verteidigung seines vom Kaiser bestrittenen Münzrechts in seinem Nebenlande Jägerndorf, setzte er, als Zweiundzwanzigjähriger, seine Ansprüche durch.

Auf der Höhe seines Lebens übernahm er 1577 mit 38 Jahren die preußische Verweserschaft. Begreiflich genug, daß die Stände ihn ungern kommen sahen; aber ihre Versuche zur Abwendung der Regentschaft am polnischen Hof blieben erfolglos, da der König den Markgrafen unterstützte. Georg Friedrich ließ es sich vor allem angelegen sein, für Bezahlung der noch aus der Zeit Herzog Albrechts stammenden hohen Schulden und für eine geordnete Domänenverwaltung zu sorgen. Das ging umso weniger ohne Konflikte mit dem Adel ab, als dieser die bisherige Regellosigkeit benutzt hatte, sich aus Domanialgut zu bereichern. Daß der Markgraf unbewilligte Steuern erhob, seine fränkischen Beamten in Preußen verwandte, Wünsche der Stände, die seiner Macht abträglich waren, nicht erfüllte, steigerte deren lauten, sachlich umso unbegründeteren Unwillen, als Georg Friedrich anfangs versucht hatte, mit ihnen gemeinsam die notwendigen Reformen vorzunehmen. Ein 1582 berufener Landtag ging ergebnislos mit großem Lärm auseinander wie ein zerrissener polnischer Reichstag. Vergebens gingen die Wortführer des Adels beschwerdeführend nach Warschau; der König ermahnte sie zur Versöhnung mit dem Markgrafen, der ihnen als Verräter jedoch die Rückkehr nach Preußen verweigerte.

Ein Ende 1584 berufener Landtag endete wie der letzte. Erst 1585 gelang die Anbahnung einer Verständigung, die 1586 endgültig wurde. Noch im selben Jahre verließ Georg Friedrich Preußen für immer. Es ist bezeichnend für die tatsächliche Macht, die er errungen hatte, daß die innere Gesundung des Staats auch während der Konfliktjahre fortgeschritten war, daß eine ernsthafte Störung der Ruhe nicht gewagt wurde.

In diese Zeit fällt seine Hofordnung vom 14. März 1584.

Vergleichen wir sie zunächst mit den beiden Hofordnungen von 1564 und 1575.

Die erste Bestimmung von 1584 fehlt in jenen. Hier heißt es: Es ist des Fürsten ernster Befehl, daß alles Hofgesinde fleißig zur Predigt geht und das Sakrament empfängt; sonst ist schwere Strafe zu gewärtigen; namentlich sollen alle, die seit langer Zeit das Abendmahl nicht genommen haben, bestraft und dann abgeschafft werden.

Es erfolgt das auch früher ausgesprochene Verbot des Gotteslästerns, leichtfertigen Schwörens und Fluchens; aber wenn für Sünden dieser Art vordem keine ausdrückliche Strafe festgesetzt war, steht jetzt „unnachlässige Leibesstrafe" darauf; auch sind alle Amtsdiener verpflichtet, solche Verstöße dem Marschall anzuzeigen, damit die Bestrafung erfolgen kann.

Während es 1564 und 1575 zur Wahrung des Burgfriedens genügend erschien, das gegenseitige Schelten und Zanken des Hofgesindes zu untersagen, ordnet der Markgraf an (§ 3): Wer einen andern schmäht oder schilt, wird willkürlich nach seinem Ermessen bestraft. Wer „mit ernstem Mut“ eine Waffe zückt, verliert die Hand und wird des Landes verwiesen. Und seinen Kopf hat verwirkt, wer jemand verwundet oder „schlägt“. Derart harte Bestimmungen enthält keine der vielen von Kern veröffentlichten Hofordnungen.[7])

Herzog Albrecht hatte verboten, „vorm Schloß“ zu schießen. Der Markgraf untersagt es (§ 4) jedem, „er sey Herr, Juncker oder Knecht in Ihrer Fürstl. Durchl. Schlosse, Stedten oder Freyheiten,“ allerdings ohne besondere Strafandrohung.

Die älteren Vorschriften zur Verhütung von Feuersgefahr werden fast wörtlich übernommen (§ 5). Für den Fahrlässigen wird jetzt aber „höchste Leibesstrafe“ festgesetzt „und darzu Erstattung des Schadens.“ Die gleiche Leibesstrafe trifft Knechte und Jungen, die bei Abwesenheit ihrer Junker über 9 Uhr Licht brennen.

Aus dem Gebot, Ruhe zu halten, machte Georg Friedrich folgendes (§ 6): Geschrei auf der Hofstube und bei Nacht auf der Gasse, aller Mutwille gegenüber der Wache und anderen Leuten wird bei ernster Strafe verboten. „Nachdem auch bißhero von vielen ungebührliche Geschrey bei Nachtzeiten angefangen, dadurch Ihre Fürstl. Durchl. nicht wenig beunruhiget worden sein, so wollen hiemitt Ire Fürstl. Durchl. Jedermenniglichen von solchem abzustehen gnedig verwarnet haben, mit dem Anhang, woferr sich jemandes förder solches unzimlichen Wesens understehen und ihme von der Quardi darüber schlege begegnen würden, das er niemandts als sich selbsten die Ursachen zumeßen solle.“

Es folgen (§ 7) wenig charakteristische Bestimmungen über Tischordnung, ein Verbot, Gäste einzuführen, Speisen oder Getränke mitzunehmen und Hunde in die Hofstube zu bringen. Speisereste sollen den Armen gegeben werden. Besonders beschäftigt sich der Markgraf noch mit der Tischzucht der Edelknaben. Sie dürfen nur eine halbe Stunde Mahlzeit halten. Es ist vorgekommen, daß Trabanten sich an den Tisch der Edelknaben setzen und „nicht geringe ergerliche Unzucht mit übrigem freßen und sauffen zu bösem verführlichen exempel der Jugent und anderm Hofgesinde treiben“, und auf Verweise des Hausvogts und anderer Diener nicht achten.

---

[7]) vgl. Kern, Bd. 2, S. 42 f., 104, 237 f.

Wer in Zukunft hiergegen verstößt, den „sollen sie stracks unverwarnter weise von dem Tische nemen und unter die große glocken stecken und Fürstl. Durchl. berichten laßen."

Wie schon 1575 wird auch jetzt bestimmt (§§ 8 u. 9), daß die Mahlzeiten nicht über eine Stunde dauern dürfen, und daß nach ihrer Beendigung jeder die Hofstube zu verlassen hat. Aber wieder sind Verschärfungen vorgenommen: Nicht bloß soll jeder Ungehorsame unter die große Glocke geführt und dem Markgrafen angezeigt werden, es wird weiter verfügt, daß keiner gespeist wird, der die vorgeschriebenen Stunden, 10 und 4 Uhr, nicht innehält.

Bei Tisch hat jeder Mantel oder Rock anzubehalten. „Es kombt auch Fürstl. Durchl. vor, daß das gesindt, wenn man klopffet, das sie nicht überley geschrey über disch haben sollen, so seindt etzliche darunter und antworten mit pfeiffen und anderm geschrey, haben auch einen gebrauch, das sie mit kost und beinen werfen. Da deren einer betroffen, soll ihne der Marschalk oder Hausvogdt alsbald vom Tische nehmen und unter die große glocken stecken lassen. Darnach sol er erstlichen die straffe erfahren." Ober- und Untermarschall sollen täglich wiederholt das Verhalten bei den Mahlzeiten beobachten (§ 16).

Es versteht sich bei einem so genauen Haushalter wie Georg Friedrich von selbst, daß Bestimmungen über die Aufbewahrung von Speisen und Getränken, über das Betreten der Vorratsräume durch Unbefugte, über das Füttern der Pferde Abwesender nicht fehlen (§§ 10—13 u. 15). In dasselbe Gebiet gehört es, wenn der Markgraf es für nötig hält, zu verbieten, daß die Diener das ihnen zur Hofkleidung verabfolgte Tuch verkaufen und sich mit ihrer alten Kleidung behelfen, oder daß die Reiter nicht ihre Pferde gegen schlechte Klepper eintauschen, und neue verlangen, wenn diese nicht mehr zu brauchen sind (§ 18). Auch soll niemand sich mehr Bediente halten, als ihm zusteht, oder gar „leichtfertige Schlöppen oder böse Weiber an sich ziehen." (§§ 19 u. 20).

Nutzlose Ausgaben sollen vermieden werden, aber andererseits wollte Georg Friedrich stattlich Hof halten. Darum hat die Kleidung des Hofgesindes einheitlich zu sein. „Und soll hinfüro zu aller Kleydung ein Menlein gemahlet und an die Hofstuben geschlagen werden. Solchem sol ein jeder sein gesind nachkleiden, bei straff Ihrer Fürstl. Durchl. Ungnadt." Sonntags und an den Feiertagen haben die Einspenniger — also die mit einem Pferde Ausgerüsteten, etwa eine

Leibwache zu Pferde — sich früh vor dem Hause des Reuterhauptmanns zu versammeln und mit ihm zu Hof zu gehen; wer unentschuldigt ausbleibt, hat einen Taler zu zahlen. Der Markgraf hat bemerkt, daß die Einspenniger, wenn er verreisen will, „sich nicht ordentlich zusammenfinden, sondern einer hie, der ander do gezogen khombt." Fortan haben sie sich in solchen Fällen vor dem Hause des Reuterhauptmanns zu versammeln und mit diesem „fein ordentlich, wie Hoffleuten geziemet, aufzuziehen." (§ 18).

Wie wenig sicher der Markgraf sich in Preußen fühlte, zeigt folgende Bestimmung (§ 21): Wenn ein Feuer entsteht oder ein Aufruhr ausbricht, sollen alle Hofdiener zu ihm laufen. „Sonderlichen die Einspenniger sollen, so sie dergleichen etwas vernehmen, ihre pferdt fertig machen und ohne seumen Fürstl. Durchl. zueylen und mit fleis uff dieselbe warten."

Im Vergleich mit den beiden älteren Hofordnungen ist die Georg Friedrichs nicht bloß sehr viel eingehender und umfassender, sondern vor allem sehr viel schärfer gehalten. Gewiß kommt vieles dabei ohne Anrechnung des Verhältnisses des Markgrafen zu Preußen auf seine auch sonst zum Ausdruck gebrachte Strenge und Genauigkeit. Aber daß er in Preußen besonders hartes Zufassen für notwendig hielt, zeigt ein Vergeich seiner preußischen Hofordnung mit der 3 Jahre später für Ansbach erlassenen,[8]) ein Vergleich, der umso leichter Ergebnisse zeitigt, als die Hofordnung von 1584 der von 1587 vielfach als Vorbild diente.

Eine Reihe von Vorschriften wurde in Ansbach überhaupt nicht für nötig gehalten. So fehlten Bestimmungen über Abgeben von Schüssen in der Nähe des Schlosses, über Verhütung von Feuersgefahr, über einheitliche Kleidung des am Hof befindlichen Gesindes, über das Verhalten der Einspenniger bei Reisen des Markgrafen und an Feiertagen, über deren Verhalten bei Feuer und Aufruhr. Die haushälterischen Kontrollvorschriften sind im wesentlichen unverändert übernommen. Fast durchweg sind dagegen die Bestimmungen über das persönliche Verhalten des Hofgesindes gemildert. Den eingehenden Drohungen mit Leibes- oder Lebensstrafe bei Bruch des Burgfriedens steht jetzt die bloße Androhung „ernster Leibesstrafe" gegenüber. Die Einführung Fremder in die Hofstube und Störungen der Tischordnung sind in beiden Ordnungen verboten, aber 1587 ohne jede Strafansetzung. Während man

[8]) Kern, a. a. O., Bd. 2, S. 236—242.

bei ungebührlichem Verhalten bei Tisch in Preußen sofort abgeführt und unter die große Glocke gestellt wurde, bis man sein Strafmaß erfuhr, genügte in Ansbach für dies Vergehen die Ansetzung einer „gebührlichen Strafe."

Fast schärfer scheinen 1587 dagegen die Bestimmungen gegen irreligiöses Verhalten geworden zu sein. Der Hofprediger hat ein Verzeichnis des Hofgesindes; danach kontrolliert er den Besuch des Gottesdienstes und meldet dem Markgrafen die Ungehorsamen, die nicht erschienen sind. Auch wird das Schloßtor Sonntags vom Beginn des Glockenläutens bis zum Schluß der Mahlzeit geschlossen gehalten, so daß die der Kirche Ferngebliebenen kein Mittag erhalten. Gotteslästerer sind dem Markgrafen vom Marschall oder Hausvogt anzuzeigen; bei Unterlassen der Anzeige machen diese sich selbst strafbar. Derartige Bestimmungen fehlten 1584. Und trotz dieser ohnehin nicht sehr schwerwiegenden Verschärfungen, die vielleicht in Preußen nur wegen der konfessionellen Geschlossenheit fehlten, wirken auch diese Vorschriften fast milder als die für Preußen erlassenen. Denn während 1584 knapp und schroff angeordnet wird, hält Georg Friedrich in seiner Heimat eine lange Motivierung für erforderlich. Der Gottesdienst würde so schlecht besucht, daß man nicht wissen könnte, welche von den Hofleuten „Türken, Heiden oder Christen sein," und viele verachteten das Sakrament; dann erst folgen die Drohungen. Ganz ebenso bei Gotteslästerungen, Schwören und Fluchen. Diese Laster wären so in der Zunahme, daß Gott darüber zornig werden und man schwerer Strafe gewärtig sein müßte; darum verbietet der Markgraf solche Sünden bei ernster Strafe. 1584 hatte es lediglich geheißen: Es ist des Markgrafen „ernster Befelch, daß alle Hofgesinde sich alles Gotteslesterns, auch leichtfertigen schwerens und fluchens genzlichen enthalten sollen, unnachlessige Leibesstraffe zu vermeiden."

So verstärkt sich durch den Vergleich der Hofordnungen von 1584 und 1587 noch der Eindruck, daß Georg Friedrich in Preußen ein Fremder geblieben ist, daß er trotz der Festigung der landesherrlichen Gewalt sich und die Würde seines Hofes durch besonders strenge Vorschriften sichern zu müssen glaubte. Auch hat man wiederholt den Eindruck, daß er das ostpreußische Wesen als derb und formlos empfand und daß sein fürstlicher Stolz sich davon abgestoßen fühlte.

*

Anhang.

Hofordnung Georg Friedrichs vom 14. März 1584.[9])

Folgender gestaldt wil der Durchlauchtigste Hochgeborene Fürst und Herr, Herr Georg Friderich, Marggraff zu Brandenburg, in Preußen, zu Stettin, Pommern, der Cassuben und Wenden, auch in Schlesien zu Jägerndorf Herzog, Burggraf zu Nürnberg und Fürst zu Rügen, mein gnedigster Fürst und Herr in Derselben Ihrer F. D. Hoff- undt Haußhaltung die Hofordnung von allem ihrem Hoffgesinde, Frenckischem sowol als Preußischen gehalten und nachgelebet haben.

Zum ersten ist hochgedachtes meines gnedigen Fürsten und Herrn ernster Befelch, das alles Hofgesinde fleiszig zur Predigt gehen und das hochwirdige Sacrament im Schlosze empfahen sollen, mit der angehafften Warnung, von welchem unter dem Hoffgesindt solchem Ihrer F. D. Befelich zu wider gehandelt, das gegen demselbigen ernste straffe soll vorgenommen werden; darnach sich menniglich richten sol. Wollen auch, so ferr ettliche unter denen sein, wie zu besorgen, die inn langer Zeit nicht das Abentmal oder Tisch Gottes besucht haben, das sie es noch thuen, oder gegen sie soll die gebür und straff vorgenommen werden, und alßbaldt abgeschaffet [werden].

Zum andern ist Ihrer F. D. ernster Befelch, das alle Derselben Hoffgesinde sich alles Gotteslesterns, auch leichtfertigen schwerens und fluchens genzlichen enthalten sollen, unnachlessige Leibesstraffe zu vermeiden, und sollen Ihrer F. D. Futter-Marschalck, Fuhrirer und andere Ambtsdiener, wan[10]) sie dergleichen Gotteslesterung und fluchen hören, solches Ihrer F. D. Marschalck anzuzeigen schuldig sein, damit solche Gotteslesterer und Schwerer nach gelegenheit irer verwirckung ernstlich gestrafft mögen werden.

Zum dritten wollen Ihre F. D. ernstlichen gehabt haben, das menniglich den Burgfrieden, wie es von alters herkommen, halten, das niemand den andern schmehen oder schenden soll an seinem Leibe, Gut und Ehre, mitt Wortten oder mit Wercken. Es soll auch keiner keine Wehren, Messer oder Tolch mit ernstem muth zücken. Wo darüber jemand begriffen, es sey am Tag oder bey der Nacht, sol ihme der Nachrichter die hand, damit er gezücket, abhawen und alsdann aus dem Lande verurphedet werden. Wo aber Sache, das Jemand den andern wundet oder schlüge, derselbe so, alsbalde der Nachrichter verhanden, den Kopff verwircket haben. Es soll auch Niemand den andern in

---

[9]) Die Handschrift des Ms. A 14 wird im folgenden mit B bezeichnet. Zusätze in eckigen Klammern.

[10]) was B.

allen andern fellen schmehen oder seines guten Gerüchts berauben und schelten. Wird einer darüber betreten, der soll mit Ungnade gestraffet werden, und derselben straffe keine maß wißen, welche straffe ohn alle mittel bey Irer F. D. stehen solle.

Zum vierdten wollen Ihre F. D. auch bey vermeydung ernster Straffe und Ungnadt, das keiner von Derselben Hoffdienern, Er sey Herr, Juncker oder Knecht, inn Ihrer F. D. Schloße, Stedten oder Freyheiten eine Büchsen abschießen soll, sondern do einer eine Büchse abschießen oder probiren wil, sol er solches außerhalb der dreier Stedte Konigsbergk und Ihrer F. D. Freyheit oder hinder dem Schirhofe[11]) thuen.

Zum fünfften, damit alle gefahr des feuers zu verhüten, wollen und befehlen Ihre F. D., das ein jeder sein Hew und Stroh vor dem Heiligen Creutz nicht in den Stellen, sondern auff den Söllern über den Gemechern halte, und sein feuer und liecht zum fleißigsten verwahre, die Liechte nicht an die Stender, Wende, Thüren, Krippen oder sonsten klebe, daraus ein schade entstehen möchte, bey vermeydung höchster Leibes Straffe, und darzu erstattung des schadens. Es soll auch kein Knecht und Junge in gemelter unser freyheit, Gemechern und Stellen über neun Uhr Liecht halten oder brennen, es sey dann der Juncker anwesende, bey gedachter Leibes Straffe.

Zum sechsten ist Ihrer F. D. ernster Befelh, das sich alles Hoffgesinde unzüchtiger Wortte, übermeßiges Zutrinckens,[12]) Füllerey und anderer Unzucht und geschreies in der Hoffstuben, auch bey der Nacht auff der gassen, und sonsten sich allerley Mutwillens gegen der Wache und andern Leuten genzlichen enthalten. Dann do sich jemandes eines solchen understehen würde, der soll der gebühr nach ernstlichen gestraffet werden. Nachdem auch bißhero von vielen ungebührliche geschrey bey Nachtzeiten angefangen, dadurch Ihre F. D. nicht wenig beunruhiget worden sein, so wollen hiemitt Ire F. D. Jedermenniglichen von solchem abzustehen gnedig verwarnet haben, mitt dem Anhang, woferr sich jemandes förder solches unzimlichen Wesens understehen und ihme von der Quardi darüber schlege begegnen würde, das er niemandts alß sich selbsten die Ursachen zumeßen solle. Darnach sich menniglich zu richten und vor schaden zu hütten.

Zum siebenden wollen Wir, das sich kein Knecht oder gesinde über der Junckern und Edelknaben Tisch eindringen,

---

[11]) Nach dem Beringschen Stadtplan von 1613 lag der Schirrhof zwischen der Löbenichtschen Kirche und dem Jägerhof; er grenzte an den Anger.

[12]) Zutrinken B.

noch auch jemand vor sich selbsten ohne Erlaubnüs des Haus Vogts oder Marschalcks jemandts frembdes, so nicht Hoffgesind ißt, in die Hoffstuben zum essen zu führen, macht haben, auch kein speiß und tranck abschleppen, sondern die übrigen Brocken sollen den Armen zu gut aufgehoben und davon gespeiset werden. Es soll auch kein Hoffdiener, er sey wer er wolle, mehr Personen, dann ihme zu halten erleubet, gegen Hoff zu dem essen gehen laßen, und alle übermeßige Personen abgeschafft werden. Es soll auch kein Hund niemandt mitt sich in die Hoffstuben führen, sie haben es dann von Ihrer F. D. austrücklich erlaubnüs, und sonsten nicht. Doch do dergleichen etzlichen erleubet würde, so sollen dieselben jedesmals an Ketten geführet und in der Hoffstuben angebunden werden. Es wollen auch Ihre F. D. ernstlichen, das derselben Edelknaben, welche uff Irer F. D. Tafel aufwarten, nicht über eine halbe stunde malzeit halten und nicht lenger sitzen sollen. Weil auch wer F. D. vorkhommen, alß sollen sich die Trabanten unterstehen, ytweilen an der Edelknaben Disch zu dringen und mit ihnen zu essen, dagegen aber nicht geringe ergerliche Unzucht mitt übrigem freßen und sauffen zu bösem verführlichen exempel der Jugent und anderm Hoffgesinde treiben, und ob sie schon der Haus Vogdt oder andere darauf bestelte Diener darumb zu rede setzen, sie nichtes darauff geben und achten wollen, so haben Ihre F. D. darob nicht unbillig ein ungnediges mißfallen. Befehlen demnach hiemitt deroselben[13]) Bevelchshabern, als Marschalck, Haus Vogdt und Fuhrirern ernstlichen, das sie ein fleißiges aufmercken und auffsehen in deme, wie erzehlet, haben und halten wollen. Und wofern sich weiter, wie bishero geschehen, frembde Personen, so nicht an die Tische verordenet, über das eindringen, und ein solches unzüchtiges geberde haben würden, sollen sie stracks den oder sie unverwarnter weise von dem Tische nemen und under die große glocken[14]) stecken und F. D. berichten laßen.

Zum achten. Obwol F. D. bißhero uff einen Disch mit neun[15]) Personen besetzet vier eßen und zehn stoff[15a]) bier geben lassen, so haben Sie doch gespüret, daß es an Getränk ein überflus ist, wie dann Ihre F. D. mit mißfallen spüren, das das gesinde nach gethaner malzeit, wann man außklopfet,

---

[13]) desselben B.

[14]) Es handelt sich damals wohl wirklich um eine „Große Glocke". Mitte des 17. Jahrhunderts führte diesen Namen eins der im Schloß befindlichen Gefängnisse, vgl. Caspar Stein, Peregrinus (Festschrift der Univ. Königsberg zum 18. Januar 1874) S. 18.

[15]) So B, vermutlich ist acht zu lesen.

[15a]) Stof = 1—1¼ l.

zu rechter Zeit nicht auffstehen, sondern sich mit dem entschuldigen, das sie ihr Bier noch nicht ausgetruncken hetten. So erlangen auch über das noch Ire F. D. den gründlichen Bericht, sehen es auch teglichen, das sich viel understehen, das bier, welches sie über der malzeit nicht austrincken khönnen, mit sich hinnaus zu schlöppen, welches dann förder Ihre F. D. nicht gehabt, sondern solchen Überflus genzlich wollen abgeschafft haben. Ordenen derwegen hiemitt auf einen Tische, daran wie gemelt acht personen sitzen sollen, jeder Malzeit zu den vier eßen, wie sie jedesmals der liebe Got geben wird, acht Stöfe bier, und befehlen daneben einem jeden, er wolle sich daran benugen laßen, dem lieben Gott dafür dancken, sich aller überflüssigen fullerey und des abschlöppens enthalten, auch zu rechter Zeit, wenn man klopfet, auffstehen und sich sonsten aller gebühr und Erbarkeit erzeigen. Solte aber diesem verbott einer oder mehr zu wider leben, den wollen Ihre F. D. gebührlichen gestraffet wißen.

Zum neundten soll alles Hoffgesinde Sommer und Winter frue umb 10 Uhr und abents umb vier eigentlichen im Schloße sein und unter der Malzeit niemandts aufgesperret werden. Welcher sich auch unter der Malzeit außer eines Troßes in Ihrer F. D. Stall versperren leßet, dem solle nicht gestattet werden, zum Nachtische[16]) zu sitzen und andere zu verdringen. Es sol auch die Malzeit lenger nicht dann eine stunde gehalten werden. Und wenn die stunde verlauffen und drey schlege zum bethen gethan seind, sol der Marschalck und Haus Vogdt dem mutwilligen geschrey wehren, selber auffstehen, das Hofgesinde abschaffen und darob sein, das die Einspenniger, Knechte, Jäger nud andere auch auffstehen, und die Hoffstuben reumen. Wer sich darwider setzet oder lenger besitzen bleibet, der soll unter die große Glocken geführet und F. D. angezeiget werden. Die Thürnitz Knechte[17]) aber sollen alsbaldt die Becher von den Tischen in ihre Gewahrsamb nehmen, desgleichen die Kellerknechte die Stutzen[18]) in den Keller tragen. Und wo einer darüber betretten, sol der Marschalck oder Haus Vogdt ihne alßbaldt zur Straffe einziehen laßen, welches Ihre F. D. ernstlichen also gehalten haben wollen.

Zum zehenden ist Irer F. D. ernster befelh, das alle speisung in Küchen und Keller, Silber Cammer und alle Winckeleßen nicht gestattet, sondern mitt ernst abgeschaffet werden.

---

[16]) Bedeutet wohl: Mahlzeit der Diener, die verhindert waren, an der Hauptmahlzeit teilzunehmen.

[17]) Thürnitz, Grundbedeutung: geheiztes Gemach, dann auch Speisezimmer, vgl. Grimms Wörterbuch unter durnitz.

[18]) kleines Glas.

Zum eilfften, wann der Marschalck oder Haus Vogdt von der Malzeit aufffstehet, sollen alsbalde die Flaschen wider in den Keller getragen, auch Sommer und Winterzeit die Thürnitz nach dem Morgeneßzen umb zwölff Uhr und nach dem Nacht-eßzen umb sieben Uhr, sowol der Keller zu abgemelter Zeit und stunde jedesmals gesperret werden.

Zum zwölfften sol auch hinfüro inn Ihrer F. D. Küchen und Keller niemand anders, dann die darein gehören und verordnet, zu gehen gestattet, und ob demselben auch mitt allem ernst gehalten werden.

Zum dreizehenden solle den Krancken und allen denjenigen, so das Deputat gegeben wird, der trunck und Broth zu Hoffe weiter nicht gereichet werden, und solche Personen sich der Hof-speise genzlichen enthalten, ihnen auch von speiß und tranck nichts gefolget werden.

Zum vierzehenden befehlen Ihre F. D. ernstlichen, das das Schloßthor zu abents Sommerszeit umb neun Uhr, Winterszeit umb acht Uhr gesperret und darüber niemandts ohne F. D. befelch ein oder ausgelaßzen werde, und ein jeder zu gemelter Zeit hinausgehe.[19])

Zum fünfzehenden. Es soll auch keiner, er sey wer er wolle, über Nacht ohne erlaubnüs F. D. oder mitt vorwißzen des Hoffmarschalcks aus F. D. Hofflager bleiben. Und do er in seinen gescheften uff erleubnüs verreitet, sol er seine Pferde alle mit sich nehmen und keines in der Hofffutterung stehen laßzen, auch nicht verfuttert werden, es sey dann schadhafft in Ihrer F. D. Dienste worden. Doch solle es mit des Marschalcks wißzen geschehen. Es khommen auch Ire F. D. in glaubwirdige Erfahrung, das sich ettliche understehen, wann sie in F. D. gescheften verschicket werden, Pferde vom Hauß Vogdt aus dem Schirhofe zu nehmen, und dagegen ihre zu Hause im Futter stehen zu laßzen. Dises wollen F. D. forthin keinem, er sey wer er wolle, nicht mehr gestatten. Darumb sol der Haus Vogdt ohne befehl keinem dergleiche Pferde geben. Wurde er aber dawider thun, wollen F. D. ihne derohalben mitt gebührendem ernst besprechen. Zudem soll auch keiner und sonderlichen die, welchen F. D. Pferde halten, ohne Erlaubnüs des Marschalcks hinwegziehen, und wenn er hinweg wil, solches zuvor dem Futter-Marschalck anzeigen, damitt er sich bey anzeigung derer, so das Futter holen wollen, darnach zu richten haben möge, uff das nicht irgent von andern das futter uff diejenigen, so weggezogen sein, zur Ungebühr genommen werde.

---

[19]) hinausgehen B.

Zum sechzehenden soll ein jeder seinen Mantel oder Rock über sich anbehalten und nicht von sich legen, auch des geschreies und unnützen redens genzlichen enthalten, es sey auch, wer es wolle, welches F. D. ernstlichen meinen. Es kombt auch F. D. vor, das das gesindt, wenn man klopffet, das sie nicht überley geschrey über disch haben sollen, so seindt etzliche darunter und antwortten mit pfeiffen und anderm geschrey, haben auch einen gebrauch, das sie mit kost und beinen werffen. Da deren einer betroffen, soll ihne der Marschalck oder Haus Vogdt alsbald vom Tische nehmen und unter die große glocken stecken laßen. Darnach sol er erstlichen die straffe erfahren, das mag er ihme lassen wol und wehe thun. Und zu besserer Volziehunge und gehorsamer Volge dessen ist F. D. ernster befelh, das Ihrer F. D. Ober- und Under-Marschalck allemal des tages, wann sie bey der handt sein, einen gang etzlich zu der Malzeit in die Hoffstuben thun und besehen sollen,[20]) wie sich das gesinde gegen dem Haus Vogdt und andern Ambtsbefelhhaberen erweisen, auch wie sonsten das Gesinde sich verhalten thuet.

Zum siebenundzehenden. Nach dem auch F. D. mein Gnediger Herr zum offternmal in derselben Ordnung befohlen, die Herrn Räthe und Junckern, denen Ihre F. D. nach gelegenheit pferde halten, sollen Knechte und nicht Jungen annehmen, so erfahren doch Ihre F. D., das denselben befehlen wenig nachgangen, sondern eines theils fürwenden sollen, alß das sie keine Knechte bekhommen können. Gegen solche unnötige entschuldigung haben Ihre F. D. Derselben Fuhrirer befohlen, das wann sich frembde knechte bey ihnen zu Hofe angeben, solches denen, so keine knechte haben, angezeiget werden solle, damitt sich desfals forthin keiner mehr mitt solcher vermeinten entschuldigung zu behelffen haben möge. Wird nun einer darüber handeln, demselben sol auf den Jungen die konfftige Sommer-Kleydung nicht gegeben werden.

Zum achtzehenden. Es khommen auch Ihre F. D. in Erfahrung, das zum theil Ihrer F. D. Knechte, Einspenniger und andere Diener das Tuch zur Kleydung verkauffen und sich mit alten Kleydern behelffen und das Geld unnützlichen durchbringen, welches dann F. D. ernstlichen hiemitt verbotten haben wollen. Und soll hinführo zu aller Kleydung ein Menlein gemahlet und an die Hoffstuben geschlagen werden. Solchem sol ein jeder sein gesind nachkleyden, bey straff Irer F. D. Ungnadt. Ihrer F. D. befelh ist hiemitt, das die Einspenniger sich alle feiertage und Sontags für des Reuter-Heubtmans Losament zu rechter Zeit des Morgens frue samlen und mit

[20]) solle B.

dem Reuter-Heubtman zu Hoffe gehen. Im fall aber einer kranck oder in ehafft were, soll er sich bei dem Heubtman entschuldigen laßen. Solte aber deme zuwider einer oder mehr muetwillig außenbleiben, denselben soll an ihrer besoldung in Irer F. D. Rentcammer jederm ein Ortts Thallers abgezogen werden. Es haben auch Ihre F. D. die Zeit hero selber gesehen, das die Einspenniger, wann Ihre F. D. verreisen wollen, sie sich nicht ordenlich zusammen finden, sondern einer hie, der ander do gezogen khombt, welches Ire F. D. forthin nicht also gehalten haben wollen. Derwegen Derselben gnediger befelh, das forthin allewege, so offt Ire F. D. verreisen wollen, die Einspenniger sich vor das Haubtmans Losament, darzu dann jederzeit ein besundere stunde zu ernennen, verfügen und mit dem Reuter-Heubtman fein ordenlich, wie Hoffleuten geziemet, aufziehen sollen. Und das es geschehe und also gehalten werde, sol der Heubtman darauf fleisig sehen; im fall es nicht geschieht, wollen Ire F. D. derenthalben den Reuter-Heubtman der gebühr nach besprechen.

Weil auch biszhero die Einspenniger sich unterstanden, umb geringen Vortheil oder nutzes willen mit Pferden zu dauschen, davon dann mancher einen abgerittenen Klepper bekhommet, und wenn derselbe nicht mehr fort kan, so begehren sie den schadenstand; wan sie den erlangen, so geben sie offt für, das ihnen die Pferde zu jung sein. Derhalben understehen sie sich, denselben ohne Vorwißen des Reuter-Heubtmans widerumb zu verdauschen. Solches wollen F. D. forthin nicht gehabt haben, sondern befehlen, das eim jedern sein Klepper wie vor alters an ein geldt geschlagen werden soll. Denselben sol auch keiner verhandeln, weil er darauf beritten, und der Einspenniger mit fort kan. Ingleichen wollen auch Ihre F. D., das forthin die Einspenniger, wann sie gegurtet reiten, Braunschweigische Hüte[21]) und keine Filtze führen sollen. Das nun dem also nachgekhommen werde, Befehlen Ire F. D. dem Reuter-Heubtman mit fleiß darauf zu sehen.

Zum neunzehenden ist Irer F. D. ernstlicher befelch, das alle die Herrn und Junckern, welchen Knecht oder Jungen zu halten bewilliget, dieselben dem Marschalck mit Nahmen anzeigen, auch uf die Hofordnung schweren laßen, und dann kein Herr oder Juncker seinen Knechten oder Jungen andere personen an sie zu ziehen, mit einzuschleppen oder denselben was zuzutragen mit nichten gestatten, wie dan auch solche personen aus der Stadt zu schaffen Unsern Ambtsleuten befehl gethan

[21]) Diese Anweisung mag auf einen Wunsch von Georg Friedrichs zweiter Gemahlin Sophie, einer geborenen Prinzessin von Braunschweig-Lüneburg, zurückgehen.

werden soll. Würde auch ein Knecht oder Jung aus den Diensten mutwilliger weise entlauffen, denen soll nachgeschrieben und offentlich unredlich gemacht werden. Darnach sich ein jeder zu richten.

Zum zwenzigsten ist Ihrer F. D. ernster wil und meinung, das alles Hoffgesinde von Herrn, Junckern, Knechten und andern mit ihren Dienern ernstlich verschaffen, Niemandts einigen Bernheuter[22]) Underschleif zu geben, es sey auf Reysen, Jagdten oder sonsten, sich auch menniglich leichtfertige Schlöppen oder böse Weiber an sich zu ziehen genzlichen enthalten, da aber jemandts darüber würde betretten, sol er dermaßen gestraffet [werden], das darob F. D. große Ungnadt sol gespüret werden, wie albereit bey den Ambtsdienern befehl gethan worden.

Zum einundzwenzigsten befehlen Ihre F. D. hiemit ernstlichen, es wollen alle Derselben Hoffdiener gutes Aufmercken haben, damitt, wann irgent (welches Gott gnediglich verhuete) Feuers oder anders halben ein aufrur würde, sie nirgents anders, dann nur dem Schloß und wo sonsten Ihre F. D. sein, zulauffen, damit sie uf den Notfall verhanden sein mögen. Sonderlichen die Einspenniger sollen, so sie dergleichen etwas vernehmen, ihre pferdt fertig machen und ohne seumen F. D. zueylen und mit fleis uff dieselbe warten.

Die oberzelte Hofordnung wil Ihre F. D. eigentlichen gehalten und von allem gesinde nachgelebet haben, das auch hiemitt ernstlichen gebietende, das[23]) forthin keiner, er sey wer er wolle, nicht wie ein Zeit hero geschehen, wider F. D. Ambtsdiener, wann sie über diser Ordnung halten, anschnarche.[24]) Ihre F. D. haben auch alsbald darauf Derselben Hof-Marschalck hiemit ernstlichen befohlen, das diser Hoforդnung in allen Puncten und artickeln bestes getreues fleißes nachgegangen werde. Ihre F. D. wollen ihne auch, wie sichs gebühret, schützen und handthaben. Und behalten Ihnen Ihre F. D. bevor, jederzeit nach gelegenheit und Noturft dise Ordnung zu mindern und zu mehren, wie sie dann hinfüro alle Vierteljahr dem Hoffgesind vorgelesen werden sol, ohne geferde.

Zu Urkundt haben sich Ihre F. D. mit eigenen Henden underschrieben und Ihr Fürstliches Secret hieunten auffdrucken lassen. Geschehen zu Königsberg den vierzehenden Martii anno MDLXXXIV.

---

[22]) Bernheuter hat hier doch wohl den Sinn: Bei der Hofhaltung nicht zugelassener, daher überflüssiger, untätiger Mensch.

[23]) das sich B.

[24]) anschnarcken B.

Die baulichen Änderungen im Dom zu Königsberg Pr.

infolge der Aufstellung der v. Wallenrodtschen Bibliothek.

Von Dr. Fritz Juntke.

Der Kanzler im Herzogtum Preußen Martin v. Wallenrodt hinterließ im Jahre 1632 seinen Erben eine für damalige Zeit stattliche und wertvolle Bibliothek von ungefähr 2000 Bänden. Schon im Jahre 1629 hatte er als literarisch interessierter Mann eine Praefatio admonitoria aufgesetzt, in der er aus Liebe zu seinen Büchern genaue Bestimmungen traf, daß seine Bibliothek den Grundstock zu einer Familienbibliothek bilden sollte, die ungeteilt entweder im Kanzlerhause zu Königsberg oder auf seinem Familiengute Pogirmen aufgestellt werden sollte.

Von seinen drei Söhnen hatte besonders Johann Ernst, der spätere Geheime Rat und Landhofmeister, die Liebe für Bücher geerbt und viel getan, um die Bibliothek zu erhalten und zu mehren. Er befürchtete mit Recht, das die Bibliothek auf dem Landgute Pogirmen, wo sie nach des Kanzlers Tode aufgestellt war, in den ungewissen Kriegszeiten des schwedisch-polnischen Krieges vor Feuer und Plünderung nicht sicher genug wäre. Er hatte daher die Absicht, sie vor Vernichtung zu schützen, sie aber zugleich auch einem größeren Kreise zugänglich zu machen.

Daher wandte er sich im Jahre 1649 an die Universität zu Königsberg und machte ihr zugleich auch im Namen seiner Brüder das Angebot, die Bibliothek auf eigene Kosten in dem Universitätsgebäude aufzustellen. Er erbot sich sogar, an die Universität eine einmalige Summe von 1000 Floren bar zu zahlen und noch einen Bibliothekar anzustellen. Doch hatte die Universität wohl Bedenken, eine Bibliothek in ihre Räume aufzunehmen, über die sie keinerlei Rechte haben sollte, und konnte daher keine schnelle Entscheidung treffen.

Da die Sache sich hinzog, beauftragte Johann Ernst v. Wallenrodt den Ratsherrn und späteren Bürgermeister vom Kneiphof, Andreas Holländer, einen sicheren, geeigneten, nicht zu abgelegenen Ort für Aufstellung der Bibliothek auszuforschen.

Dieser schrieb ihm am 15. November 1649, daß er einen Platz im Dome ausfindig gemacht habe, „und zwahr in solchem ort, da meines wenigen erachtens kein zuträglicher der gelegenheit halber oder reputierlicher dem ansehn nach der hochedl. Familien möchte gefunden werden."

Johann Ernst griff zu, da er ja kaum einen günstiger gelegenen Ort zur Aufstellung seiner Bibliothek in der Nähe der Universität hätte finden können. Und so kommt am 5. Oktober 1650 ein Mietvertrag zwischen dem Magistrat, der Kirche im Kneiphof und den drei Brüdern v. Wallenrodt zustande. Für die weiteren Ausführungen ist der Wortlaut des Vertrages wichtig. Es heißt hier:

„. . . Nemblich daß ein Erb. Raht der Stadt Kneiphoff denen Herren v. Wallenrodt zu auffsetzung ihres seel. Herrn Vatern Bibliothec den Orth hinter der Orgel der Kneiphofischen Thumbkirchen, dessen Fenster nach dem Platz herausgehet, solange dieselbe solche alhier verbleiben und zu lassen willens, einzuräumen undt verstatten wollen folgender gestalt, daß die Herren v. Wallenrodt abgeredeter und verzeichneter maaßen denselbigen Orth zusampt den Fenstern, auff ihre Unkosten bebauen undt zur Bibliothec anrichten lassen sollen. Und da etwa der Orth zu der Bibliothec über verhoffen zu klein fallen, oder durch erkauffung newer Bücher erweitert werden müßte, wird E. E. Raht dahin bedacht seyn, daß soviel immer thunlichen so viel Platzes dazu vonnöthen, möge eingeräumet werden . . ."

Es wird ferner noch der Mietszins von 20 Mark jährlich festgesetzt. Außerdem behält sich die Kirche vor, daß bei einem evtl. Auszuge alles, was die v. Wallenrodts haben erbauen lassen und was niet- und nagelfest ist, der Kirche ohne Entgelt verbleiben sollte.

Es handelt sich in dem Vertrage um das zweite Obergeschoß des Mittelbaues, direkt über dem Haupteingange. Nach dem Vertrage muß dieser Raum hinter der Orgel leer gestanden haben und ziemlich verwahrlost gewesen sein. (Erleuchtet wurde er von einem Fenster, das „nach dem Platze" hinausging.) Interessant ist nun, daß ausdrücklich festgesetzt wurde, daß die Brüder v. Wallenrodt auch die Erlaubnis zum Einbauen von Fenstern erhalten. Es muß doch der Raum wohl nur notdürftig durch das erwähnte eine Fenster erleuchtet gewesen sein, so daß von vornherein die Notwendigkeit feststand, für die Bibliothek das genügende Licht zu schaffen. Wir stellen uns dies so vor, daß das große Spitzbogenfenster über dem Hauptportale des Domes,

so wie es heute wieder durch den Umbau von 1901—07 hergestellt wurde, mit seiner äußersten Spitze in das Gemach hineingeragt haben wird und damit natürlich nur notdürftig Licht gespendet haben kann. Um genügend Licht zu erhalten, gab es nun zwei Wege, entweder das Fenster so zu lassen und darüber neue kleinere Fenster, so wie sie heute vorhanden sind, anzubringen, oder das nun einmal vorhandene und mit der äußersten Spitze bis zum Gemache reichende große Fenster genügend zu vergrößern. Nach den uns vorliegenden ältesten Bildern der Westfront des Domes aus den Jahren 1712 und 1833 und dem Zustande vor dem Umbau von 1901, kann nur dieser letztere Weg gewählt worden sein. Wir sehen darauf nur ein riesengroßes Fenster, das beinahe bis an die Decke des Zimmers der Bibliothek reicht und genügend Licht gespendet haben muß. Ob bei der Einrichtung im Jahre 1651 dieses Fenster gleich die große Form erhalten hat, ist allerdings fraglich, da auch im Jahre 1689 an dem Fenster gebaut worden ist, wie wir noch sehen werden.

So erhalten wir eine einfache Erklärung, wie dieses gewaltige Westfenster,[1]) „dessen ungelöste die Front zerreißende Dissonanz jahrhundertelang vergeblich nach einer Notwendigkeit hat fragen lassen", entstanden ist. Dafür spricht noch, wie Dethlefsen an derselben Stelle angibt, daß das Fenster bei der Wiederherstellung dem nach den Funden wahrscheinlich ursprünglichen Zustande wieder gewichen ist.

Johann Ernst v. Wallenrodt hat als wirtschaftlicher Mann eine Rechnung über den Umbau hinterlassen, die uns noch manche interessante Aufklärung gibt. So finden wir folgende Posten:

45 Fl dem Zimmermann selbsten uff arbeitt gegeben
27 Fl dem Mawrer uff arbeitt gegeben
180 Fl den H. Singknecht zu ausszahlung der arbeiten zugestellet
300 Fl Ihme noch mahlen zu ausszahlung der handtwercker zugestellet
211 Fl abermahlen Ihm an 47 R zu ausszahlung der handtwercker zugestellet
43 Fl habe ich noch zu Dihlen den 20. Nov. 1651 gegeben
300 Fl . . . dem H. Singknecht gegeben

Es ist eine stattliche Summe, die Johann Ernst für den Ausbau des einen Raumes ausgegeben hat. Wir möchten nun nicht annehmen, daß trotz der hohen Handwerkerlöhne das Ge-

[1]) Dethlefsen: Die Domkirche zu Königsberg 1912. S. 22.

mach neu gewölbt wurde, wie Gebser[2]) es darstellt, sondern das gotische Sterngewölbe nach Dethleffen der Zeit um 1400 zuschreiben. Es konnte sich nur um eine völlige Ausbesserung handeln. So würde denn als Hauptarbeit der Fensterbau und die Einrichtung selbst übrigbleiben. Nach der Rechnung muß ein gewisser Singknecht die Leitung darüber gehabt haben. Es wird sich wohl um Greger Singknecht handeln, der im Jahre 1624 die Decke der neuerbauten Börse auf der Grünen Brücke mit sinnreichen Gemälden ausgemalt hat. Er war ein Holländer, „dessen mahlerey nicht gemein ist.“[3]) Auch Hagen schreibt ihm einige Bilder im Dom zu. So können wir wohl annehmen, daß die reizvolle Einrichtung des Raumes mit den geschnitzten grünen Palmenstämmen, die die Büchergestelle verkleiden, und dem Laub, das sich an der hohen Decke bogenförmig von einem Stamm zum anderen schwingt, den musizierenden Putten, die rings in dem geschnitzten und vergoldeten Blattwerk sitzen, auf seine Anordnung zurückzuführen sind. Nachdem die Bibliothek hier aufgestellt war, erhielt sie auch zu ihrer Verwaltung gelehrte Bibliothekare, meistens aus dem Kreise der Professoren. Im Jahre 1673 wurden bestimmte Öffnungszeiten festgesetzt und die Bibliothek dem Publikum zugänglich gemacht.

Zu dieser Bibliothek führt eine Wendeltreppe, die schon von jeher das Interesse der Kunsthistoriker auf sich gezogen hat. Es ist auch ein interessantes Bauwerk, nur sind sich die Kenner nicht einig, in welche Zeit dieses zu setzen ist. In der linken Ecke der Westvorhalle der Kirche steht ein Treppentürmchen, „aus Ziegeln in zierlichem Mauer- und Bogenwerk“, das eine Wendeltreppe umkleidet, und dessen Wände durchbrochen sind, um das Licht, das die Tür und die obere Treppenöffnung hereinläßt, zu verstärken.

Hagen[4]) will die Erbauung dieses Türmchens in die Zeit des Herzogs Albrecht, also in das 16. Jahrhundert setzen. Andere sind wieder der Ansicht, daß es aus der Ordenszeit stammt, und seinetwegen der Haupteingang nicht in die Mitte gesetzt sein möge. Dethleffen[5]) hat in scharfsinniger Weise nach der Senkung der Treppe eine Berechnung ausgeführt, die ihn als Erbauungsjahr die Zeit um 1680 annehmen läßt.

Wir hoffen, daß in diese Frage Licht kommen kann, wenn wir uns den Schriftwechsel zwischen Johann Ernst und

---

[2]) Gebser u. Hagen: Der Dom zu Königsberg. 1833 Bd. II. S. 303.

[3]) Erläutertes Preußen. B. 5. S. 461.

[4]) Gebser u. Hagen: Dom Bd. 2, S. 99.

[5]) Dethleffen: Dom S. 51.

der Regierung wegen Ausbesserung dieser Wendeltreppe etwas näher ansehen. Am 12. Juli 1685 macht Johann Ernst v. Wallenrodt eine Eingabe, in welcher er darlegt, daß die Treppe ganz unbrauchbar und schwer zu steigen ist, da viele Stufen gänzlich ausgetreten sind. Daher sei er entschlossen, eine neue bequemere Treppe auf eigene Kosten nach einem beigelegten Abriß bauen zu lassen.

Leider ist der Abriß, der uns noch größere Klarheit geben könnte, nicht mehr vorhanden, auch ist nicht festzustellen, von wem er stammt.

Johann Ernst bittet um die Zustimmung der Regierung: „. . . daß Ich angeregte neue förmlichere Treppe an demselben Ohrt, alwo jetzo die alte steht, weil solcher Bau der Kirchen nicht den geringsten schaden bringet, anlegen möge."

Die Regierung beauftragt den churfürstlichen Baumeister Johann Melchstock und den Bauschreiber Georg Pflüger, den Abriß zu prüfen, sich an Ort und Stelle umzutun und einen Bericht darüber einzusenden.

Die beiden Genannten setzen sich mit dem Kirchenrat des Domes in Verbindung. Am 12. September 1685 erstatten sie ihren Bericht:

„. . . Ihr Excellenz Herrn Landthoffmeistern wollmeinung hat guthen Rath, in dem der begriffene gemauerte runde Corpus so 8 werckschuh im lichten hat, wol bleiben kann, aber die darin liegende duppelte Trepff, so sich zu beyden seiten wendet und gantz außgetreten, ist zu verwerffen, in dem dieselbe nur 2 werckschuh langk ist, und kann alles woll herauß genommen werden, dagegen eine Spill biß unters Gewelb gesetzt werden, daran dann eine Trep füglich laut Abriß kan ohne Beschädigung des Gewelbs woll eingerichtet werden, die Spill muß aber nicht durchs gewelb geführet, sondern biß an das Gewelb angepaßt werden, biß zu Ende der 28 Stuffen, so Ihr Excell. Herr Landthoffmeister uff dero kosten wolle anfertigen lassen . . ."

Die Regierung genehmigt unter diesen Bedingungen die Neuaufführung der Treppe nach dem vorgelegten Abriß. Aus dem Bericht können wir entnehmen, daß der gemauerte runde Körper des Treppentürmchens stehen geblieben ist, eine neue Spill eingeführt, und um sie die Treppe gelegt wurde.

Wir nehmen an, daß insofern Klarheit entsteht, als das Türmchen aus einer Zeit vor 1685 stammen muß, ob nun aus dem 16. Jahrhundert oder einer früheren Zeit, möchten wir nicht entscheiden Aus einer Zusammenstellung aller Ausgaben

für die Bibliothek durch Johann Ernst v. Wallenrodt erfahren wir, daß er von „abbrechung einer alten und wieder erbauung einer gantz neuen gemauerten Trepe“ spricht. Leider geht daraus die Kostenrechnung für die Treppe allein nicht hervor, was vielleicht auch einen Anhaltspunkt gegeben hätte, sondern er führt sie zusammen mit der „Anlegung der anderen Neuen Bibliothec“ auf. Die Kosten betragen für beide 1732 Floren.

Als nun eine neue bequemere Treppe auf die Bibliothek hinaufführte, und der Besuch der Bibliothek immer reger wurde, zeigte sich bald, daß der eine Raum nicht mehr ausreichte, um einen ordnungsmäßigen Betrieb der Bibliothek zu gewährleisten. Johann Ernst sah sich daher genötigt, den vorhandenen Raum zu vergrößern, was ihm ja auch im Mietkontrakt von 1650 zugesagt war. Es traf sich nun, daß in dem Südturm in etwa gleicher Höhe anschließend an den schon bezogenen Raum ein Zimmer frei war, das zur Vergrößerung der Bibliothek ganz ausgezeichnet paßte.

Im Jahre 1688 wandte sich der Landhofmeister wiederum an die Regierung und bat um die Genehmigung der Erweiterung seiner Bibliothek. Die Regierung befiehlt dem Stückhauptmann der Kneiphöfischen Artillerie, Heinrich Steutner, den angegebenen Platz mit dem Baumeister und Bauschreiber in Gegenwart des Stadtmagistrats und der Vertreter der Kirche in Augenschein zu nehmen und zu berichten,“ ob füglich und ohne Schaden der fabrique des Thurms an dem Orte die Vergrößerung vorgenommen werden und wie es am besten geschehen könne . . .“

Der Bericht ist für die Anlage im Dome so interessant, daß wir ihn hier wiedergeben möchten:

„. . . Wann ich denn Ew gdst. Befehl zu folge mich der ohrten verfüget und in anwehsenheit zweyer aus E. E. Rahts Mitte und der Kirchen Vorsteher befunden, daß auf einer seithen der Bibliodec in dem Glockenthurm ein ganz lediger raum vorhanden, welcher gar füglich, und zwar ohne schaden des Thurms zu vergrößerung mehr gedachter Bibliothec kan genommen werden; nachdem aber in solchem raum wenig tag vorhanden, weile darin sich nur zwey schmahle fenster befinden, da doch zu aufschlagung der Bücher ein heller orth erforderlich wird; als kan gar füglich ohne den geringsten schaden des thurms, auf der Seyten gegen Syden zu, noch zwey fenster durchgebrochen werden, angemercket daselbsten bey erbauung solches thurms drey blinde fenster angelegt, welche außwendig des thurms nur eines guten Ziegels dick blindt zugemauert seindt, daß also zwey von solchen blinden fenstern, gar leicht

durchbrochen werden könnten, zumahlen, da sich dero Landthoffmeister erbietet, daß mittlere blinde fenster ganz massif zu mauren zu lassen, und obzwar die Kirchen Vorstehern vermeinen, es würde der Kirchthurm hiedurch geschwächet werden, so hat es doch nichts zu bedeuten maßen man nichts als die blendung gedachter fenster durchschläget und unterwerths auf 4 Ziegel dick, solche Fenster verlängerte noch, und zwar ohne Verlezung des mitleren pfeilers, welcher durch zumauerung des mittleren Fensters, so vielmehr befestiget wird; Der eingang aus der Bibliodec in solchem raum betreffent, so findet sich auff der seith in dem winkel gegen gedachte Bibliodec zu ein blind zugemauerter Bogen, so auch kaum zwey schu dick sein wirdt, welcher nur darf durchgebrochen werden und gleichfals dem thurm kein schaden geschiet, wozu sich dan die Kirchen Vorsteher willig erkläret, dahero ich dann weil in keinem einzigen stick dero Landthoffmeister mit seinem Bau dem Thurm nicht im geringsten schaden zufüget, ich dieses anstat unter thänigster relation Ew. Chf. Dhl. abstatten sollen, der ich in unterthänigster devotion lebenslang verharre . . ."

Daraufhin gestattet die Regierung, daß in der Südseite des Turmes 2 Fenster durchgebrochen, das mittlere stark zugemauert und ein Durchbruch zur alten Bibliothek geschaffen werden kann. So kommt es, daß man von dem ersten in den zweiten Raum mittels einer Treppe von vier Stufen gelangt. Den zweiten Raum ließ der Landhofmeister ganz im Stile des ersten einrichten. Es wurden die gleichen Regale mit den grünen geschnitzten Palmenstämmen dort aufgestellt, die oben geschnitzte Blattranken haben. Doch wurden diese nicht bis an die Decke des einfachen rippenlosen Kreuzgewölbes geführt, sondern oben ein freier Raum gelassen, der mit den Bildern der Wallenrodtschen Familie und anderen Gemälden ausgefüllt wurde. Nach Dethleffen stammt das Gewölbe aus der Barockzeit. Es ist wohl anzunehmen, daß es bei der Einrichtung der Bibliothek im Jahre 1688 aufgeführt wurde. Die oben angeführten hohen Kosten rechtfertigen diese Annahme.

Ziemlich gleichzeitig wurde dann auch noch die alte Bibliothek wieder instandgesetzt. Sie bestand ja nun immerhin schon 39 Jahre und wurde als öffentliche Bibliothek von Professoren und Studenten stark benutzt. In der schon erwähnten Kostenaufstellung finden wir folgende Eintragung: „Die alte Bibliothec zu repariren auch n e u e F e n s t e r anfertigen zu lassen und hierzu vor Ziegel Kalk, Macherlohn dem Maurer, Tischler, Bildtschnitzer, Mahler item vor Gold und Farben . . . 829 Fl.

Oben haben wir angenommen, daß die Vergrößerung des Westfensters schon 1651 stattgefunden hat. In welcher Weise dies geschah, ob es nun doch noch nicht die endgültige Form, die es dann Jahrhunderte lang hatte, erhielt, oder noch kleiner gelassen war, läßt sich wohl heute nicht mehr feststellen, zumal die älteste größere genaue Ansicht der Westfront erst aus dem Jahre 1712 stammt. Jedenfalls müssen wir wohl jetzt nochmals eine Vergrößerung des Fensters annehmen. Oder sollte ein Irrtum bei der Kostenaufstellung vorliegen, zumal diese erst 6 Jahre später (1695) aufgestellt wurde, und ev. die Fenster des neuen Bibliotheksraumes gemeint sein? Wie dem auch sei, an der Erklärung des Entstehens des ungefügen Fensters der Westfront würde dies nichts ändern.

Dies sind die baulichen Änderungen an unserem ehrwürdigen Dome durch die Aufstellung der v. Wallenrodtschen Bibliothek im 17. Jahrhundert. Bei einer näheren Beschäftigung mit der interessanten Geschichte dieser Bibliothek sind wir auf diese Urkunden gestoßen und glauben, sie mitteilen zu dürfen, da sie für die Baugeschichte des Domes von Interesse sind.

Jakob Michael Reich,
ein Dramatiker des 17. Jahrhunderts.

Dr. phil. Herta Schwartzkopf.

Jakob Michael Reich ist eine Generation jünger als Simon Dach. Am 15. Mai 1635 wurde er zu Königsberg geboren. Am 6. Februar 1652 läßt er sich in das Album der juristischen Fakultät der hiesigen Universität eintragen.[1]) 1665 bis 1667 ist er Leiter der Provinzialschule zu Tilsit.[2])[3]) 1666 wird die Professur der Logik und Metaphysik an der Königsberger Universität frei. Reich bewirbt sich bei dem Kurfürsten um die Stelle.[4]) Ein Schreiben des Kurfürsten vom 21. Okt. 1666 beweist, daß der hohe Herr dem Vorschlage Reichs geneigt war, denn er empfiehlt ihn der Universität zur Beförderung.[5]) Reichs Berufung regelt sich aber erst 1667; da wird er Professor ordinarius Eloquentiae.[6]) Dreimal war Reich Rektor der Universität: Sommersemester 1674, Sommersemester 1682 und Sommersemester 1690. Er starb am 24. Juni 1690, während seines Rektorates.

Über seine Tätigkeit als Professor der Beredsamkeit ist nicht viel zu berichten. Arnoldt gibt verschiedene Themen an, über die Reich disputiert hat.[7]) Pisanski erwähnt kurz den Inhalt Reichscher Reden.[8]) Sie sind überliefert in einem Bande der Königsberger Universitäts- und Staatsbibliothek (S. 73) und in einem Exemplar der hiesigen Stadtbibliothek unter dem Titel: „Geist- und weltliche Kunstreden, Königsberg 1691". Das Vorwort dieser Reden, nach dem Tode des Professors veröffentlicht, preist Reich „als hochberühmten und unvergleichlichen Wolredner". Bei den Disputationen der Universität scheint Reich ein streitlustiger Herr gewesen zu sein. Akten des Staats-

---

[1]) G. Erler, Matrikel der Kbg. Universität, Bd. 1, 1910, S. 526.
[2]) Pisanski, Entwurf einer preuß. Literärgesch., 1886, S. 267.
[3]) D. H. Arnoldt, Historie d. Kbg. Universität, Tomus 2. 1746, S. 410.
[4]) Undatierter Brief des herzoglichen Briefarchivs III 41.
[5]) Herzogl. Briefarchiv III 41.
[6]) ebenda.
[7]) D. H. Arnoldt, a. a. O. S. 410.
[8]) Pisanski, a. a. O. S. 402.

archivs, Etatsministerium U 139 f.: Disputationes, bewahren kurfürstliche Berichte über 2 Disputationen auf. Der erste Bericht, vom 7. Juni 1681, enthält einen Befehl zur „Abstrafung" des „Praeses Magister Goldbach" und des „Professors oratoriae Magister Reich". Der zweite Bericht, der ähnliche Mahnungen enthält, bezieht sich auf die Disputatio inauguralis pro gradu des Professors D. Johann Philipp Pfeiffer vom 2. November 1684. „Magister Jakob Reich Eloquentiae Professor" und 2 andere Dozenten der Universität „hielten den Respondenten sehr warm".[9]) Diese Disputation beweist, daß auch die Königsberger Universität in die synkretistischen Streitigkeiten jener Zeit hineingezogen war. Reich befand sich augenscheinlich auf seiten der Orthodoxie. Pfeiffer wurde 1694 wegen Hinneigens zur katholischen Lehre aus seinem Amte entlassen.

Professor Reich besaß eine Zeitlang eine Buchdruckerei.[10]) Er kaufte 1671 die Druckerei Paschen Menses, die dieser 1642 durch seine Heirat mit Elisabeth Segebade, Witwe des Buchdruckers Laurentius Segebade, erworben hatte. Mense übernahm als Faktor die technische Leitung, da Reich nichts von dem Gewerbe verstand. Noch zu Segebades Lebzeiten hatte seine Druckerei einen Konkurrenten gehabt in der Reußnerschen Druckerei. 1644 entschied sich das Hofgericht für Reußner, der die alleinige Erlaubnis erhielt, akademische Schriften zu drucken. Aber 1646 erneuerte der Kurfürst Segebades Privilegien, und so kam es, daß die Streitigkeiten kein Ende nehmen wollten. Reußner wandte sich nun auch gegen den neuen Eigentümer des Konkurrenzunternehmens, aber ohne Erfolg. Schließlich sollte ein Prozeß gegen Mense die Sache zu einem Ergebnis führen. Mense—Reich ließen sich nicht stören und begannen sogar Reußner in seinen Privilegien zu schädigen, indem sie Universitätsschriften in Druck nahmen. Die Angelegenheit gelangte erst durch das Eingreifen der Regierung, die ihrerseits den Senat gegen Reich vorgehen ließ, zu einem Ende. 1674 mußte Mense seine Buchdruckertätigkeit aufgeben. Krankheit nötigte ihn zu diesem Schritt. Reußner und Reich hielten es schließlich für das beste, sich freundschaftlich zu einigen: am 14. Oktober 1675 schließen sie beide einen Vertrag, der Reußners Anrecht auf den Druck akademischer Schriften bestätigt. Oktober 1679 verkaufte Reich seine Druckerei an den Kunstbuchdrucker Gilberti. Dieser verkaufte sie 1684 an den Hofgerichtsrat Barth, der das Unter-

---

[9]) Erleutertes Preußen, 1726, XXIV § VI. S. 703.

[10]) Lohmeyer, Geschichte des Buchdrucks und Buchhandels im Herzogtum Preußen, 16./17. Jahrhundert, S. 54 ff.

nehmen wieder an den alten Eigentümer, Prof. Reich, brachte. Reich behielt die Druckerei — der Große Kurfürst hatte ihm am 13. August 1685 das Recht zu drucken verliehen — bis zu seinem Tode. Sein Nachfolger wurde Johann Siegmund Lange.

Dieser Professor Jakob Michael Reich ist nun der Verfasser von drei dramatischen Spielen — so nennt er seine Dichtungen —, von 2 Lustspielen und einem Schäferspiel:

1. „Ein nachdenkliches Lustspiel von dem deutschen und unüberwindlichen Nestor", 1683.

2. „Keusche, durch viele Gefahr und Anfechtungen durchdringende Liebe oder Theagenes und Chariklea", 1683.

3. „Der unbeglückte Schäfer Corydon, welcher mit Zuhülfe der Cypris, in Annehmung der himmlischen Rosibellen, in einen Fortunato verkehret worden", 1686.

„Theagenes und Chariklea" verwertet 2 Abenteuer des ersten griechischen Romans, der Aethiopia des Heliodor. In Auswahl und Gruppierung des Stoffes ist Reich selbständig. Heliodorische Motive (das Abenteuerliche, erotische Fragen) finden in Dramen und Romanen des 16./17. Jahrhunderts große Beachtung. Reich zog das Liebesmotiv an. Das standhafte Leiden keuscher Liebe stellt er dar und erinnert hierbei an das Gryphsche und der Jesuiten tragische Prinzip vom leidenden Helden. Daß er Gefühle und Empfindungen schildert, zeigt ihn abhängig von dem von Frankreich beeinflußten galanten Roman.

„Keusche Liebe" ist ihm auch das Thema des Pastorells „der unbeglückte Corydon", seiner galantesten Dichtung. Bekannte Schäfermotive sind in dieser Dichtung aneinandergereiht. Ein Vergleich mit dem schlesischen Dichter Hallmann zeigt ihre Übereinstimmung in der Wahl der Motive, wörtliche Übereinstimmungen bestätigen die Vermutung, daß sich Reich stofflich von Hallmann anregen ließ.

Reichs bedeutendste Dichtung ist sein „Lustspiel von dem deutschen und unüberwindlichen Nestor". Sie ist entstanden im Februar 1683 als Festdichtung zu Ehren des Geburtstages des Großen Kurfürsten. Gottsched,[11]) Aug. Friedrich Hagen,[12]) Pisanski,[13]) Goedeke[14]) erwähnen das Spiel.

---

[11]) Gottsched, Nöthiger Vorrat, 1757: Schauspiele des 17. Jh. 1683.

[12]) A. F. Hagen, Geschichte des Theaters in Preußen, 1854, S. 75.

[13]) Pisanski, a. a. O. S. 402.

[14]) K. Goedeke, Grundriß der deutschen Literaturgeschichte, Bd. 3, § 186, S. 227.

überliefert ist es uns: 1. in einem Bande der Königsberger Stadtbibliothek (H. B. Th. 5), der die Reichschen „Geist- und weltlichen Kunstreden" und das Schäferspiel „Corydon" enthält; 2. in einem Foliobande — er stammt aus der Wallenrodtschen Bibliothek — der hiesigen Staats- und Universitätsbibliothek, der Festspiele und Festschriften auf den Großen Kurfürsten und Angehörige seines Hauses enthält, zusammen mit „Theagenes und Chariklea". Der „Nestor" ist entstanden als Festdichtung zum 63. Geburtstage Friedrich Wilhelms, dem 16. Februar 1683. Einen Einblick in die Entstehungsgeschichte geben die Akten des Staatsarchivs zu Königsberg.[15]) Diese Entstehungsgeschichte stellt sich dar als ein Streit zwischen Professor Reich einerseits und Rektor und Senat und Regierung andererseits. Der Kurfürst hatte das letzte Wort in diesen Zwistigkeiten zu sprechen. Die Vorgeschichte des „Nestor" ist ein Beweis dafür, daß der Kurfürst genau über das kleinste Vorkommnis an seiner Königsberger Universität unterrichtet und die Bewegungsfreiheit der an ihr wirkenden Professoren sehr gering war. Das glücklich vollendete 63. Lebensjahr, das sogenannte „Gefahrsjahr",[16]) des Kurfürsten gedachte Reich besonders zu feiern. Üblich war sonst für diesen Tag ein Panegyricus, den der Professor der Beredsamkeit zu leisten hatte. Aber auch dieser scheint damals in Königsberg noch nicht lange Sitte gewesen zu sein. Reich schreibt darüber folgendes: „Obwohl durch ganz Deutschland auf keiner Universität gebräuchlich, daß die Natales Principum durch gewisse Panegyricis verfeiert werden, gestalt es auch eine lange Zeit bei hiesiger Universität nicht üblich gewesen, da nicht aufzufinden, daß die Professores oratorii Reimann usw. solche oration gehalten, bis etwa felicioris ingenii S. M. Thilo die Celebration des hohen Nutritium eingeführet, in seinen 36jährigen Diensten etzliche und S. M. Sahme in 10 Jahren nur einmal peroriret, so habe mich doch von Zeit meiner Funktion an äußerstem Vermögen nach wie notorium beflissen obwohl bei angeschienenem Geburtstage Ew. Durchlaucht eine solenne orationem und gratulationem abzustatten."[17]) In diesem Schreiben an Fried-

---

[15]) Herzogl. Briefarchiv III 41.

[16]) Vgl. Urk. u. Aktenstücke zur Geschichte des Großen Kurfürsten, I 547: Geh. v. Winterfeld an Kanzler von Götzen: 26. Mai/5. Juni 1641, Bedenken wegen eines Fieberanfalls bei Götzen „denn obwohl dieser von keiner Importanz, möchten sie doch ob annum climacterium von mehrerer Konsequenz sein." Dazu bemerkt Erdmannsdörffer: climacterium ist der altgriechische Ausdruck für die Gefährlichkeit des 63. Lebensjahres. Götzen war 1578 geboren.

[17]) Brief an den Kurfürsten vom 18. Februar 1683.

rich Wilhelm setzt er auseinander, was sein Werk veranlaßt hat: „Als auch nun Ew. Churf. Durchlaucht durch sonderbare Gnade Gottes ihr großes Gefahrsjahr so glücklich hingeleget, so habe vermeinet, (worüber Gott und mein Gewissen zu Zeugen rufen) es würde nicht genug sein, wenn durch eine oration bei den Gelehrten eine Freude verwecket würde, sondern es müßte ein exstantius gaudium und Freudbezeugung verwecket werden, weswegen ich ein frohes Lustspiel vom deutschen unüberwindlichen Nestor unter solchem Namen die höchste Person Ew. Churf. Durchlaucht bedeutend zusammengeschrieben, es zeitig bei der Akademie, auch Ew. Churf. Durchlaucht angekündiget." Reich hielt dieses Lustspiel für ein genügendes Lob des Kurfürsten und glaubte, sich die sonst übliche Rede schenken zu können. Er war, wie er schreibt, „keiner anderen Meinung als daß der größere actus comicus in welchem hunderte Wünsche von allen Orten vor das Heil Sr. Churf. Durchlaucht unseres allergnädigsten Landesvaters begriffen, daß mehr als den Panegyricus mit sich ziehen würde." Dieser Meinung war aber seine vorgesetzte Behörde, Rektor und Senat, nicht. Nachdem sie erfahren, welche Absicht Prof. Reich für den Verlauf der Feierlichkeit hatte, begeben sich Rektor und Senat zu dem Vertreter der Regierung und erhalten den Bescheid, daß unter keinen Umständen von dem üblichen Panegyricus abzusehen sei. Der Professor der Beredsamkeit müsse zu seiner Pflicht gezwungen werden. Reich wird ermahnt, verharrt aber bei seiner Weigerung. Die Regierung läßt einige der Senatoren der Universität zu sich rufen und besteht auf ihrem Befehl unter Androhung der remotio ab officio für Reich. Er weigert sich noch eine Weile, ist aber schließlich bereit, eine Oration für den 26. des Monats vorzubereiten. Dem Kurfürsten wird dieser Entschluß mitgeteilt. Er verzichtet nun aber seinerseits auf eine Ehrung von seiten des widerspenstigen Professors der Beredsamkeit und entläßt ihn aus seinem Amte. Dieser rasche und treffende Befehl muß die Universität in all ihren Vertretern sehr erschreckt haben. Ihre Bestürzung und Angst vor allerhöchster Ungnade sprechen sich in einem Brief an den Kurfürsten aus, der über die Geschehnisse im einzelnen unterrichtet.[18]) Den Beschluß bildet eine klägliche Bitte, die allerhöchste Gnade nicht von der Universität abzuwenden. Professor Reich richtet ebenfalls zwei Entschuldigungsschreiben an den allerhöchsten Herrn, um seine Unschuld zu bezeugen und untertänigst um Wiedereinsetzung in sein Amt zu bitten. Ähnliches sehnten

---

[18]) Brief vom 18. Februar 1683.

auch Rektor und Senat herbei, denn „die Akademie könnte seiner nicht entbehren."[19]) Der Kurfürst erkannte Reichs Entschuldigungsschreiben an und setzte ihn wieder in sein Amt ein, ließ ihn aber durch den Statthalter Herzog Boguslaus von Radziwill besonders vermahnen. Der Statthalter selbst berichtete dem Kurfürsten abschließend am 27. Februar über den weiteren Verlauf der Angelegenheit Reich. Der Professor Juris Dr. Theodor Pauli hatte am 26. Februar dem Kurfürsten zu Ehren eine rühmliche orationem gratulariam gehalten. Danach geschah die Vermahnung Reichs durch Rektor und Senat und die Wiedereinsetzung in sein Amt. Das Schreiben enthält eine Bemerkung über die Aufführung des „Nestor", nämlich, daß am „vergangenen Donnerstag, als dem 24. Februar der actus mit schlechter Vergnügung der Zuschauer gehalten worden." Der Kurfürst antworte umgehend der Regierung. Er drückt seine Befriedigung über den von „Euch desfalls bezeigten Ernst und Eifer" aus und „Wir erhoffen, es werde sich nicht nur besagter Mag. Reich, sondern auch unsere gesamte dortige Universität und deren Mitglieder hinfüro nicht allein des uns schuldigen Respekts und Bezeigungen, sondern auch in ihren Funktionen gegen die studierende Jugend aller gebührenden application sich befleißigen, auch ihnen allerseits des Mag. Reichs suspension und darauf erfolgte Restitution darunter zu einer Warnung auch einem Zeichen unserer Gnade dienen lassen, wobei denn ihr auf comportement besagter unserer Universität ferner fleißige Acht zu haben und daß alles von Gebühr eingerichtet werde, behörige Vorsehung zu tun." Damit hat die Vorgeschichte des „Nestor" ihren Abschluß erreicht.

Prof. J. M. Reich hatte seine „Comedie" Studenten der Universität eingeübt. Der „Nestor" bringt in seinem Personenverzeichnis die Namen der Spielenden, die sich alle nach der Matrikel der Königsberger Universität feststellen ließen. Die Aufführung fand auf dem großen Saal über der Schloßkirche, dem sogenannten Moskowitersaal, statt, wie der Titel des gedruckten Stückes bezeugt. Über die Aufführung selbst geben Auskunft Einleitung und Prolog der Dichtung und der Brief der Regierung an den Kurfürsten vom 27. Februar 1683. Wenn Hagen erwähnt, daß die erste Aufführung Lärmen und Pochens wegen nicht zu Ende gebracht werden konnte, so daß der „Nestor" noch ein zweites Mal über die Bretter ging, stützt er sich auf die Vorrede der Dichtung. Der Lärm und das Pochen wurde, wie der Dichter annimmt, von Neidern bewirkt. Über die zweite Aufführung liegt kein Zeugnis vor.

---

[19]) Brief vom 24. Februar 1683.

Über Zweck und Absicht seiner Dichtung spricht sich Reich an verschiedenen Stellen aus: in seinem Entschuldigungsschreiben an den Kurfürsten und in seiner Einleitung zum „Nestor". So heißt es im Brief an den Kurfürsten,[20]) um den Geburtstag seines kurfürstlichen Herren dieses Mal ganz besonders zu feiern, habe er „ein frohes Lustspiel von dem deutschen und unüberwindlichen Nestor, unter solchem Namen die höchste Person Ew. Churf. Durchlaucht bedeckend, zusammengeschrieben und also deren Heldentaten in Aufführung der trojanischen und griechischen Fürsten in actu comico offentlich darstellen wollen." Und in der Einleitung zu dem „Nestor" gibt er weitere Auskunft über den Sinn seiner Schöpfung: „So habe ich in den alten Geschichtbüchern fast keines Helden fürtreffliche Taten und Namen finden können, unter welchem ich Ew. Durchlauchtigsten Großmächtigkeiten in den jüngst in Deutschland geführten Kriegen unvergleichliche Anschläge und Taten verdecken können." Die jüngst vollendeten Heldentaten des Großen Kurfürsten will der Dichter preisen. Reich stellt das Erleben seines Kurfürsten — sein Verhältnis zum deutschen Kaiser, zu Frankreich, zu den Schweden — in das Gesamtgeschehen Deutschlands und entwirft, indem er von ihm erzählt, ein Bild der Politik Deutschlands um das Jahr 1680. Der Dichter gibt aber nicht eine getreue Wiedergabe der Geschichte; er spricht im Gleichnis zu uns, indem er das Geschichtliche in das Gewand alter Sage kleidet. Eine Inhaltsangabe möge als Einführung in die Dichtung dienen.

Der „Nestor" beginnt gleichsam mit einem Vorspiel. Das Erdelement erscheint und klagt über die Schlechtigkeit der Welt, die den Unmut der Götter heraufbeschwören muß. Justitia eilt zu den Unsterblichen, um die verdiente Bestrafung zu veranlassen. Merkur, der Götterbote, naht im Götterwagen und verkündet der Welt den Götterbeschluß, einen Krieg als Strafe für ihre Bosheit. Priamus, der König von Troja, ist das willige Werkzeug der Himmlischen. König Priamus ist sehr ehrgeizig. Seinen beiden Söhnen Hector und Deiphobus setzt er auseinander, daß die griechischen Fürsten, die durchaus nicht ihrem kaiserlichen Herren Menelaus gehorsam seien, sein Mißfallen erregen. Das muß bestraft werden, und darum ist er, Priamus, entschlossen, mit seinem Schwerte ganz Griechenland unter seine Botmäßigkeit zu bringen, um eine allgemeine Monarchie zu stiften, zu deren Einrichtung er sich von den Göttern bestimmt fühlt. Nachdem der König seine Söhne in seinen

---

[20]) Brief vom 18. Februar 1683.

Plan eingeweiht hat, bringt er seine Gedanken vor die Feldherren, die seinen Plan billigen. Der Kriegsentschluß steht fest. Um den Krieg zu veranlassen, soll eine List verwandt werden. Paris, Priami Sohn, soll die schöne Helena, des Menelaus Gemahlin, rauben. Ein Bild der schönen Frau entflammt den Jüngling, der die Ausführung des Planes kaum erwarten kann.

Der zweite Akt führt uns in das friedliche Griechenland. Paris ist schon gelandet und begibt sich sogleich an den Hof des Königs von Griechenland. Menelaus ist auf Jagd und Helena in der Burg mit ihren Jungfrauen allein; nur Ulysses und Diorax sind zu ihrem Schutz zurückgelassen. Die beiden empfangen die trojanischen Helden. Zu Helena Zutritt zu erlangen, ist nicht möglich, da in Abwesenheit ihres Gatten niemandem Audienz bei ihr gewährt wird. Aber den Kostbarkeiten des Paris gegenüber hält der Gehorsam der Griechen gegen ihren Herrn nicht stand. „Ihre angeborene griechische Leutseligkeit und Höflichkeit" gewährt den Fremden Einlaß. Paris erhält Audienz bei Helena, die dem feurigen Jüngling, der mit kühnen Worten ihre Schönheit preist, nicht spröde widersteht. Sie unterliegt der Leidenschaft. Willig läßt sie sich von Paris entführen.

Nun folgt ein Interszenium, das sich geschickt in die Handlung fügt. Mars, der Kriegsgott, bringt die Nachricht vom Streit zwischen Troja und Griechenland zu Vulkan, der sich mit seinen Zyklopen flugs an die Arbeit macht, Waffen für den Krieg zu schmieden. Mars will sich für diese Freudenbotschaft bei Venus, Vulkans Gemahlin, entschädigen. Vulkan überrascht aber die beiden und schmiedet den wehrlosen Mars fest. Diese Ehebruchsszene ist ein Widerschein des Unrechts, das Helena an Gatten und Vaterland beging, als sie dem trojanischen Jüngling folgte.

Der neue Akt führt mitten in die Aufregungen in Griechenland über den Raub Helenas hinein. Menelaos ist fest entschlossen, Troja zu vernichten. Wie in Akt I Priamus, so ruft auch er jetzt seine Helden zusammen. Die Griechen sind einmütig in ihrem Entschluß, schwere Rache an den Feinden zu nehmen. Besonders begeistert fordert der alte Nestor zum Streite auf. Die Übereile der Griechen ruft den Zorn der Götter hervor: ein Menschenopfer muß fallen. Agamemnon soll seine Tochter opfern. Agamemnon muß durch Nestor zu seiner Pflicht gegen das Vaterland gemahnt werden. Iphigenie fällt am Altar. Auf offener Szene wird ihre Opferung dargestellt. Ohne Aufenthalt eilen die Griechen nun nach

Troja. Fama berichtet über ihre Landung und ihre erste und siegreiche Schlacht, die sie den Feinden lieferten. Troja ist vollständig geschlagen und muß die Amazonen, ein barbarisches Volk, um Hilfe bitten. Penthesilea und Elektra, die Amazonenköniginnen, sind dazu bereit, erwarten aber einen entsprechenden Lohn.

Auf Anraten der Amazonen macht Priamus den Griechen den Vorschlag, Friedensverhandlungen anzuknüpfen. Menelaus, den der, wenn auch siegreiche Krieg manchen Verlust gekostet hat, ist bereit, Priamus entgegenzukommen. Seine Heerführer stimmen ihm zum größten Teil zu. Der alte Nestor aber versucht mit der ganzen Macht seiner gewichtigen Persönlichkeit, den Mut und die Kampfesentschlossenheit der verzagten griechischen Heerführer wachzurütteln. Mit starken Worten packt er sie an. Wie in der ersten Griechenversammlung (Akt III) siegt seine mutige, kraftvolle Entschlossenheit und behält das letzte Wort. Menelaus wird den Friedensvorschlag nicht so ohne weiteres annehmen. In Ilion hat man erfahren, daß der alte Nestor den trojanischen Plan zerstörte. Nestor muß vernichtet werden, soll Troja siegen. Der Alte hat unter seinen Besitzungen ein Herzogtum, das am Meere gelegen und besonders reich an wirtschaftlichen Schätzen ist („eine Schmalzgrube und Kornkammer"). Das Herzogtum ist Nestor besonders am Herzen gelegen. In dieses von Truppen entblößte Land muß Troja einfallen. Um sein liebstes Besitztum zu retten, wird Nestor die Griechen und seine anderen Besitzungen im Stich lassen. Priamus soll in seine griechischen Besitzungen einfallen, um den alten Fürsten vollends zu vernichten. Dann wird Nestor bereit sein, die Friedensverhandlungen zu billigen. Priamus geht gezwungen auf den Plan ein. Die Amazonen sind zum Einfall in Nestors Land ausersehen. Der Plan wird sofort ausgeführt. Nestor ist bereit, alles für sein Herzogtum aufs Spiel zu setzen. Er durchschaut den Plan des Priamus, ihn von den Griechen abzusondern, um so leichter mit den unselbständigen Fürsten verhandeln zu können. Eigenhändig, unterstützt von seinen besten Feldherren und Mannschaften, will er sein Besitztum retten, trotzdem der strenge Winter seiner angegriffenen Gesundheit gefährlich ist. Nestor steht allein. Er sieht seine gefahrvolle Lage klar vor Augen. Sein Entschluß steht fest: Rettung seines Herzogtums, Feindschaft mit Menelaus, im Fall sich die Gerüchte über seine Unzuverlässigkeit bewahrheiten. Schlag folgt auf Schlag. Nestor ist Sieger, ehe er sein Land erreicht. Auf das Gerücht seines Nahens hin fliehen die Feinde. Seine Vortruppen

vernichten gänzlich den Feind. Dennoch muß der alte Fürst sich der Untreue des Menelaus und der List des Priamus beugen und einen schimpflichen Frieden schließen. Zu spät kommen die Griechen zur Einsicht ihres Unrechts gegen Nestor. Er sagt sich für immer von ihnen los. Krieg und Streit können ihn nicht mehr bewegen. Er will nur noch nach der Krone jener Welt streben, die unvergänglich ist.

Da droht noch einmal schlimmstes Verhängnis. Ein Mathematikus verkündigt, daß des Fürsten Aspekten schlecht stehen; die drei Parzen erzählen, daß des Alten Lebensfaden zu Ende gesponnen sei. Aber noch einmal wenden die Götter das Geschick. Um seiner Heldentaten und Verdienste willen verleiht der Olymp Nestor neues Leben. Inmitten seiner Helden begeht der hohe Fürst seinen 63. Geburtstag: Apollo und die Musen nahen mit Glückwünschen; Ceres und Flora singen ihm Heil; Bacchus und die Waldgötter eilen herzu und verwandeln das feierliche Fest in ein fröhliches, derbes Trinkgelage. Der Dichter schließt mit einem Preislied auf seinen hohen Herrn.

Ein Vergleich der Geschichte mit der Inhaltsangabe des „Nestor" zeigt, daß der Dichter nicht ohne weiteres die Ereignisse seiner Zeit als Stoff faßt. Er spricht im Gleichnis zu uns. Verschiedene Stoffkreise verwebt er miteinander. Er verwertet Geschichte, Sage, Allegorie und Mythologisches. Ausgangspunkt und Angelpunkt der Dichtung ist ihm der Vergleich seines Kurfürsten mit Nestor: „Wie vorzeiten der betagte hochgelobete Nestor in dem trojanischen Kriege Corona Graeciae, eine Krone des Griechenlandes, genannt worden; wie alle anderen Helden aus Graezien: Menelaos, Achilles, Agamemnon in wichtigen Ratschlägen an das Schiff des alten Nestor allemal angeleget, aus seinem sinnreichen Verstande und Munde erlernet; auch dahero so oft sie seinen wohlgegründeten Ratschlägen gefolget, höchst beglückt geschlagen und über ihre Feinde gesieget, so habe in den alten Geschichtbüchern fast keines Helden fürtreffliche Taten und Namen finden können, unter welchen ich Euer Durchlauchtesten Großmächtigkeiten in den jüngst in Deutschland geführten Kriegen unvergleichliche Anschläge und Taten verdecken können. Nestor war der älteste, Sie sitzen schon 43 Jahre am deutschen Regimentsruder und sind der älteste Potentat in der Welt. Nestor war der Tapferste und Klügste und solch preiswürdige Lobsprüche hat Ihnen der Neid und Feind selbst zugeleget. Wir wissen, wie die andern Helden aus Deutschland zu Ihnen als zu einem gekröneten deutschen Oraculo gereiset. Euer Schwert aber,

so oft es geschlagen, hat es allemal siegreiche Ölzweige in dem rauchenden Blut der Feinde eingeerntet."[21])

Nestor, der alte Kämpfer, wird dem Dichter zum Bild des Kurfürsten. Nestor führt Reich zum griechischen Sagenkreis hin und weiter zur Sage von den Kämpfen um Troja. Die alte Sage spricht von der Feindschaft zwischen Griechenland und Troja, verursacht durch Paris' Raub der Helena und dem Rachezug der Griechen nach Ilion. Folgende Motive der Sage bringt Reich: die Feindschaft zwischen Troja und Griechenland, veranlaßt durch Helenas Raub, den Kriegsentschluß der Griechen und ihren eiligen Aufbruch, das Iphigenienopfer und den Kampf um Ilion. Er verwertet die Sage in ihren allgemeinsten Zügen. Diesen Stoff deutet Reich auf seine Zeit um. Da kennt auch er eine Feindschaft: die zwischen Deutschland und Frankreich, und sein Herr, der Kurfürst, hatte als erster deutscher Fürst den Kaiser dafür gewonnen, gegen Ludwig XIV. Raubpolitik Front zu machen. Er war mit dem kaiserlichen Feldherrn Montecuccoli Anführer des deutschen Heeres, als es galt, deutsches Land gegen Frankreich zu schützen. Sein treues Einstehen für deutsche Freiheit zog ihm Ludwig XIV. besonderen Haß zu, der ihn unschädlich machen wollte, indem er die Frankreich ergebenen Schweden gegen den Brandenburger aufhetzte. Das sind die Grundzüge von Sage und Geschichte, die dem „Nestor" zugrunde liegen: Troja ist Frankreich; Griechenland mit dem König Menelaos die deutschen Fürsten und ihr Kaiser; die Amazonen verrichten die Sache Schwedens.

Neben Geschichte und Sage verwertet Reich in seiner Dichtung Allegorie und Mythologisches. Gestalten der Allegorie, wie das Erdelement, Justitia, Pax treten in den beiden Anfangsszenen des Werkes auf. Alle drei sollen in die Handlung einführen. Merkur, Mars, Fortuna, Fama, Gestalten der antiken Mythologie, treten dann in Erscheinung, wenn es gilt, Bericht über den Fortgang der Handlung zu liefern. Am stärksten tritt der mythologische Apparat im letzten Akt in Szene. Hier beherrscht und bestreitet er die Handlung.

Reich verwertet die Sage von Troja in ihren allgemeinsten Zügen; er prunkt nicht mit einem entlegenen, unbekannten Stoff. Gründliche Kenntnisse der antiken Mythologie waren zu seinen Zeiten in gelehrten Kreisen allgemein. Zumeist ging man aber wohl weniger auf die griechischen Originale, als vielmehr auf die lateinische Überlieferung zurück (Virgil, Ovid). Als Quelle antiker Sage waren im 17. Jahrhundert

[21]) Einleitung zum „Nestor".

folgende Mythologien geschätzt: Pomey, Pantheum Mythicum (mir stand nur ein Exemplar vom Jahre 1738, Frankfurt a. Main zur Verfügung) und Natales Comes, Mythologiae, Venetiis 1587. Reichs Kenntnisse weichen nicht von den Berichten dieser Mythologien über den trojanischen Sagenstoff ab. Wenn der Dichter den Stoff um Ilium auf die Bühne brachte, wußte er, daß er verstanden wurde. Denn die Sage von Troja war damals sehr beliebt, gleichsam ein aktuelles Thema. Das beweist die häufige Verwertung des Stoffes in Schauspielen, Singspielen, Opern jener Zeit. Sogar in nächster Nähe, in Danzig, hatte er 1670 Verwendung gefunden. Hagen berichtet in seinem Buch[22]) von einer Schulaufführung, deren Thema: Belli Trojani origo hieß: „die Handlung beginnt hier mit der Ankunft des am Hofe des Königs Menelaos wohlaufgenommenen Paris und reicht bis zur Opferung Iphigeniens."

Der Stoff des Intersceniums: Vulkan—Venus—Mars stammt aus Ovids Ars Amandi und den Metamorphosen. Virgil erwähnt die Episode auch in seiner Aenneis. Comes und Pomey führen ihn auf.

Ist es dem Dichter gelungen, den Stoff, der so verschieden gestaltig ist, als Ganzes organisch zu gestalten, das heißt: alles einer Idee unterzuordnen? Diese Frage bedeutet das Problem der inneren Form des „Nestor". Ich möchte als Leitgedanken des Schauspiels folgendes Thema hinstellen: Nestor, ein Held in Ratschlägen und Taten oder, wie es Reich in seiner Titelangabe nennt, „der unüberwindliche deutsche Nestor in seinen heldenmäßigen Ratschlägen und Verrichtungen". In seinen Ratschlägen zeigt Nestor seine Klugheit, und seine Taten sind Beweise seiner Tapferkeit. Beides sind für Reich die Merkmale des Helden. So läßt er Priamus sprechen (IV 2): „Dahero sind zwei Dinge an dem tapferen Nestor, welche ich fürchte, der unvergleichliche nur aus so vielen eigenen Erfahrungen reife Verstand in Kriegssachen und dann seine beglückte beständige Tapferkeit, welche beide Stücke einen absoluten und vollkommenen Helden machen." Wie führt der Dichter diese Idee durch? Akt I und Akt II sind ihm Vorbereitung auf sein Thema; Akt III und Akt IV führen den Leitgedanken aus; Akt V dient als Abschluß. Nestor — Friedrich Wilhelm, ein wahrer Held: um uns das zu beweisen, führt uns Reich in Akt I und Akt II in den ganzen Nestorstoff ein. Akt I zeigt uns die Lage in Troja, Akt II die Zustände in Griechenland. Akt III enthüllt allmählich das Thema.

[22]) A. F. Hagen, Geschichte des Theaters in Preußen, 1854, S. 29.

Griechenland will Rache an Troja nehmen. Nestor beherrscht mit seinem Rat die Versammlung. Er begründet sein Recht als Ratgeber zu dienen in seinem Alter und in seiner Erfahrung, die er während seines 43jährigen Regiments gesammelt hat. Seine Leitsätze für die Zukunft sind: schärfster Krieg, Zusammenraffen aller Kräfte; alles muß hintangesetzt werden; nur an die Rettung des Vaterlandes darf man denken. Als Agamemnon sich dem Opfer für das Vaterland entziehen will, ermahnt ihn der alte Fürst ernst: für die Heimat darf kein Opfer zu schwer sein. Die siegreichen Griechen hätten ihre Erfolge nicht ausgenutzt, hätte nicht Nestor wiederum seinen Rat in der Versammlung geltend gemacht. „Die Gerechtigkeit unserer Sache fordert Fortsetzung des Krieges." „Unter Helden und Majestäten muß das Schwert allein Meister spielen." Noch einmal hat er die Seinen überwunden. Seinen Kampfesmut wollen seine Feinde zuschanden machen. Bisher stand er da als der kluge Ratgeber, nun berichtet der Dichter von seinen Heldentaten, und ein feiner Zug ist es, daß des Alten Lob aus dem Munde seiner Feinde kommt. „Er ist der tapferste Capitain unter den Griechen . . . Er ist schon öfters zu Felde gezogen und hat allemal von seinen Feinden mit großer reputation und glori, davon die Welt und Geschichtbücher voll, den Sieg davongetragen . . . Nestor hat in dem Kriege viele Städte und Festungen, von denen viele unüberwindlich geschätzt wurden, in seine Gewalt gebracht." Der Anschlag auf den alten Fürsten, die Bosheit der Feinde bewirkt, daß sich Nestor in seiner ganzen Heldengröße zeigen kann. Trotzdem Gicht und ein schweres Brustleiden ihn quälen, ist er sofort bereit, in eigener Person den Seinen Hilfe zu bringen. „Kein Frost, keine Kälte, kein Eis kann so groß sein, daß es nicht durch die Hitze meiner Liebe gegen mein Herzogtum zerschmelze. Der inwendige Brand meines Herzens wird mich vor allem Frieren bewahren. Kein Wetter, kein Schneeberg, kein Blitz soll mich an meinem verwegenen Zuge behindern. Fiel der Himmel selbst in tausend Stücke, so bleibe ich doch für mein Herzogtum beständig; dieses, wie es die Seele aller meiner anderen Herrschaften, so will ich alle dieses Körpers Glieder vor dessen Befreiung aufopfern." Er eilt dem Herzogtum zu Hilfe und gewinnt einen glänzenden Sieg. Unterdessen haben der Haß der Feinde und Neid und Untreue der Seinen seine Heldengröße zu Fall bringen wollen. Äußerlich hat er schwere Verluste erlitten, aber innerlich bleibt er Sieger und jeder Zoll ein Held. In die Händel der Welt will er sich nicht mehr einmischen; er sieht ein edleres Ziel vor seinen Augen. Trotzdem das Schick-

sal ihn gewaltig angepackt hat, ist er ihm nicht erlegen. Sein Innerstes hat es nicht überwinden können. Und so liegt über dem Abschluß versöhnliche Stimmung, und der alte Held kann (Akt V) in reiner Freude die Wiederkehr seines Geburtstages feiern.

Reich teilt sein Schauspiel in fünf Verhandlungen und diese wiederum in Auftritte. Die einzelnen Akte sind ziemlich gleichmäßig gebaut. Akt I mit 6, Akt II mit 8, Akt III mit 8, Akt IV mit 7 und Akt V mit 6 Szenen. Akt I und II dienen als Einführung in den Stoff, Akt III und IV zeigen die bewegteste Handlung und Entwicklung und Bezugnahme zum Thema, Akt V bildet den abklingenden Schluß. Zwischen Akt II und III liegt das Interszenium: Vulkan—Venus—Mars, das zur Belustigung der Zuschauer dienen sollte. Ich habe irgendwelche deutsche Vorbilder für dieses Zwischenspiel nicht auffinden können. Eine ähnliche, auf das Publikum berechnete Schaustellung ist die Hinrichtung und Opferung Iphigeniens in Akt III in der sechsten Szene. Am Schluß eines jeden Aktes tritt ein Chor auf, der kurz zu dem Geschehen des ihm vorangehenden Aktes Stellung nimmt.

Das Spiel ist in Prosa geschrieben. Die einzige Poesie stellen die Chorlieder und die Glückwunschgesänge von Akt V dar, wo der Parnaß mit Apoll und den Musen, die Ceres, die Flora und Waldgötter Nestor in ihren Liedern feiern.

Die Sprache des „Nestor" ist nicht gleichmäßig. Der Dichter kennt verschiedene Töne, zeigt verschiedene Ausdrucksweisen. In langen Reden ergehen sich das Erdelement und Fama, wenn sie etwas berichten. Reden halten auch die einzelnen Führer der Trojaner und Griechen in den großen Versammlungsszenen. Ihre besonderen Merkmale zeigt die Sprache des Schauspiels im Affekt. Wiederholungen, Ausrufe, zwei- und mehrgliedrige Ausdrücke sind für jene Szenen charakteristisch. Konventionell ist der Ton der Liebesszenen. Paris' und des Menelaus Beschreibungen von Helenas Schönheit entsprechen der Art barocker Dichter, Frauenschönheit zu preisen.

Reichs Sprache zeigt volkstümliche Spuren. Der Dichter verwendet hier und da Dialekt. Das ostpreußische „trautst", „allertrautst", läuft ihm wohl unwillkürlich unter. Beachtenswerter ist dagegen der Gebrauch des Dialekts in dem Interszenium. Das Drama des 16. und 17. Jahrhundert zeigt des öfteren Verwendung der Mundart; gelegentlich hat sie komische Wirkung zum Ziel, vor allem aber ist sie Mittel zur Erreichung bzw. Erhöhung der Lebenswahrheit und verfolgt naturalistische Zwecke, soll charakterisieren, individualisieren. Das läßt sich

auch im „Nestor“ beobachten. Als Vulkan dahinterkommt, daß Venus ihn mit Mars hintergeht, ruft er aus: „Hab ek die hier emal gefangen; du Vögelken, die soll dat schwere Brett befallen!“ Freude über den Fang und Wut, daß man ihn so betrogen hat, mischen sich miteinander und lassen Vulkan das Hochdeutsch vergessen. Er ruft seine Diener: „Cyklopen, Cyklopen, hier ist der Schelm! Geschwind Hammer, Haspen, Ketten her!“ Seine Wut bricht wieder hervor und läßt ihn in die Mundart zurückfallen: „Ek well die so vernageln, dat du dat Courteserens woll vergeten sollst.“ Er schmiedet ihn an: „Ga, ga, nu ob de Courtesie, mak nu en Scharfott, en Baselmanes.“ Auch Venus gebraucht Dialektworte; sie spricht davon, daß sie „ihren alten Ehekrepel eingesuschet hat“. Ihre ganze Nichtachtung des Vulkan liegt in diesen Worten, die ihre leichtsinnige, leichtfertige Art charakterisieren. Reich wendet demnach den Dialekt in naturalistischer Absicht an.

Auffallend ist der Gebrauch gewisser drastischer Redensarten (z. B. Einander in die Haare geraten; viele Köpfe unter einen Hut bringen; die Gelegenheit bei den Haaren halten, jemanden auf die Beine bringen usw.). Ab und zu findet sich Sprichwörtliches (z. B. Wenn der Kater nicht zu Hause ist, tanzen die Mäuse usw.), besonders Bilder (z. B. der scheele Neid hat seine giftigen Augen auf ihn gesetzet usw.) und Alliterationen. Reich neigt in seiner Sprache zum Volkstümlichen. Diese Tendenz mündet in sein Streben, seiner Sprache möglichste Anschaulichkeit zu geben.

Der „Nestor“ ist gelehrte Barockdichtung. Das gelehrte Drama entstand, als die Kluft zwischen Volkstum und Gelehrtenwesen, die sich seit den Tagen des deutschen Humanismus gebildet hatte, immer größer und auswärtiger Einfluß immer bedeutender wurde und das volkstümliche Spiel in Roheit und Unkultur versank. Martin Opitz ist der Vater der neuen Bildungspoesie. Auf dem Gebiete der Dramatik hat er sich nur als Übersetzer betätigt. Seneca wird sein Vorbild. Der Schöpfer der deutschen Barockdramatik ist Andreas Gryphius, für dessen dichterische Entwicklung sein Aufenthalt in Holland wichtig wurde. Er erlebte dort die Blüte des holländischen Dramas, das ebenfalls unter dem Einfluß Senecas stand. Die Dramatiker der zweiten schlesischen Dichterschule: Lohenstein, Hallmann, Haugwitz sind Gryphsche Nachfahren. An wen knüpft nun J. M. Reich mit seinen dramatischen Spielen an? Im 16. Jahrhundert blühte hier im Osten in Danzig, Elbing und Königsberg die Schulkomödie, die biblische Stoffe und weltliche Themen behandelte. Neben der Schulkomödie

pflegte man das Fastnachtsspiel. In Elbing und in Danzig und in den Jesuitenkollegien hielt sich die Schulkomödie über das 17. Jahrhundert hinaus. Sie behandelte wissenschaftliche und moralische Themen. Politik und Zeitinteressen fanden ihren Weg zum Schultheater, und so führte am 23. August 1670 zu Thorn der Rektor Karl Zimmermann eine Tragödie von „Karl Stuart" auf, nachdem am Tage zuvor eine Komödie „von dem gegenwärtigen Zustand in Deutschland" veranstaltet worden war.

Geschichtliche Ereignisse hatte schon eine Generation früher Simon Dach 1635 in seinem „Cleomedes" und 1644 in seinem „Prussiarchus" behandelt. Der „Cleomedes" war gedacht als Ehrung des Königs Wladislaus IV., der 1632 auf den Thron kam. Er besingt die Taten des jungen polnischen Königs. Der „Prussiarchus" ist eine Festdichtung zur Jahrhundertfeier der Königsberger Universität und schildert die Zeit ihrer Begründung und den Osiandrischen Streit. Beide Dichtungen sind, wie Herbert Bretzke nachgewiesen hat,[23]) Opern gewesen. Nach seiner Meinung ständen sie mit dem „Nestor" nur äußerlich in Beziehung. Ich stimme Bretzke nicht zu. Von „Cleomedes" und „Prussiarchus" läßt sich eine Verbindungslinie zu dem Reichschen Werk ziehen. Schilderung geschichtlicher Ereignisse ist der Zweck beider Dichtungsarten. Der geschickte Simon Dach hüllt seinen Stoff in das schäferliche Kostüm der Oper. Der Professor der Beredsamkeit preist seines kurfürstlichen Herren Taten unter dem Bild alter Sage und schafft ein Drama. Formal könnte Reich in zweifacher Hinsicht von Dach beeinflußt sein. Dach läßt am Schluß eines jeden Aktes seines Werkes (ich beziehe mich hier vor allem auf den „Cleomedes", da der „Prussiarchus" Bruchstück ist) einen Chor auftreten, der zu der Handlung des vorangehenden Aktes Stellung nimmt. Reich verwendet in seinem „Nestor" den Chor in gleicher Weise. Reich und Dach führen in derselben Absicht die mythologische Figur des Merkur ein. Der Götterbote dient beiden dazu, wichtige Einschnitte in die Handlung zu vermitteln; besonders auffallend ist seine Tätigkeit im fünften Akt: da bringt er als deus ex machina die Handlung zur letzten Entscheidung und zum Ziel. In Wort und Vers haben sich keine Übereinstimmungen zwischen Reich und Dach feststellen lassen.

Die Annahme eines Zusammenhanges zwischen Reichs und Dachs Schaffen läßt sich durch eine andere Beobachtung

[23]) H. Bretzke, Simon Dachs dramatische Spiele, Dissertation, Kbg., 1922.

stützen. Im Jahre 1680 fand eine Neuausgabe der Dachschen Werke, die „Cleomedes“ und „Prussiarchus“ enthält, statt. Die Professoren der Königsberger Universität hatten also ums Jahr 1680 Gelegenheit, ihre Kenntnisse über die Werke ihres berühmten Kollegen aufzufrischen, und Prof. Reich wird diese Gelegenheit sicher nicht ungenützt gelassen haben.

Reich ist modern, wenn er historische Ereignisse als Stoff verwertet. Gryphius schuf in seinem „Carolus Stuardus“, 1649 die erste deutsche historische Tragödie. In der Behandlung historischen Geschehens ist er wahrscheinlich von den Holländern und dem Jesuitendrama, das hier und da auch schon die Geschichte zum Vorwurf nahm, abhängig. Bedeutungsvoll ist für diesen Zusammenhang Boltes Bemerkung, daß 1625 der König Sigismund Danzig am 1. Juli besuchte.[24]) Kurz zuvor hatten ihm die Jesuiten in Braunsberg ein Schauspiel von dem bei Warna gefallenen König Wladislaus vorgeführt. Dach könnte demnach von den Jesuiten beeinflußt sein. Er und Gryphius stünden an verschiedenen Stellen als Glieder derselben Entwicklung, die zum deutschen historischen Schauspiel führt.

Reichs „Nestor“ feiert den Kurfürsten als Held „in seinen Taten und Verrichtungen“. Er schildert ihn als einen, der sein Schicksal stets zu meistern weiß, als einen „Beständigen“, der die „Unbeständigkeit“ des Schicksals bezwingt und Sieger bleibt. Er ist ein kraftvoller Held. Anders faßt Gryphius Heldentum auf. Er zeigt in seinen Tragödien „den leidenden Helden“, dem „die Unbeständigkeit der menschlichen Dinge“ zur Tragik wird. Er knüpft hier an die Holländer und an das Jesuitendrama an. Für Gryphius wie für die Jesuiten steht die leidende Person im Mittelpunkt des Dramas. Beide singen das hohe Lied des Märtyrertums. Der Nestor weist neben dem starken, tätigen Helden auch einen leidenden auf, eine Heldin, Iphigenie. Sie entspricht dem tragischen Prinzip Gryphs und der Jesuiten: „die Unbeständigkeit der menschlichen Dinge“ wird ihr zur Tragik, die sie willig auf sich nimmt und die sie lachend in den Tod gehen läßt.

In seiner Einteilung des „Nestor“ in 5 Akte folgt Reich der Einteilung des Kunstdramas, das sich an Seneca anlehnt. Die Holländer, die Jesuiten, Gryphius, Dach haben sie übernommen. Die Chöre am Schluß jedes Aktes stehen im Zusammenhang mit der Handlung des vorangehenden Aktes. Dies könnte Reich von Dach übernommen haben. Der Apparat

---

[24]) Joh. Bolte, Das Danziger Theater im 16. und 17. Jahrhundert, Hamburg und Leipzig 1895, S. 57.

der allegorischen Figuren ist ähnlich gestaltet wie im Jesuitendrama. Sie dienen als Einleitung in das Ganze oder vertreten die Rolle des Boten im antiken Drama (Fama). Die Allegorie in Akt V trägt dagegen opernhafte Züge. Mit ihrem Pomp und Prunk erinnert sie an diese neue Kunstgattung.

Der „Nestor" ist ein gelehrtes Kunstdrama, trägt aber auch volkstümlich derbe Züge, die an das Fastnachtsspiel gemahnen. Ab und zu streut der Dichter Situationen ein, die komisch wirken (Akt I: Priamus und seine Söhne Hector und Deiphobus; Akt V: Atropos und die ungebärdigen Parzen). Das fröhliche Geburtstagsfest geht in der Schlußszene in ein derbes Gelage mit „saufendem Pöbel und Schwärm- und Fastnachtsweibern" über.

Derb im höchsten Grade ist das Zwischenspiel nach dem zweiten Akt. Zwischenspiele sind im deutschen Drama immer bekannt gewesen. Sie dienten zur Belustigung der Zuschauer. Oft waren sie im Dialekt geschrieben (Gryphius' „Geliebte Dornrose"). Zwischenspiele sind auch hier im Osten in der Dramatik üblich gewesen. 1644, zur Jubelfeier der Universität, wurde in Gegenwart des Kurfürsten ein Schauspiel „Hildegardis Magna" aufgeführt, dem 3 in niederdeutscher Mundart geschriebene Zwischenspiele — sie bieten 3 Genrebilder aus dem Bauernleben des 30jährigen Krieges — zugefügt waren. In einer Danziger Schulkomödie, die der Prof. Joh. Raue (1610 bis 1679) im Oktober 1648 vor dem Rat aufführen ließ, ist zwischen die Gespräche der Hauptpersonen auch ein Zwischenspiel — eine Schilderung der Zustände an der Wittenberger Hochschule — mit Spuren niederdeutscher Mundart eingeschaltet. Das Zwischenspiel im „Nestor" bringt das Motiv der vom Ehemann überraschten ungetreuen Frau, das in Schwank und Fastnachtsspiel nur zu gern Verwendung fand. Trotz der Derbheit ist dieses Interszenium erfreulich. Man merkt dem Dichter an, daß er hier mit Vergnügen gestaltet hat: Der täppische grobe Vulkan mit seinen Cyklopen, die sich nur zu gern über ihren Herrn lustig machen, der vornehme Mars, der aber gegen Venus nur allzu schwach ist, und Venus selbst, die Leichtfertigkeit in Person, sie alle sind frisch und lebendig dargestellt.

Jakob Michael Reich ist ein Vertreter der Bildungspoesie des 17. Jahrhunderts. Nach Stoff und Form ist seine Dichtung gelehrt. Daß er neben seiner Gelehrsamkeit Gefühl für Gestaltung des Lebens besaß, zeigt des Dichters Streben nach Anschaulichkeit (auffallende Bilder, Ausrufe, Wortwiederholungen, drastische Redensarten), seine Tendenz zum Volks-

tümlich-Derben (Komische Szenen und Motive, Dialekt, Sprichwörtliches). Es läßt sich das durch seine sämtlichen Dichtungen hindurch verfolgen. So zeigt unser Dichter ein doppeltes Gesicht: schwülstige Gelehrsamkeit und derb-volkstümliches Wesen. Es sind dies die allgemeinen Züge der deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts. Jakob Michael Reich fügt sich mit seinem dramatischen Wirken in die literarischen Strömungen der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts und ist ein Zeuge für die Anteilnahme unserer Ostprovinz an dem literarischen Leben jener Zeit.

Ein politisches Gutachten von G. W. von Leibnitz
in einem ostpreußischen Archive.

Mitgeteilt von Dr. C. Krollmann.

Im Fürstlich Dohnaschen Hausarchive zu Schlobitten befindet sich unter vielen andern Briefen und Akten zur preußischen Geschichte auch der Nachlaß des 1728 verstorbenen Burggrafen Alexander zu Dohna-Schlobitten, der seinerzeit am Berliner Hofe und später in Ostpreußen eine bedeutende Rolle gespielt hat. Nachdem er sich schon vorher als Soldat und Diplomat ausgezeichnet hatte, wurde er im Jahre 1693 von der Belagerung der Stadt Huy in Flandern nach Berlin berufen, um Oberhofmeister und Gouverneur des Kurprinzen Friedrich Wilhelm zu werden. Im Februar 1695 erhielt er seine Bestallung als solcher und gleichzeitig als Generalleutnant und wirklicher Geheimer Rat. In letzterer Eigenschaft wurde ihm 1698 das Direktorium über die französischen Refugiés in den Brandenburgischen Staaten übertragen und im folgenden Jahre auch der Vorsitz in der Commission ecclesiastique. Zu dieser Tätigkeit war er wie kein anderer schon durch seine Herkunft berufen. Sein Vater, Burggraf Friedrich, war der letzte oranische Gouverneur im Fürstentum Orange gewesen und hatte dort kraftvoll für die Reformierten gewirkt, seine Mutter, Espérance, war eine Gräfin von Ferrassiere-Montbrun, aus dem Hause der hugenottischen Du Puy in der Dauphiné. Alexander Dohna hat sich denn auch stets als tatkräftiger, nie versagender Schirmherr der Refugiés in Brandenburg-Preußen erwiesen, was ihm von dem unruhigen Völkchen seiner Schutzbefohlenen nicht immer ganz leicht gemacht wurde.

Ein im Sommer des Jahres 1700 in der französischen Kolonie zu Berlin sich abspielender Vorfall, der zu diplomatischen Verwicklungen mit Frankreich hätte führen können, gab dem Burggrafen Veranlassung, auch ein Gutachten von Leibniz einzuholen, welcher damals gerade am brandenburgischen Hofe sich aufhielt. Das eigenhändige Gutachten des großen deutschen Philosophen und Staatsmannes befindet sich bei den Schlobitter Akten und ist bisher nicht bekannt geworden. Wenn es jetzt an dieser Stelle veröffentlicht wird, liefern die Altpreußischen Forschungen damit einen zwar kleinen, aber durchaus neuen und deshalb wertvollen Beitrag für die von der Preußischen Akademie der Wissenschaften in Angriff genommene große Ausgabe der sämtlichen Werke von Gottfried Wilhelm von Leibniz.

Es handelt sich um folgendes: Gegen Ende Juni 1700 kam ein gewisser Paul Le Bachellé aus Metz nach Berlin, um, wie er vorgab, seine dort sich aufhaltende Frau Marie, geb. Ancillon und seine Tochter Anna nach Frankreich zu holen. Sein Schwiegervater, der brandenburgische Hofrat Joseph Ancillon, und sein Schwestermann Charles Ancillon, Oberrichter der französischen Gemeinde in Berlin, erwirkten durch Vermittlung Dohnas bei der Regierung einen Haftbefehl gegen ihn, den sie sofort vollstrecken ließen. Beide Männer hatten nach Aufhebung des Edikts von Nantes Frankreich ihres Glaubens wegen verlassen müssen, ihre Frauen und Kinder einstweilen aber in Metz zurückgelassen in der Hoffnung, daß Le Bachellé sich ihrer annehmen und ihnen helfen würde, ihr Vermögen zu retten. Das Gegenteil aber war geschehen, Le Bachellé nahm seinen eigenen Vorteil wahr, bemächtigte sich auf Grund des königlichen Edikts vom Dezember 1689, das das Eigentum der ausgewanderten Reformierten ihren Verwandten zusprach, die zurückgeblieben und katholisch geworden waren, sowohl der Häuser des Joseph Ancillon in Metz, als auch der liegenden Gründe, des Inventars und der Pretiosen, die aus der Hinterlassenschaft seiner inzwischen verstorbenen Schwägerin stammten. Dazu ging er in der rücksichtslosesten Weise gegen die verlassenen Frauen in Metz mit Prozessen, Konfiskationen usw. vor, so daß dieselben völlig mittellos wurden. Seiner eigenen Frau und Tochter, die ihrem Vater nach Berlin folgten, verweigerte er jede Unterstützung. Als er jetzt selber dorthin kam, fürchteten die Ancillons, er möchte seine Frauen bewegen, ihm nach Frankreich zu folgen und vom reformierten Glauben abzufallen. Das war der eine Grund zu seiner Verhaftung, andererseits aber hofften sie, ihn dadurch

zwingen zu können, ihnen bindende und vollstreckbare Zusicherungen wegen Rückgabe ihres Vermögens zu geben. Das verweigerte Le Bachellé aber energisch. Er dürfe solche Zusicherungen gar nicht geben, wenn nicht der König oder an dessen Stelle der französische Gesandte in Berlin, der Marquis Des Alleurs seine Einwilligung dazu erteilt habe. Der Gesandte nahm sich des Verhafteten tatkräftig an und verlangte seine bedingungslose Freigabe, da er königlicher Beamter sei. Dohna setzte alle Hebel in Bewegung, den Ancillons zu helfen, so trug er den Fall auch Leibniz vor. Während die Kläger in der Hauptsache die Rechtsgültigkeit des Edikts von 1689 in den brandenburgischen Staaten bestritten und deshalb ihre Forderungen durchsetzen zu können glaubten, wies Leibniz von vornherein darauf hin, daß es nicht angehe, das Verfahren der französischen Behörden gegen die Refugiierten zu kritisieren, ohne Gefahr zu laufen, Verwicklungen mit Frankreich herbeizuführen. Ihm schien nur ein zivilrechtliches Vorgehen möglich auf Grund der allgemeinen Rechtsanschauung, daß ein Ausländer, gegen den von Einheimischen Rechtsansprüche geltend gemacht würden, um diese zu sichern, verhaftet werden dürfe, bis er genügende Sicherheiten gegeben habe, falls er im Prozesse unterliege. Aber selbst hiermit drang Dohna nicht durch. Die von dem Gesandten immer wieder betonte Beamteneigenschaft des Le Bachellé machte die brandenburgischen Minister stutzig. Man beschloß, den Verhafteten freizulassen, unter der Bedingung, daß er Berlin sofort verlasse und nach Frankreich zurückkehre. Unter dem Schutze seiner Gesandtschaft fühlte sich Le Bachellé indessen so sicher, daß er nach seiner Freilassung in Berlin blieb und gegen sein Versprechen sich sogar zum großen Ärgernis der französischen Gemeinde mit Frau und Tochter auf den Straßen promenierend sehen ließ. Es bedurfte erst eines sehr energischen Schreibens Dohnas an Des Alleurs, worin auf die persönliche Gefahr für Bachellé hingewiesen wurde, wenn er sich ferner öffentlich sehen lasse, um den Gesandten zu veranlassen, daß er seinen Schützling, mit einem brandenburgischen Passe versehen, zur endlichen Abreise bewog.

Sentiment de Mr. de Leibnitz au quel j'ay raconté la chause par occassion[1]).

Un noueau converti, qui fait le zelé, qui persecute les refugiés, et occupe leur biens en France non seulement

---

[1]) Die überschriftliche Zeile stammt von der Hand Alexander Dohnas. Der ganze Text, durchgehend von der Hand Leibnizens geschrieben, ist diplomatisch genau abgedruckt.

par l'autorité du Magistrat mais encor par la sienne propre; a l'audace de venir à Berlin, avec passeport de France pour ramener les siens. On l'arreste, l'Envoyé de France le reclame: la question est, si on est obligé de le relacher.

Comme les principes generaux, en vertu des quels on voudroit dire qu'on fait une violence injuste aux refugiés de France, en leur y retenant leur biens, lors qu'ils se sauuent pour eviter la persecution; ne sçauroient estre mis en avant, ce semble, sans se brouiller avec la France; il faut ici quelque autre fondement contre cet homme. Et je ne voy point de meilleur que celuy du droit general, qui porte que les sujets d'un prince, qui demandent justice contre un estranger, et font voir sommairement à la haste par quelque apparence, qu'il est difficile à eux de l'obtenir s'il s'en va; le peuuent faire arrester, afin qu'il ne leur échappe pas, en attendant une plus grande discussion. Mais pour que cet arrest ait lieu, ils doivent donner caution; à fin que s'il se trouue que leur demande est injuste cet homme puisse avoir son regrés contre eux. L'estranger aussi doit estre relaché aussitost qu'il donne caution suffisante icy.

A moins que d'ailleurs on n'ait quelques exemples particuliers qui monstrent que dans son pays les nostres sont maltraités en leur personnes ou en leurs biens, dans des cas qui ne sont point compris sous ceux des ordonnances ou l'on ne veut point toucher. Car alors on a encor droit de le retenir jusqu'a ce que son prince s'explique favorablement sur ces plaintes.

Ainsi il semble qu'on peut faire connoistre preallablement au Ministre de France qu'on n'a pu refuser l'arrest de cet homme à ses creanciers, sur la caution qu'ils ont donnée ou sont prests à donner; sans leur denier la justice. Et que cela ne s'est fait qu' à fin qu'il ne leur échappe pas en attendant une plus grande discussion qui fera voir quel droit on a contre luy. Et que cette procedure estant conforme aux loix et à l'ordre de la justice, qui permet d'en user ainsi dans les rancontres subites; on s'asseure que le Roy son Maistre ne le trouuera point mauuais.

Braun-Kaufmann.

1. Ein Brief an Johannes Falk über die Besetzung Danzigs durch Preußen im Jahre 1793.

Einleitung.

Von Archivdirektor Dr. Kaufmann-Danzig.

Der nachfolgend abgedruckte Brief vom 19. Mai 1793 wurde von Herrn Dr. Braun in Ober-Weimar im Nachlasse des Dichters und Jugendfreundes Johannes Daniel Falk im Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar gefunden und abgeschrieben.[1]) Der Schreiber des Briefes ist der 1773 geborene jüngere Bruder Falks, David Wilhelm, der später in Danzig ein angesehener Kaufmann und Pelzhändler war. In der Zeit der schicksalsschweren Tage für Danzig im Jahre 1793 war er 20 Jahre alt, und seine Mitteilungen an den Bruder zeigen, daß er lebhaften Anteil an den Ereignissen genommen hat, möglicherweise sich selber mit unter den zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Unterdrückung der Pöbelunruhen von den Gewerken dem Rate zur Verfügung gestellten Gesellen und anderen jungen Männern befand.

Der Brief kann selbstverständlich keine erschütternden Neuheiten für die Gesamtauffassung der Ereignisse bringen, die schon Damus[2]) auf Grund eingehender Aktenstudien im Stadtarchiv Danzig und Keyser[3]) unter Benützung der gleichzeitigen Aufzeichnungen des holländischen Kommissars Jakob Roß in Danzig klar dargestellt haben. Dagegen bietet der Brief eine Reihe von wertvollen Einzelheiten, so z. B. die anschauliche Schilderung des Pöbelsturmes auf das Rathaus zwischen dem 9. und 11. März und der wüsten Szenen vom 28. März, wie überhaupt die Kleinmalerei den Augenzeugen verrät. Um so größer ist darum gerade auch nach einer anderen Seite hin der Wert dieser Darstellung. Es kann nämlich gar nicht oft genug erwiesen werden, daß es sich bei dem Aufruhre

---

[1]) Er befindet sich in Kasten 1 dieses Archivs.

[2]) Die Stadt Danzig gegenüber der Politik Friedrichs des Großen und Friedrich Wilhelms II. Zeitschr. Westpr. G. V. 20 S. 161 ff.

[3]) Danzigs Geschichte S. 151 ff.

gelegentlich der Übergabe der Stadt um nichts anderes als einen richtigen Pöbelaufstand des übelsten Gesindels einer Hafenstadt handelte. Wir haben darüber bereits die Darstellung nach den Akten des Rats (Damus) und nach den Aufzeichnungen eines Neutralen (Keyser). Nun haben wir auch noch die eines jungen Danziger Bürgersohnes, der aus einfachen Verhältnissen stammte (sein Vater war Perückenmacher und Friseur), und alle drei sehen in den ganzen Unruhen nichts anderes als die dem Pöbel der Stadt jeder Zeit erwünschte, in Stunden der Verwirrung aber dann besonders günstige Gelegenheit, Unordnung und Verwirrung hervorzurufen, um zu zerstören und zu plündern.

Diese erneute Feststellung ist um so notwendiger, als die polnische Propaganda unter Führung von Askenazy[4]) den Pöbelaufstand als den Widerstand der Danziger Bürgerschaft gegen die Preußen ausnutzt und sich sogar zu der pathetischen Behauptung versteigt, daß Danziger Blut für die Verteidigung des geliebten Mutterlandes Polen geflossen sei. Und das, obgleich keine Quelle auch nur in der leisesten Andeutung polnische Neigungen als Grund für den Aufstand anführt, im Gegenteile alle übereinstimmend berichten, daß die Führer des Pöbels gar keine Danziger waren. Falk nennt einen Lübecker Matrosen, die andern Quellen sprachen von preußischen Fahnenflüchtigen, die Angst hatten, daß mit dem Einzuge der Preußen sie die verdiente Strafe für ein militärisches Verbrechen treffen würde. Dazu waren viele der Soldaten vollkommen betrunken, und die ordentlichen wollten von der planlosen Schießerei nichts wissen. Wenn daher der Pöbel lärmte und schrie, so ertönte niemals der Ruf: Polen, sondern nur der der Freiheit Danzigs, allerdings einer Freiheit, vor der den ruhigen Bürgern nur grauen konnte, und für die man daher auch in ihren Kreisen nicht das geringste Verständnis zeigte, indem man sich nach dem ersten Schrecken zusammentat und den Pöbel verjagte. Die Ordnung war in wenigen Stunden mit Hilfe der Gewerke, namentlich der Brauer und Fleischer, wieder hergestellt. Die wahre Stimmung der Stadt erschien bei dem

---

[4]) Danzig und Polen (Warschau 1919 S. 99/100). „Unter dieser Menge, die gegen Preußen und für die Freiheit und Polen demonstrierte, befand sich übrigens die weit überwiegende Mehrheit der Einwohnerschaft, all die Kleinhändler und teilweise auch die Großkaufleute, die Zünfte mit der Fleischerinnung an der Spitze, die kleinen Handwerker, neben dem Pöbel, den Matrosen, Lastträgern und Soldaten der Besatzung von Weichselmünde.“ So viele Irrtümer als Wörter.

Einzuge der preußischen Truppen und der Beleuchtung der Stadt aus Anlaß der Huldigung, wie sie der Brief anschaulich schildert.

2. Brief von David Wilhelm Falk an seinen Bruder Johannes Falk.[5])

Von Dr. Paul Braun-Oberweimar.

Es ist bekannt, daß in Danzig schon seit vielen Jahren die Rede gegangen ist, es würde preusch werden, und man hat solange geredet, bis es wahr geworden ist. Da aber der Preuße Thorn, Posen und verschiedene andere Städte und Länder von Pohlen in Besitz nahm, bestimmte man sogar schon den Tag, an welchem er Danzig haben würde. Die Stadt setzte sich deswegen in Defension, man warb Soldaten und das Geschütz auf die Wälle wurde scharf geladen und den Soldaten wurden scharfe Patronen gegeben. Vom 7. bis 8. März in der Nacht kamen sie auch wirklich, die Preußen, die Dantziger Commanden als Ohra, Ganskrug nahmen sie gefangen und marschierten dicht an die Tore. Es wurde sogleich ein Lärm in der Stadt, unsere Soldaten mußten alle auf die Wälle, alle drei Ordnungen kamen um 11 Uhr noch zusammen und blieben bis 3 Uhr. Den Morgen darauf[6]) schickte der preußische Generallieutnant Carl von Raumer vom Cöslinschen Regiment einen Adjutanten nach der Stadt, durch die er eine Deputation aus allen drei Ordnungen zu sich herausbitten ließ, die denn auch um 12 Uhr herausfuhr. Dieser nun legte er eine Declaration von Ihro Königlichen Majestät von Preußen[7]) vor, in welcher die Festungswerke von Danzig, nemlich Bischofsberg, Hagelsberg und die Festung Münde verlanget wurde und welche seine Majestät solange in depot nehmen wollten, bis die heillose Jacobiner Lehre gäntzlich ausgerottet wäre, da schon eine böse Rotte unter seiner Nation diese Lehre hatte ausbreiten wollen, allein sie wäre unterdrückt worden. Vor einigen Wochen hatte sich auch ein Bösewicht[8]) unterstanden, diese Lehre in Dantzig auszu-

[5]) Die Anmerkungen sind von Archivdirektor Dr. Kaufmann.

[6]) 8. März.

[7]) Gedruckte Proklamation vom 24. Februar 1793.

[8]) Der Franzose Garnier hatte in Berlin aufrührerische Schriften verbreitet und war im November 1792 nach Danzig geflohen. Er wurde auf Beschluß des Rates und der Ordnungen an Preußen ausgeliefert, obgleich die Kaufleute aus Furcht, der Pariser Konvent könnte Maßnahmen gegen den Danziger Handel ergreifen (nicht, wie Askenazy behauptet, als Protest „gegen die Verletzung des Asylrechts an der Person eines französischen Bürgers"), Widerspruch erhoben.

breiten und die Stadt hatte sich noch bedacht, ob sie ihn aus-liefferte. Damit nun diese Lehre seinem angräntzenden Lande nicht schädlich würde, wolte seine Majestät die besagten Außen-werke solange in Besitz nehmen. Die Deputation bat sich darauf 24 Stunden Bedenkzeit aus. Allein die 24 Stunden verlieffen und man wurde nicht einig, weil die Gewerke die Festungswerke nicht geben und sich lieber gantz und gar er-geben wollten. Die Deputation fuhr um 12 Uhr[9]) heraus und bat sich wiederumb 48 Stunden Bedenkzeit aus. Der Pöbel hatte sich unter dieser Zeit vors Rathaus versammelt und fing schon an zu murren. Allein ihr Murren brach endlich in Wuth aus, als die Deputation zurückkam, es stürmte auf das Rathaus hinauf und wolte mit Gewalt wissen, was die Deputation vor Antwort gebracht hätte und woran sie wären. Rathsherr Gralath kam heraus und bat ihnen in einer rührenden Rede, sie möchten sich beruhigen, es würde alles gut gehen, sie sollten nur in Gottes Nahmen nach Hause gehen. Allein wüthend schrien sie: „Wy sind verraden, Wy sind verkaft. Es lebe die Freiheit von Dantzig! Hurra! Hurra! Wy latten Got und Bloot ver onser Vaderland." Nein, lieben Brüder, antwortete Herr Gralath, Ihr seyd nicht verrathen, ihr seyd nicht verkauft, wir wollen so gut unser Gut und Blut vor unser Vaterland lassen wie Ihr. Worauf sie wieder schrien ja wy kennen ju schon (ihr habt)[10]) ons verraden on verkaft und fluchten und schimpften immer mehr und Herr Gralath mußte machen, daß er hineinkam, da er nichts ausrichten konnte. Nach ihm kamen Ratsherr Grodeck und Makkensen[11]) allein sie mußten sich hineinbegeben, um nicht von dem Pöbel gemishandelt zu wer-den. So sah es Sonnabend[12]) um 3 Uhr aus, als der Pöbel so wüthete. Die Kramladen wurden alle zugemacht und der Rath mußte sich von hinthen aus der Raths-Apotheke weg-begeben. Ratsherr Brun[13]) war schon fränklich, allein dieser Schrecken riß ihn wieder gäntzlich darnieder und einige Tage darnach mußte er diese Welt verlassen. Bisher war nur eine Bürgerfahne aufgezogen, heute Abend gingen 4. Auf den Junkerhof[14]) wurde ein Piquet gesetzt. Diese Nacht schwärmte

[9]) 9. März.

[10]) Ergänzt, in der Abschrift ist hier eine Lücke.

[11]) Michael Groddeck war seit 1780 Ratsherr, wurde 1794 Bür-germeister. Christoph Otto Mackensen war seit 1776 Vertreter der dritten Ordnung.

[12]) 9. März.

[13]) Johann Hieronymus Broen war Ratsherr seit 1774 und starb am 23. März 1793.

[14]) Der Artushof am Langenmarkte.

der Pöbel in allen Straßen herum, deswegen alle Einwohner in Furcht und Ängsten waren, weil sie immer redeten von Plündern und Brennen.

Sontag verging, ohne das was vorfiel. Mondtag den 11. Märtz kamen die drei Ordnungen wieder zusammen, allein heute hatte man gute Vorsicht getroffen. Auf der Treppe des Rathhauses standen Bürgerschützen an der Treppe Bürgerwache, zwei Bürgerpiquets in der Langgasse, Reuter und Fleischer standen beim Rathhause, die jeden Haufen, der sich sammelte, zertrennten, da denn auch alles ruhig blieb. —

Endlich waren die drei Ordnungen, Kaufmannschaft und Gewerke darin einig, daß sie sich gantz und gar ergeben wolten, bevor aber Bedingungen von Ihro Majestät sich ausbaten. Der Generall schickte dann auch gleich einen Courier nach Frankfurt am Mayn an'n König, welcher den 26. Märtz zurückkam.

Der König wolte eher in keine Bedingungen eingehen, bevor er nicht die genannten Außenwerke hatte, alsdann wolte er Commissarien herunterschicken, die mit der Stadt tractiren solten. Doch versprach er schon einige Hauptpunkte, darunter cantonfrei der hauptsächlichste war.

Es kamen deswegen die drei Ordnungen, Kaufmannschaft und Gewerke zusammen, allein man wurde nicht einig, deswegen 24 Stunden Bedenkzeit ausgebeten wurde. Endlich wurde man einig, daß die preußischen Truppen die Außenwerke solten besetzen und wenn die Commissarien kämen und die Stadt in den Bedingungen einig wäre, so solten sie gleichfals die Stadt in Besitz nähmen.

Den Morgen darauf, den 26.[15]) Märtz, diesen vor uns unvergeßlichen grünen Donnerstag besetzten also die preußischen Truppen die Außenwerke. Viele Leute gingen heraus, um die Truppen einmarschiren zu sehen, allein ihre Neugierde[16]) bekam ihnen nicht wohl. 200 Mann Dantziger Soldaten waren auf der Parade bestelt, um auf Piquets ausgesetzt zu werden. Unter diesen nun waren viele, die sich aus Desperation besoffen hatten, die die andern gantz aufrührig machten; sie standen beym Hohen (Tor) bei Glasies und hielten jeden auf, der auf die Parade wolte, doch einige gingen hinauf, die Officiere kamen und baten ihnen, sie möchten doch ruhig seyn und auf die Parade gehen, allein sie antworteten ihnen, vor wem

[15]) 28. März.

[16]) Das ist die angebliche Demonstration gegen Preußen bei Askenazy.

daß sie sollten auf Piquete gestellt werden, da sie schon die Preußen hineinlassen wolten, sie hätten 8 Tage, Tag und Nacht am Walle liegen müssen, sie würden nicht gehen. Viele ließen sich bereden, die auf der Parade gingen, allein 50 bis 60 Mann blieben stehen. Diese luden ihre Gewehre und stürtzten mit einmahl zum Hohen Thor heraus und feuerten auf die Preußen los, die in Quartiere im Schwarzen Meer und Sandgrube gelegt werden sollten. Die auf der Parade blieben auch nicht müßig und feuerten auch los und die preuschischen Truppen mußten sich mit einige Mann Verlust zurückziehen. Unterdessen lief alles Pöbel auf die Wälle, da man die Lermkanone losschoß, da alles die Arbeit verließ und dahin eilete.

Jetzt ging es bei die halbe Carthaunen und schossen auf die, die den Bischofsberg und Hagelsberg heraufmarschierten, Attilleristen und Bürgerschützen verließen die Canonen und eileten zu Hause, einige aber, die das Pöbel erwischte, schlepte es bei den Haren nach den Canonen, sie aber die Canonen so stelleten, daß sie unter den Preußen keinen Schaden thaten.

Unter dem Pöbel aber war ein Lübecker Matrose, der sehr gut die Canonen zu stellen wußte, der dann auch viel Schaden angerichtet hat. Die Preußen schossen gleichfalls aus unsern Canonen vom Bischofsberg auf den Pöbel, einige Kugeln davon gingen in die Stadt. Da sie[17]) aber keine Munition mehr hatten, stürmten sie das Laboratorium, schlugen die Thüren mit Gewalt auf, den Atilleriehauptmann schlugen sie gantz grausam, die Officiere, die diesen Unfug steuern wolten, behandelten sie ebenso. Die jacobsthorsche Bürgerwache plünderten sie, die Fahne schlepten sie im Koth herum, die Gewehre schlugen sie in Stücken und den Hauptmann Flachsharr schlugen sie gantz zunichte. So wüthete der Pöbel bis 3 Uhr nachmittags, da sie dann von den Officieren von den Wällen heruntergejagt wurden.

Auf Neugarten hatte man aus einige Häuser auf die Preußen geschossen. Diese wurden dann sogleich von ihnen zunicht geschossen und geplündert; in einem von diesen Häusern befand sich der Kaufmann König aus der Töpfergasse. Dieser wurde unschuldig darin todtgeschossen und viele andere wurden geplündert, gefangen genommen und nach Marienburg geführt, die nur aus Neugierde dahin gegangen waren.

Wieviel Preußen geblieben sind, weiß man nicht, 15 Mann ohngefähr, sagt man. An Wunden gestorben sind ein Oberstlieuetnant, der im siebenjährigen Kriege gewesen ist,

---

[17]) der Pöbel.

ein Major und ein Lieutnant. Von den Dantzigern sind auch viele geblieben. Denselben Tag sollten die Preußen noch in die Stadt hinein bis mehrere nachkämen. Es zogen deshalben zur Sicherheit der innerlichen Ruhe, die junge Mannschaft auf, Brauer und Brenner mit ihren Knechten, mit Pallaschen bewafnet, ritten in den Straßen herum und dies dauerte bis den 4ten April, da die Preußen hineinrückten und alle Wachen ablöseten.

Sie besetzten den langen Markt, Langgarten und auf dem Kohlenmarkt stand das Regiment Dragoner. Den 15. geschahe die Einquartierung, davon die Rechtsstadt frei ist. Den 16. wurde der Adler an den Thoren und Rathhause angeschlagen. Den 17. kam die dritte Ordnung zum letztenmahl zusammen und dankte ab.

Den 8ten May war die Erbhuldigung an seiner Königlichen Majestät von Preußen, die zwei bevollmächtigte Commissarien, General von Möllendorf und der Geheime Staats- und Justiz-Minister Freiherr von Dankelmann[18]) einnahmen.

Beide Regimenter, das Cöslinsche und Marienburgsche waren in Parade auf dem Langenmarkt, Langgasse und Langgarten. Der Anfang dieser Feierlichkeit geschah um 8 Uhr des Morgens mit Abfeuerung der Canonen auf die Wälle, alle Glocken in der Stadt wurden geläutet, und auf dem Rathsturme war Musik mit Trompeten und Pauken. Um 9 Uhr kamen die Herren, die die Huldigung einnahmen, der Rath und die Schöppen, 12 Rathsherrn aus Thorn, die hier schwören mußten und alle Prediger, die in und zu Dantzig gehörten. Um 12 Uhr, da sie geschworen hatten, gingen sie in Ordnung nach der Pfarrkirche, wo Herr Pastor Treuge eine Predigt hielt und nach der Predigt war Musik. Um 2 Uhr, da die Kirche aus war, fuhren sie nach Rutenburgs Palais[19]).

Auf'm Abend wurde die Stadt illuminiert, kein Haus war auch nicht, das nicht illuminiert wäre. Sehr herrlich brillirte das Rathhaus, Schöppenhaus, Langgassche Thor,

---

[18]) Das ist ein Irrtum. Die Kommissare für die Huldigung Danzigs waren der Generalleutnant von Raumer und der Präsident der Westpreußischen Regierung, Freiherr von Schleinitz. (Damus, Festschrift zur hundertjährigen Gedenkfeier der Vereinigung Danzigs mit dem Königreiche Preußen im Jahre 1793 (1893) S. 53.)

[19]) Das spätere Gouvernement auf Langgarten Nr. 88. Es war im Jahre 1750—54 durch einen italienischen Baumeister für den Schwiegersohn des Grafen Brühl, den polnischen Kronmarschall Grafen Mniszek erbaut, und da er es hatte ganz verfallen lassen, 1786 von F. G. Rottenburg gekauft worden. Von ihm erwarb es im Jahre 1793 König Friedrich Wilhelm II.

und Junkerhof, die alle von oben bis unten mit tausende von Lampen behangen waren. Unter den Häusern sahen Schöppen Golbeck[20]) und dem Bischof von der Oliva seins das schönste aus, die ordentliche Ehrenpforten von Lampen hatten. Illuminationsbilder waren in Menge. Unter den drolligsten gehörte besonders des Balbiers Vosbergs seins und eines Altflickers seins. Des Balbier seins war: Ein preußischer Feldscherer hatte einem Franzosen die Ader geschlagen; da er ihm aber zu viel Blut gelassen, mußte der Franzose sterben. Darunter stand:

„Du bist ein Jakobiner, ich bin des Königs Diener,
Ihr macht die Menschen alle gleich, drumb schick ich Dich
ins Todtenreich."

Des Altflickers seines war: Er saß auf seinem Schemel und neben sich hatte er seine Schustergeräthschaft liegen und dabei las man:

„Von allen Handwerkern im Osten und Westen
Ist und bleibt die Schuhflickerei das beste.
Ich sitze und flicke meinen Schuh
Und singe mein Liedchen dazu.
Es lebe der König, mein Weibchen und ich,
Der König für alle, mein Weibchen für mich."

Den 14. May brachten die Studenten den drei Generalls und den Kommissarien ein Abendständchen mit Fakkeln, sie hatten aber schlechtes Wetter.

Von unsern 4 Bürgermeistern und Ratsherrn sind nur 7 geblieben, die andern haben abgedankt und sind abgedankt. Bürgermeister Reyer dankte ab, allein einige Tage darnach (19. May) starb er[21]).

---

[20]) Joh. Friedr. Golbecks Haus in der H.-Geistgasse Nr. 108. Er war Schöppe seit 1788 und starb 1799.

[21]) Johann Gottfried Reyger war Bürgermeister seit 1780 und starb am 18. Mai 1793.

Besprechungen.

Ein neues Buch über die Marienburg.

Besprochen von Bernhard Schmid-Marienburg.

Karl Heinz Clasen. Der Hochmeisterpalast der Marienburg. Mit 19 Tafeln und 43 Textabbildungen. Königsberg Pr. 1924. Verlag Bons Buchhandlung. 4°. 96 S. und 10 S. Abb. Preis 7 Mark.

Den ersten Versuch einer Baugeschichte der Marienburg schrieb am Beginn des vorigen Jahrhunderts Konrad Levezow in den „Fragmenten einer Geschichte des Schlosses Marienburg in Preussen“[1]).

Es war für die damalige Zeit eine ganz außerordentliche Leistung. Etwas mehr bot Büsching in dem Werke „Das Schlos der deutschen Ritter in Marienburg“ 1823. Auf diesen beiden Arbeiten fußt im wesentlichen auch Johannes Voigt in seiner 1824 erschienenen Geschichte Marienburgs. Diese Anschauungen galten bis zur Mitte des Jahrhunderts. Levezow versetzt den Bau des Mittelschlosses, und besonders des Hochmeisterpalastes in die letzte Regierungszeit Siegfrieds von Feuchtwangen, von 1309 bis 1311, Büsching in das Jahr 1309, während Voigt hierfür die Jahre von 1306—1309 in Anspruch nimmt. Fiorillo erweiterte in seiner Geschichte der zeichnenden Künste[2]) 1817 die Bauzeit auf den Zeitabschnitt von 1309 bis 1340, ohne jedoch darin Nachfolger zu finden. Erst Ferdinand von Quast, dem damaligen Konservator des preußischen Staates, gelang es, die mehrfachen sich aufeinander folgenden Bauperioden zu erkennen.

Er war der erste, der sowohl gründlichere Stilkenntnis, wie auch die Fähigkeit zu ärchäologischer Bauanalyse mitbrachte. Den eigentlichen Palastbau, d. h. die Baugruppe des Sommer- und Winterremters verlegt er in die Anfangsjahre der Amtszeit Winrichs von Kniprode, ohne jedoch die Herkunft der Stilformen zu erörtern. Diese Datierung machte sich auch Steinbrecht zunächst zu eigen. Erneute Studien am Bau, und Vergleiche mit anderen Bauwerken brachten ihn zuletzt aber doch dahin, die Bauzeit in die beiden letzten Jahrzehnte des 14. Jahrhunderts zu setzen und Claus Fellensteyn als Baumeister anzunehmen. Die letzten Posten der Baurechnungen finden sich in dem 1398 beginnenden Trestlerbuche. Er betonte

[1]) Herausgegeben von Friedrich Frick, Berlin, 1802.
[2]) Band II, Seite 246.

auch die Stilverwandtschaft mit rheinischen Palastbauten jener Zeit und versuchte das im Jahresbericht 1916—1920 eingehender nachzuweisen. Gleichwohl stellt uns die Baugeschichte des Palastes noch manche bisher unbeantwortete Frage, und es war ein dankenswertes Unternehmen, daß Karl Heinz Clasen dieses Thema einmal im Zusammenhange behandelte.

Der Verfasser gibt in der Einleitung einen kurzen Überblick über die Burgenbauten des Ordens in Preußen und kennzeichnet dann die Stellung des Landes in der damaligen Kulturwelt, als „Preußen zeitweise einer der idealen Brennpunkte der ganzen christlichen Welt war". Dann folgt der erste Hauptabschnitt über den Bauzustand, der durch 9 Pläne nach Büsching, Förster und Essenwein und durch eine Skizze erläutert wird. Diese Beschreibung, die auch die Veränderungen des Bauzustandes im 18. und 19. Jahrhundert berücksichtigt, schildert zunächst den Nordteil mit dem großen Remter nebst der Hinterkammer und Meisters Küche, und dazu die drei Nebengebäude auf dem Hofe. Die südliche Baugruppe des Hochmeisterpalastes gliedert Clasen in zwei Teile und zwar erstens den Kapellenteil, den er in nordsüdlicher Richtung vom Remterbau bis zum Hausgraben, in der anderen von der südlichen Verlängerung der westlichen Remtermauer rechnet; zweitens den Westbau, eines hohen rechteckig gelagerten Gebäudekubus, der aber im Süden und Osten auf das Erdgeschoß des Kapellenteiles übergreift.

Im zweiten Abschnitt über die Bauentwicklung gibt der Verfasser folgende Baustadien an :

Ältester Teil: Das Kellergeschoß des Kapellenteiles, und vielleicht einige darauf stehende Mauern des Erdgeschosses. In diesem frei zu ergänzenden Vorburghause sieht Clasen zugleich den ältesten Hochmeisterpalast (S. 34).

Zweiter Bau: den Remterbau und gleichzeitig mit ihm

Drittens: Die Umgestaltung des alten Hochmeisterpalastes, von dem ein paar Mauerreste im Obergeschoß zwischen der Kapellenvorhalle und der Treppe sichtbar werden.

Viertens den Westbau, d. h. der Teil, der oben den Sommer- und Winterremter und den davor liegenden Flur enthält, mit allmählichem Überbauen auf den älteren Palast, „so daß die Ostwand, des Prachtgeschosses über der Westwand des ersten Hochmeisterpalastes steht". Sodann nach der Fertigstellung des Westbaues

Fünftens: durchgreifende Veränderungen im Kapellenteil und ein vollständiger Umbau der östlichen Hälfte des Palastes.

Sechstens — möglicherweise erst nach 1410 — die Hofwand des Hochmeisterpalastes.

Im 3. Abschnitt, dem wichtigsten des ganzen Buches, behandelt Clasen die kunstgeschichtliche Stellung des westlichen Hochmeisterpalastes. Er weist auf die Entwickelung der mittelalterlichen Saalbauten hin, besonders auf die Hallen der Fürsten und Könige bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts und betont deren Teilung in Erd- und Saalgeschoß. „Im Außenbau fehlt zunächst jede Komplizierung." In der Gotik verschwinden Saalbauten in der Architektur der Fürsten und des Adels fast ganz völlig, wo aber ein Saalbau noch einmal vorkommt, wie z. B. in Marburg a. L., zeigt er neue Baugedanken, Strebepfeiler und Ecktürmchen. Als das klassische Land für den Saalbau nennt der Verfasser Frankreich und führt dann etwa 17 Beispiele von dorten an, aus den Bischofspalästen in Angers, Auxerre, Mende, Paris, Sens, Laon u. a. im Kloster Mont St. Michel, im Königspalast zu Paris und im Schlosse Pierrefonds, im Papstpalast zu Avignon und im Donjon zu Poitiers. Clasen vergleicht damit den inneren Aufbau des Hochmeisterpalastes und sagt dann, daß alle diese Besonderheiten darauf hinwiesen, daß sich der westliche Hochmeisterpalast der französischen Entwickelung in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts anschlösse. Aber nicht eine Formengleichheit läge vor, sondern nur eine gründliche Kenntnis der französischen Gestaltungsprinzipien (S. 60). Das ungewöhnliche Wehrsystem des Palastes führt er auf französische Wehrkirchen und Palastbauten wie in Albi und Avignon zurück. Für die Fensterbildung des Sommerremters verweist er auf französische Profanbauten, denen er eine zeitliche Priorität vor deutschen Fenstern dieser Art zuerkennt, sagt dann aber doch, „Fenster mit geradem Sturz und steinernem Fensterkreuz waren im Profanbau des Mittelalters allgemein üblich" (S. 90). Endlich bespricht Verfasser noch die Sterngewölbe des 14. Jahrhunderts und sucht, in Übereinstimmung mit Ferd. von Quast, abweichend von Steinbrecht, ihren Ursprung in England.

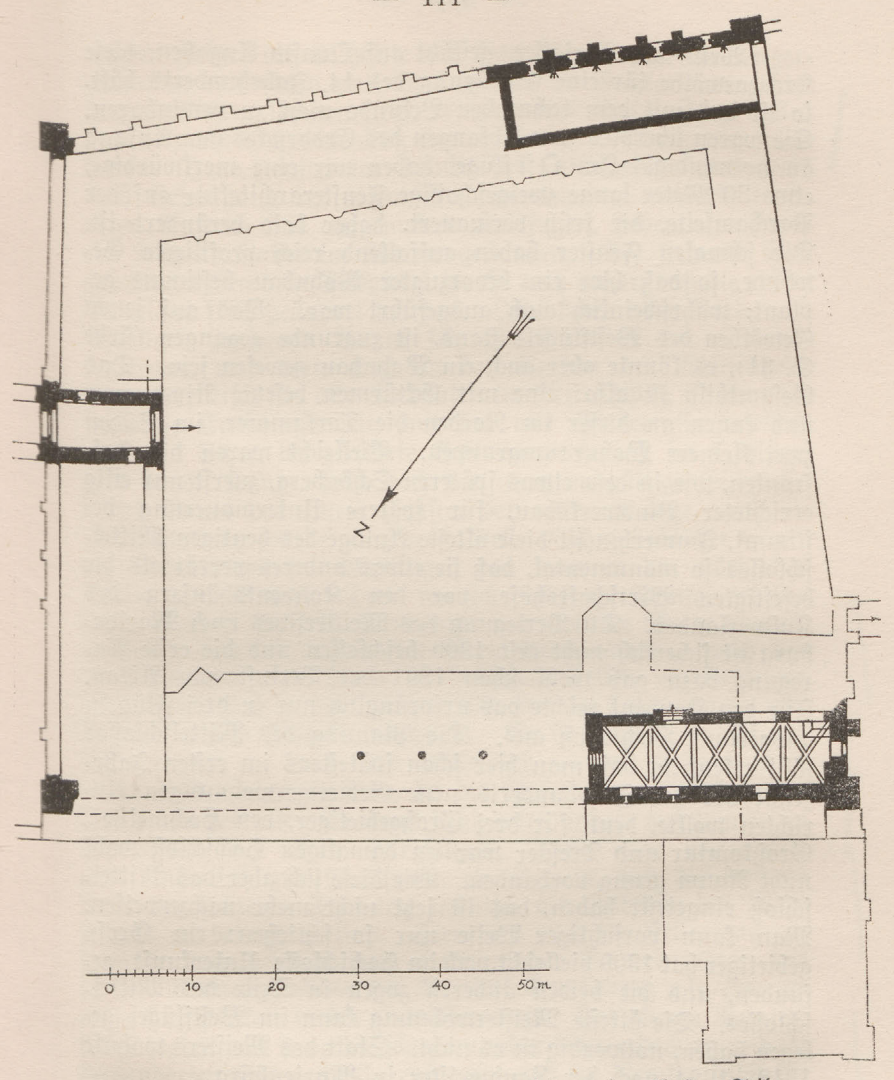
Im letzten, nur kurzen Kapitel datiert Clasen den ersten Palast, noch einen Vorburgbau mit den Anfangsjahren des 14. Jahrhunderts. Den zweiten Palastbau, nach Steinbrecht mit der Zeit zwischen 1330 und 1340 und den Westbau setzt er, anknüpfend an die Bauzeiten der französischen Paläste in die Jahre von 1380 bis zum Jahrhundertschluß. Fellensteins Anteil am Palastbau hält Verfasser für annehmbar, meint dann aber, es müsse zwischen dem Palast und Frankreich eine

persönliche Verbindung bestanden haben. Soweit der Verfasser.

Will man den Spuren des ältesten Palastes weiter nachgehen, so wird man den ganzen Bau des Mittelschlosses im Zusammenhange betrachten müssen. Wo lag der älteste Hochmeisterpalast? oder sagen wir einfacher das Wohngemach der beiden ersten Marienburger Hochmeister, Siegfrieds von Feuchtwangen, 1309 bis 1311, und seines Nachfolgers, Karl von Trier, der bis etwa 1318 in Marienburg anwesend war. Nördlich von dem Konventshause, das um 1280[3]) vollendet wurde und eine auch anderswo vorkommende, typische Grundrißbildung aufweist, liegt eine zweite Burganlage, jetzt Mittelschloß genannt, in der man die Vorburg jenes Konventshauses vermutet. Vorburg, ein an sich älteres, in der Amtssprache des Ordens in Preußen aber erst im 15. Jahrhundert nachweisbares Wort, bedeutet für uns etwas der Hauptburg Untergeordnetes, die Baugruppe der Wirtschaftsgebäude und Gesindehäuser. Für diesen Zweck scheinen tatsächlich diejenigen Vorburgen des Kulmerlandes bestimmt gewesen zu sein, die im 13. Jahrhundert entstanden und daher auch ihre unregelmäßige Bauart, ohne den Versuch strafferer architektonischer Komposition. So ist es in Birgelau und Engelsburg, wo noch heute Reste ordenszeitlicher Wirtschaftsgebäude stehen, so in Roggenhausen, Papau u. a. O., so ist es auch in Rehden, dessen Konventshaus wenig jünger als die Marienburg ist, aber diese an Monumentalität des architektonischen Aufbaues eher noch übertrifft. In Marienburg zeigt die jüngere Burganlage ein trapezförmiges Viereck mit vier Ecktürmen, also eine dem Hochschloß verwandte Plangestalt. Vom südlichen Eckturm, der wohl nie hochgeführt worden ist, stehen Mauerklötze des Unterbaues. Der östliche Eckturm, bis zum 18. Jahrhundert erhalten, wurde erst beim Magazinbau 1799—1803 beseitigt, doch fand man 1905 die unter der Erde liegenden Mauerteile vor. Die Grundmauern eines nördlichen Eckturmes wurden im Keller der späteren Firmarie gefunden, und vom westlichen ist ein Teil alter Ansichtsfläche, mit Blenden gegliedert, 1902 gefunden und noch erhalten. Zwischen den drei erstgenannten ist die Verbindungsmauer identisch mit der jetzigen Mittelschloß-Außenmauer. Auf der Westseite lag die Außenmauer etwa 5 Meter hinter der jetzigen Außenflucht und sie verschwand bei der auch von Clasen S. 34 erwähnten

---

[3]) So in der älteren Hochmeister-Chronik und bei Peter von Dusburg. Dagegen nennt der Annalista Thorunensis das Jahr 1282 Script rer Pruss I. 142 III 578 und 62.



Grundriß des Mittelschlosses, mit Hervorhebung der ältesten Teile.
Maßstab ungefähr 1 : 900.
Gezeichnet nach Aufnahmen der Schloßbauverwaltung.

Verbreiterung des Westflügels. An zwei Stellen haben wir Reste der an diese Mauern angefügten Häuser, und zwar im Westflügel jenen 26,6 Meter langen Keller mit fünf Kreuzgewölben, die zur ältesten Bauanlage gehören.

Wenn der Verfasser, gestützt auf Quasts Angaben, diese Kreuzgewölbe für eine Einfügung des 14. Jahrhunderts hält, so ist das mit dem technischen Befunde nicht zu vereinbaren. Sie waren überdies zum Abfangen des Erddruckes von Anfang an notwendig. Im Ostflügel haben wir eine merkwürdige, etwa 30 Meter lange zweigeschossige Fensterarchitektur auf der Parchamseite, die früh vermauert, daher bald verändert ist. Die schmalen Fenster haben auffallend reich profilierte Gewände, so daß hier ein bevorzugter Wohnbau bestimmt geplant, wahrscheinlich auch ausgeführt war. Was auf jenen Gewölben des Westflügels stand, ist zugrunde gegangen (siehe S. 31), es könnte aber auch ein Wohnbau gewesen sein. Das Gesamtbild ist also: eine mit Ecktürmen besetzte Ringmauer und innen an dieser im Norden die Torkammer, im Süden zwei kleinere Wohnraumgruppen. Vielleicht waren die Hoffronten, wie in dem etwas späteren Schönberg, zuerst nur eilig errichteter Bindwerksbau, für spätere Untermauerung bestimmt. Immerhin ist diese älteste Anlage des heutigen Mittelschlosses so monumental, daß sie etwas anderes verrät als die befestigten Wirtschaftshöfe vor den Konventshäusern des Kulmerlandes. Die Verlegung des Meistersitzes nach Marienburg ist sicherlich nicht erst 1309 beschlossen und die erste Anregung dazu gab wohl schon 1291 der Verlust von Akkon. Für den Konvent reichte das ursprünglich nur in drei Flügeln ausgebaute Hochschloß aus. Die Planung des Mittelschlosses läßt erkennen, daß man hier schon spätestens im ersten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts neue Gebietigerwohnungen einrichten wollte, denn für drei Großgebietiger, den Hochmeister, Großkomtur und Treßler war im damaligen Hochschloß wohl nicht Raum genug vorhanden. Wie diese sich aber das Mittelschloß eingeteilt haben, das ist jetzt nicht mehr nachzuweisen. Man kann vorsichtiger Weise nur so schließen: ein Großgebietiger hat 1309 vielleicht noch im Hochschlosse Unterkunft gefunden, und die beiden anderen zogen in Teile des Mittelschlosses. Die älteste Meisterwohnung kann im Westflügel gelegen haben, notwendig ist es nicht. Statt des Meisters wohnte 1318—1324 noch der Landmeister in Marienburg.

Die Erhebung der Marienburg zum Ordens-Haupthause[4]) 1309 wird den im Gange befindlichen Bauarbeiten am Mittelschloß ein bestimmteres Ziel und ein erweitertes Programm gegeben haben. Vielleicht ist der Torturm und die Hofmauer der Firmarie zuerst fertig gestellt. Östlich vom Torturm ist eine Fuge sichtbar. Hieran schlossen sich wohl in

---

[4]) Ältere Hochmeisterchronik. Script rer. Pruss III 578.

rascher Folge: die Osthälfte des Nordflügels, eine Gebietigerwohnung enthaltend und im Ostflügel die Gastkammern, hier in gründlichem Umbau eines Wohnreviers älterer Zeit. Alles das ist einheitlich und muß sich in wenigen Jahren abgespielt haben. Jene Fenster im Südteil des Ostflügels zeigten 1897 nach Beseitigung der alten Vermauerung den wohlerhaltenen roten Anstrich mit aufgemalten Kalkfugen, haben also kaum ein Dutzend Jahre im Wetter gestanden. Die stehende Verzahnung neben dem Südgiebel spricht auch dafür, daß die ersten Baupläne früh geändert wurden. Jetzt boten aber Nord- und Ostflügel genügend Raum für die Beamten der Ordensregierung, und man ging an den Umbau des Westflügels. Charakteristisch für alle Umbauten im Mittelschloß ist die rücksichtslose Entschlossenheit, mit der alle Hindernisse beseitigt werden. Schon die zerstörte Gebietigerwohnung im Ostflügel gibt davon Kunde, steht doch der neue, endgültige Südgiebel dieses Baues vor einem Fenster der ersten Anlage, und die Geschoßteilung wurde ganz verändert. Noch gründlicher waren die Änderungen im Westflügel, den man in der nördlichen Hälfte ganz abbrach. Dort, wo sich der große Remter erheben sollte, wurden beide Außenmauern um mehrere Meter hinausgeschoben und die Flucht der alten Grabenmauer, durch den Nord-Eckturm und jenen fünfachsigen Keller markiert, erkennen wir noch in dem großen Riß, der die Quermauern und Gewölbe dieses Flügels durchzieht. Er ist 1565 schon urkundlich erwähnt, — heute also unschädlich — und entstand zweifellos bald nach dem Bau, da die Westmauer im schlechteren Baugrund des alten Grabens steht, alles andere auf dem festen Sandboden des alten Burghügels. Diese neue Westmauer geht einheitlich zur Nordfront, ein Beweis, daß die inneren Teile der späteren Firmarie technisch als Zubehör des Westflügels zu betrachten sind. Hier sind auch im Keller eng gespannte Kreuzgewölbe von altertümlicher Bauart. Hier, wie in den Tonnengewölben der Remterkeller, spüren wir eine gewisse Ängstlichkeit in der Gewölbeanlage. Im oberen Remterkeller traten uns dann die schweren, aber kühn erdachten und oft bewunderten Sterngewölbe entgegen, und im Remter selbst die künstlerische Vollendung des Baugedankens der Sterngewölbe. Das Remtersystem ist eine Fortsetzung der Kapitelsaalgewölbe, die man in der Zeit bald nach 1309 setzt, es ist aber freier, geistvoller erdacht, als die Gewölbe der 1344 gemachten Schloßkirche. Auch die Detaillierung der Kragsteine des Remters hat nicht die Eleganz der Kapitelsaaldienste, aber es fehlt die Derbheit der inneren Skulpturen in St. Annen (1331 begonnen). Alles Grund genug, die Remtergewölbe der Zeit vor

1330 zuzuschreiben. Auffallend ist es, daß die Gewölbe des Großen Remters nur einen figürlich geschmückten Schlußstein haben und diesen ziert das Siegelbild des Landmeisters, die Flucht nach Ägypten. Sollte Friedrich von Wildenberg der bis 1324 Landmeister war, damals der Bauherr gewesen sein?

So würde die Baugeschichte des Mittelschlosses im 14. Jahrhundert etwa folgendermaßen zu skizzieren sein:

Erstes Jahrzehnt (oder kurz vor 1300): Ringmauer mit 4 Ecktürmen, Tor, und zwei Gebietigerwohnungen, dazu Nebengebäude in einfacherer Bauart.

Zweitens Jahrzehnt: Umbau des Nordflügels, vom Torbau an bis zur Ostmauer, Umbau des Ostflügels.

Drittes Jahrzehnt: Umbau des Westflügels, Großer Remter, auch Ausbau der späteren Firmarie. Die Hochmeisterkapelle, die räumlich ebenfalls ein Teil des Remterbaues ist, bildet durch ihre Formsteine das Bindeglied zum

vierten Jahrzehnt: St. Annen und Aufbau von St. Marien.

Diese Kapelle, südlich vom Großen Remter, ist vielleicht der sicherste Beweis dafür, daß seit Werner von Orseln die Meister im Mittelschloß, Südteil des Westflügels gewohnt haben. Dieser erste Palast stand im wesentlichen auf dem durch die fünf Kreuzgewölbe markierten Unterbau, seine Hofwand wurde in die Flucht der Remtermauer vorgeschoben bis zu der Türanlage, die jetzt wieder im Palastflur freigelegt ist. In dieser Längenausdehnung war vielleicht auch die Westfront vorgeschoben. Mehr läßt sich darüber kaum sagen, da der nächste Umbau hier abermals radikal aufgeräumt hat. Wichtig ist nur die Tatsache, daß der Fußboden dieses ersten Palastes 1,20 m tiefer lag als der des nächsten Umbaues, der jetzt auch gilt. Also der gesamte Querschnitt, der Geschoßaufbau ist verändert.

Nun ein paar Worte über diesen letzten großen Umbau der Ordenszeit, dessen Bedeutung F. von Quast zum erstenmal erkannt und gegen Johannes Voigt erfolgreich verteidigt hat. Quast setzte den Bau, „obschon keine Nachricht darüber vorhanden ist“ in der Amtszeit des Hochmeisters Winrich von Kniprode[5]) von 1351 bis 1382. Steinbrecht setzt den Beginn in die letzten Regierungsjahre, um 1380 etwa, und den Abschluß des Baues in das Jahr 1398. Clasen folgt der Steinbrechtschen Hypothese, die so große Wahrscheinlichkeit besitze, daß man ihr ernsthaft nicht widersprechen könne. Tatsächlich fin-

[5]) N. Pr. Prov. Bl. XI. 1850, Seite 194.

den wir die letzten Nachtragsarbeiten am Treßlergemach noch im Treßlerbuche und im Konventsbuche abgerechnet.

1393[6]) Schuttabfuhr vor des Meisters Gemach, bezahlt Februar 1399 Treßlerbuch S. 18.

1398 Schuttabfuhr aus dem Graben bei des Treßlers Gemach, bezahlt Februar 1399 Konventsbuch S. 7.

1399, im August Pflasterarbeiten vor des Treßlersgemach Konventsbuch S. 8.

1398 „in desim jare unde zomir wart des Tresselers gemach gebuwet

Johannes v. d. Pusilie
ed Voigt S. 117
auch Script rer Pruß.

Entscheidend ist es dabei, daß man sich entschließt, die schon zu Quast's Zeiten bekannte Bemerkung Pusilies auf den Palast zu beziehen. Im Hochschloß trägt kein Bauteil die Stilmerkmale von 1398. Die Silberkammer lag 1400 auf dem „Hause" (= Hochschloß) bei der Treppen, — Treßlerbuch S. 44 —. Der Treßler selbst und seine Schreiber brauchten allmählich aber mehr Raum für ihre Dienstgeschäfte als im Anfange des 14. Jahrhunderts. Auffallend ist ferner die Tatsache, daß 1399 die Schuttabfuhr der Widauer Bauer an zwei Stellen abgerechnet wird, die Abfuhr vor Meisters Gemach bezahlt der Treßler und die vor dem Treßlergemach erscheint in der Konventsrechnung. Hieraus kann man schließen, daß 1399 die Gemächer des Meisters und des Treßlers nahe bei einander lagen. In demselben Jahre 1399 beginnt Peter Maler Meisters Kapelle auszumalen und arbeitet dort mit Unterbrechungen bis 1406. Ferner malt Peter 1404 in Meisters Stübchen. Das Endjahr 1398 für die gebrauchsfähige Fertigstellung der Meister- und Treßlerwohnung steht also urkundlich fest. Das Anfangsjahr ist urkundlich nicht überliefert. Der ganze Abbruch, Umbau und Anbau ließ sich wohl in acht bis zehn Jahren ausführen,[7]) das brächte uns also in die Zeit des Konrad Zöllner von Rotenstein (1382—1390). Der Gedanke, in Winrich den

[6]) In der Urschrift steht tatsächlich 1393, doch ist das offenbar ein Schreibfehler für 1398, da das Anstehenlassen einer Bauschuld durch sechs Jahre sehr unwahrscheinlich ist.

[7]) Der Neubau des Wallotschen Reichstagsgebäudes in Berlin hat zehn Jahre gedauert. Der Umfang ist erheblich größer als der des Marienburger Palastes. Die technischen Hilfsmittel waren 1395 viel primitiver als 1895, aber die Konstruktion des Palastes ist viel einfacher, und Arbeitskräfte hatte man im Überfluß.

Urheber zu vermuten, bleibt einstweilen Sache persönlichen Empfindens.

Es hat etwas Bestechendes, den vielgepriesenen Namen dieses Meisters mit dem Palastbau zu verknüpfen und jedenfalls wäre es ein Zeichen geistiger Elastizität, wenn ein mindestens 70jähriger Mann das Unbehagen eines solchen Wohnungsneubaues auf sich nimmt!

Der ganze Bauentwurf verrät die Hand eines Baumeisters, der keinerlei Schwierigkeiten scheut und jede Möglichket zur Durchführung seiner Ideen kühn benutzt. Auf der Hofseite wird der Bau bis hart an die Auffahrt zum Hochschloß herangeschoben. Auf der Westseite wird tief in den Graben hinein gegründet und der Mühlengraben durch 5,0 m breite Brückengewölbe überdeckt. Im Aufbau ist es bedeutsam, daß er fast durchweg nur eine Fußbodenlage für das Hauptgeschoß wählt, und diese zugleich um 1,20 m über die des älteren Palastes hebt. Dadurch gewinnt er für die Kumpanzimmer im Erdgeschoß eine günstigere Höherentwicklung und die sogenannten Thorwartsräume — jetzt Oberschloßwarts-Wohnung —, 1,50 m unter dem Hofpflaster gelegen, werden überhaupt möglich gemacht. Für diese Lage des Erdgeschoßfußbodens baute er das Tonnengewölbe über jenem ältesten Kreuzgewölbekeller, unbekümmert um den dadurch geschaffenen toten Raum zwischen Keller und Erdgeschoß. Hier also nur die Kunst des Umbaues. Im Westflügel dafür ein Neubau, der sich konstruktiv von unten nach oben hin folgerichtig aufbaut, Wand auf Wand, und mit durchgehenden Fensterachsen. Die drei Untergeschosse sind nahezu identisch gegliedert, das Hauptgeschoß bietet durch das Weglassen von Mauern ganz andere Raumbilder, Festsäle großen Ausmaßes, keine Amtszimmer. Konstruktiv stehen alle diese Geschosse in enger Beziehung, darin ist Clasen beizustimmen, aber die Nutzungsart und die künstlerische Raumform sind oben ganz anders als unten, auch im Westbau, das hat Steinbrecht, der selbst 23 Jahre in diesen Räumen wohnte, zweifellos richtig empfunden. Oben ist nur das Hochmeisterrevier, Wohnung und Festräume enthaltend. Unten hausen der Treßler und sein Gesinde, Meisters Kumpane, Meisters Schreiber, Meisters Kämmerer, der Thorwart an der Brücke u. a.: eine Häufung von Beamten, die auch diesen Räumen ihr besonderes Gepräge gibt. Clasen steht der Steinbrechtschen Annahme, daß Niclaus Fellenstein der Baumeister des Palastes sei, abwartend gegenüber, ohne sie direkt abzulehnen. Zu den von mir früher veröffentlichten Lebensdaten Fellensteins kann ich heute noch eines hinzufügen. Im

Jahre 1392 gewinnt ein Nicolaus Vellenstein das Bürgerrecht in der Rechtstadt Danzig[8]). Bei der Seltenheit des Namens darf man wohl an dieselbe Person denken. 1400 siedelt er nach Marienburg über und wird dort Bürger. Vielleicht ist das Jahresgehalt, das der Hochmeister ihm am 15. Januar 1400 zusichert[9]), eine gewisse Entschädigung für das Aufgeben einer vorteilhaften Position in Danzig. Am Palastbau kann er ebensogut von Danzig aus mitgewirkt haben, wie später am Ragniter Burgbau von Marienburg aus. Eine Entfernung von sieben Meilen von Danzig bis Marienburg war auch damals leicht zu überwinden. Fellensteins künstlerische Handschrift in Bütow und Grebin, und seine angesehene Stellung in Marienburg zwingen uns doch, seinen Namen bei den Palastforschungen nicht unerwähnt zu lassen. Daß gerade in den wichtigen Jahren vor 1398 jede urkundliche Verknüpfung seiner Person mit dem Marienburger Schloßbau bis jetzt fehlt, ist ebenso Tatsache, und Clasens Zurückhaltung ist verständlich. Vielleicht bringen uns die Schätze des Ordensbriefarchives zu Königsberg, oder die des Danziger Stadtarchives noch auf eine neue Spur.

Clasen spricht auch am Schlusse ganz allgemein die Möglichkeit aus, daß Fellenstein in Avignon mitgearbeitet haben könnte, und weist damit auf das wichtigste Ergebnis seiner Arbeit hin, den stilistischen Zusammenhang der Nogatfront mit den französischen Saalbauten. Seite 73 betont er besonders deutlich die Übereinstimmung des avignonesischen Verteidigungssystems mit dem des Hochmeisterpalastes und läßt die Unterschiede in den Formen nicht gelten. Boucicaut, der 1398, im Vollendungsjahre des Marienburger Palastes Avignon belagerte, wird hierbei besonders genannt. Und zweitens meint er, „Übertragungen ohne Vermittelung von Baumeistern können bei derlei technischen Dingen noch leichter stattfinden, als bei bestimmten Gebäudenformen." Es sind das zwei Fragen, deren Beantwortung eine gewisse allgemeine Bedeutung hat. Erstens die Übertragung aus der Fremde überhaupt. Sie hat in den Anfangsjahren der Ordenstätigkeit, im 13. Jahrhundert selbstverständlich stattgefunden und die Vorbilder sind ebenso im Abendlande, bis nach Süditalien hinunter, wie in Syrien zu suchen. Hierüber hat Hermann Ehrenberg in Kürze das Wichtigste zusammengestellt[10]). All-

[8]) Staatsarchiv Danzig 300. 32. Nr. 1 „Liver civitatis Dantzk, de ordine hereditatum etc. fol. 79 v.

[9]) Treßlerbuch, herausg. v. E. Joachim, S. 66.

[10]) Deutsche Malerei und Plastik von 1350—1450. Bonn und Leipzig, 1920.

mählich entwickelt sich aber der Zustand, daß die zuwandernden Baumeister, die neue Konstruktionsgedanken und Zierformen mitbringen, auf einen Stamm einheimischer Meister mit fester Tradition stoßen. So bietet die Baugeschichte Preußens zu jener Zeit Bauwerke von eigenem Stilgepräge und doch überall vielfältige Verknüpfungen mit der Kunst des Südens und Westens, diese Worte in weitester Ausdehnung verstanden. Die Dorfkirche, die Stadtkirche, der städtische Torturm und das Ordenshaus lassen ein jedes für sich diese Doppeleigenschaft erkennen. Die Jünger der Baukunst haben genau so, wie es alle anderen Handwerker taten, jahrelang gewandert. Gewisse Konstruktionselemente, wie Zinnen, Erker, Wurflöcher, Pfeilervorlagen, Blendarkaden u. a. waren Gemeingut der Architekten. Berthold Riehl warnt bei Besprechung ähnlicher Verhältnisse in der Malerei, in solchen Fällen direkte Zusammenhänge zu vermuten und läßt nur einen Zusammenhang allgemeinster Art gelten, Traditionen, die seit alter Zeit weiteste Verbreitung hatten[11]). Der Meister des Marienburger Hochmeisterpalastes kann den Papstpalast in Avignon wohl gesehen haben, notwendig ist es nicht. Dieses Verwenden verschiedenartiger Formen des Wohn- und Wehrbaues kann durch die ritterlichen Kreuzfahrer begünstigt sein, aber dann bekommen wir erst recht eine bunte Musterkarte von Bauformen. Überdies waren mehrere Eigenarten der Palastfront schon früher im Lande bekannt. Die folgerichtige Entwickelung des Obergeschosses aus dem Untergeschoß zeigen auch die Schloßkirche über St. Annen, die acht Nogatfenster des großen Remters, die Nogatseite der Firmarie u. a. m. Verstärkungen durch Strebepfeiler hat die Ostfront des Mittelschlosses (Gastkammern), solche durch große Blendarkaden die Hofseite dieses Flügels. Gußlöcher im vorgekragten Wehrgangsboden hat die unter Dietrich von Altenburg (1335—1341) erbaute Burg Schwetz auf dem Hauptturm. Die Motive waren schon vorhanden, es bedurfte nur des Baumeisters, der aus ihnen etwas Selbständiges schuf. Die Zusammenstellung französischer Palastbauten, die Clasen bietet, ist sehr wertvoll und regt die Forscher dazu an, dieser Fährte weiter nachzuspüren.

Wichtig ist dabei die Beantwortung der Frage, wer denn die Übertragung der Architekturformen vermittelt habe, Laien oder Fachmänner des Bauwesens? Der Verfasser hält die Übertragung durch Kreuzfahrer für das Wahrscheinlichere und verweist da zweimal, S. 13 und S. 73, auf eine bestimmte

[11]) Die Kunst an der Brennerstraße. 2. Aufl., Leipzig, 1908, Seite 218.

Persönlichkeit, den französischen Marschall Jean Boucicaut. Über ihn unterrichtet uns seine noch bei seinen Lebzeiten entstandene Lebensbeschreibung, aus der Theodor Hirsch im II. Bande der Scriptores rerum Prussicarum[12]) Auszüge mitteilt. Jean Boucicaut, 1368 geboren, war bald nach 1383 zweimal in Preußen, also mit 16 bis 17 Jahren. 1391, im Herbst, war er wieder in Preußen und nahm an der großen Reise teil, die Hochmeister Conrad von Wallenrodt leitete. Mit großem Wortschwall beschreibt der französische Chronist den Anteil seines Helden an den Kämpfen und gibt z. B. die gesamte Heeresstärke auf 200 000 Mann an! Etwas glaubwürdiger ist Johannes von der Pusilie, dem zuverlässige Quellen zu Gebote standen. Er nennt den Boucicaut überhaupt nicht, während der Herzog von Langkastel — Heinrich von Derby — namentlich erwähnt wird; er bespricht auch den Totschlag an dem schottischen Herrn Duglas, kannte also die Vorgänge zu Königsberg, die Boucicauts Biograph ausführlich erzählt. Treffend bezeichnet Heinrich von Treitschke den Franzosen Boucicaut als einen der „beiden Donquixotes dieser donquixotischen Zeit." (Preuß. Jahrbücher X. 1862, S. 117.)

Pusilie nennt unter den deutschen Kreuzfahrern dieses Jahres an erster Stelle Friedrich von Meißen[13]) mit der wahrscheinlicher klingenden Zahl von 500 Pferden, dann Namen wie Schwarzburg, Gleichen und Plauen und zuletzt „vil herin von Frankreich und von Engeland". Auf die beiden neuerbauten Häuser im Werder bei Kauen steckte man des Markgrafen von Meißen Banner „ihm zu Ehren". Rinterswerder, wo sich Boucicaut mit dem Hochmeister, nach dem französischen Berichte, bis zur Beendigung des Baues aufhielten, erhielt nach Pusilie Herzog Witowt[13]). Nirgends findet sich eine Andeutung darüber, daß gerade dieser Franzose auf die Ordensritter besonderen Eindruck gemacht hat, während Markgraf Friedrich von Meißen[14]), der sogar ein Jahr jünger als Boucicaut war, besonders geehrt wurde. In jenen Jahren wurden uns die Namen zahlreicher Fürsten als Kreuzfahrer genannt, aus England, Flandern, Holland und aus den eigentlich rheinischen Territorien, aber auch solche aus dem Osten, aus Oesterreich, Meißen usw., so daß Frankreich hier keineswegs mehr als andere Länder mitwirkte.

---

[12]) Leipzig 1863, S. 785.

[13]) Vgl. die politischen Vorgänge in der Darstellung von Krumbholtz „Samaiten und der Deutsche Orden" usw. Königsberg 1890, S. 104.

[14]) Geb. 1369, gest. 1428, seit 6. Januar 1423 erster Kurfürst von Sachsen a. d. H. Wettin.

Freilich entsteht da die andere Frage, ob denn der ritterliche Kreuzfahrer, der Soldat, diesen Einfluß auf die inneren Angelegenheiten des Preußenlandes gewinnen konnte. Hat sich Winrich oder sein Nachfolger Conrad Zöllner von Rotenstein baukünstlerische Anregungen von Boucicaut oder einem anderen Kreuzfahrer erbeten? Der Palastbau erfolgte in einem Zeitalter, in welchem berufsmäßige Baumeister des Laienstandes schon seit langem vorhanden waren. Joseph Neuwirth[15]) nennt sie „technisch geschulte Bauleiter von oft ganz eminenter Begabung." Es war aber schon erwähnt, daß Niclaus Fellenstein von Danzig hergekommen war. Dort verzeichnet das Schoßbuch[16]) der Rechtstadt von 1377—1378 elf Hausbesitzer, die Maurer waren, darunter zwei Meister besonders beachtenswert, Magister Johan, und den Meister Hinrik, den wir mit vollem Namen Hinrik Ungeradin, als Erbauer des Rathauses und langjährigen Baumeister der Marienkirche kennen.[17]) Hier wirkte also nachgewiesenermaßen ein hervorragender Baukünstler, während in der Stadt Marienburg in den Jahren von 1350 bis 1380 wohl keine großen Bauaufträge vorlagen. Aus dem Fehlen der städtischen Archivalien vor 1398 darf man jedenfalls nicht den Schluß ziehen, daß hier Maurer gefehlt hätten. 1399 nennt das Treßlerbuch hier den Stadt-Maurer Claus. In Elbing sind aus dem 14. Jahrhundert zehn Maurer nachweisbar, deren Namen und Daten Arthur Semrau zusammengestellt hat.[18])

Entwurf und Bauleitung des Hochmeisterpalastes erforderte reifes Wissen und sicheres Können. Solche Männer waren zweifellos unter den Baumeistern in Elbing und Danzig vorhanden, und wenn er wirklich ein Meister in seinem Fach ist, braucht er keine künstlerische Anregung von Laien, wie sie Boucicaut und andere Kreuzfahrer waren, er wird sie stets zurückweisen.[19])

In der Bauweise der Marienburg macht sich seit dem Bau des Großen Remters eine Abkehr von einer Forderung des Wehrbaues, nämlich den glatten, steilen, möglichst wenig

---

[15]) Geschichte der Baukunst. II. Die Baukunst des Mittelalters. Leipzig, 1904. S. 222.

[16]) Keyser, Die Bevölkerung Danzigs usw. XV. Pfingstblatt des Hans. Geschichtsvereins, Lübeck, 1924.

[17]) Hirsch, Danzigs Handels- und Gewerbegeschichte. Leipzig, 1858, S. 321.

[18]) Mittlg. der Copp.-Ver. f. Wissenschaft und Kunst zu Thorn. 31. Thorn, 1923, S. 35.

[19]) Die ausschlaggebende Mitwirkung des Bauherrn bei Aufstellung des Bauprogramms ist etwas ganz anderes.

durchbrochenen Hausmauern bemerkbar. Großer Remter und dann der Kapellenchor (vollendet 1344) haben sehr große Fenster, und keinen Schutz durch den vorgelagerten Parcham. Der Remter hat noch glatte Mauern, der Kapellenchor breite Absätze zwischen dem viereckigen Unterbau und dem polygonalen Oberbau. Vermehrtes Lichtbedürfnis und Vertrauen auf den Schutz der äußeren Ringmauern waren wohl die Beweggründe. Im Palastbau kommen sie noch mehr zur Geltung. Der Sommerremter hat mit seinen zehn Fenstern eine im Wohnbau jener Zeit unerhörte Lichtfülle. Haben doch allein die rechteckigen Fensterflächen, ohne die Maßwerke 45 Quadratmeter Fläche, also $^1/_{4,5}$ der Grundfläche. Selbst bei farbiger Verglasung, über deren Umfang an dieser Stelle nur Vermutungen möglich sind, merkt man doch die Absicht überreicher Lichtzufuhr, wie sie auch in den französischen Palästen des 14. Jahrhundetrs noch nicht gebräuchlich war. Gerade der Seite 70 in Abb. 27 dargestellte Papstpalast zu Avignon ist außen nur von wenigen und winzigen Fenstern durchbrochen, der trägt das Gepräge eines Wehrbaues, was auch Clasen auf Seite 56 ausspricht. Den rechteckigen Grundriß, und eine — wenn dieser Vergleich für den Palast überhaupt zutrifft — feste Kastenform zeigt schon das hundert Jahre ältere Hochschloß. Die Eckverstärkung durch dicke Mauerpfeiler findet sich schon im Papau und wäre für die Außenerscheinung nichts anderes als die Ecktürme von Rehden, Mewe, Marienburg (Hochschloß) u. a.

Die bescheidene Ausgestaltung der unteren Fassadenteile, die Steigerung der architektonischen Zier nach oben hin, zeigt uns jedes monumentale Kirchen- oder Profangebäude jener Zeit. Daß man kellerartige Vorratsgelasse nach unten, vornehme Prunkräume nach oben legt, ist Allgemeingut der Baukunst. Der Satz vom „wenig betonten Unterbau", Seite 58, beweist daher nicht viel für die Abhängigkeit von französischen Bauwerken. Der befestigte Wohnturm (Donjon) des Schlosses in Poitiers, mit seinen vier großen, heizbaren Ecktürmen bietet kaum Anlaß zu unmittelbarem Vergleich mit dem Marienburger Palast. Dessen Westfassade reicht allein nicht aus, um das Wesen dieses Bauwerkes zu ergründen. Der Meister des 1398 vollendeten Um- und Erweiterungsbaues schuf von innen heraus: Wohnräume, Flurhallen und Repräsentationsräume wurden im Hauptgeschoß kombiniert, Wohnräume und Amtszimmer in den beiden nächsten Untergeschossen. Dort, wo er neu anbaute, also freie Hand hatte, verließ er vollends die Geschlossenheit der Festungsmauern und ließ eine Fülle von Licht hinein, in der Flurhalle der Hofseite, dem 1565

Kreuzbau genannten Raume, und im Sommerremter nebst dem Seitengang. Die Benennung Sommerremter und Winterremter ist für das Jahr 1468 beglaubigt,[20]) also für eine Zeit, die zweifellos noch die Ausdrucksweise der Ordensbrüder anwandte. Der Unterschied äußert sich nicht nur in den Heizanlagen selbst, sondern auch in der Größe der Fenster, die ja die gefährlichste Abkühlungsfläche darstellen. Dort, wo man auf wirksame Heizung verzichtete — der Kamin ist für diesen Raum keine Heizung — schuf der Architekt diese lichtspendende Fülle von Fenstern und kam so von selbst auf das der Gotik geläufige System von Pfeilern und Fensterflächen. Die Auflösung der Strebepfeiler und das Abfangen der Oberlast durch die Granitpfeiler kommt diesem Lichtbedürfnis entgegen, bringt aber auch eine neue Konstruktion zur Anwendung, die den Gedanken des Fachwerkes in den Steinbau überträgt. Sie ist so kühn, daß sie in alter Zeit kaum Nachahmung gefunden hat,[21]) der Baumeister handhabt sie aber so sicher, daß er gleich drei Abwandelungen ersinnt, die Durchbrechung der westlichen Außenstrebepfeiler, die Auflösung der inneren Pfeiler des Ganges und die freien Pfeiler nach der Hofseite, vor der 1818 ein Pfeiler noch in alter Lage vorgefunden wurde.

Nochmals wendet er das Motiv an, in der Vorhalle des Sommerremters, hier aber nur als Schmuckform, doch ganz anders als die frühe Gotik ihre Kirchenportale mit Wandsäulchen zusammenbaute, viel straffer und kraftvoller. Und damit hängt noch eine Eigenart seines Wesens zusammen: er verschmäht sämtliches Bildwerk pflanzlicher oder tierischer Art, er zeichnet keinen Laubfries, keine Kragsteine mit Menschenköpfen, nicht einmal Maßwerksfriese u. dergl. Darin entfernt er sich weit von dem Schmuckreichtum westlicher Bauten und auch von den Werken seiner Marienburger Vorgänger. Der Pfeilerkopf des Sommerremters, die Gewölbeanfänge des Winterremters sind bezeichnend für ihn. Nur an den Erkerkragungen, in den Fenstern und den Zinnen verwendet er Maßwerk, aber in Formen, die Gemeingut deutscher Steinmetzen waren, auch in der Kombination von halbem und ganzen Vierpaß (vergl. den Lettner zu Oberwesel!). Das Vorbild braucht nicht unbedingt bei Laon gewesen zu sein. Gerade das energische Betonen der tektonischen Gliederung unter Verzicht auf hergebrachtes Ornament zeigt uns die

---

[20]) Thunert, Acten der Ständetage Preußens, königlichen Antheils. S. 89.

[21]) Höchstens am Chor der Bernhardinerkirche zu Kauen, doch sehr unbeholfen.

geistige Selbständigkeit des Künstlers. Schon Ferdinand von Quast empfand das, wenn er S. 192 seines bekannten Aufsatzes von einer Gesamtarchitektur spricht, „welche einen Vergleich mit anderen Bauwerken sehr schwer macht."

Jener Baumeister von 1380—1400 offenbart sich uns als genialer Raumschöpfer, als sicherer, erfindungsreicher Konstrukteur, so daß gewisse Anklänge zwischen seinen und älteren Bauten nicht als unmittelbare Abhängigkeit gedeutet werden dürfen. Das, was wir heute aus Büchern und in vierjährigem Studium lernen, erfuhren die damaligen Gesellen aus dem Munde erfahrener Meister. Die Elemente der Konstruktionen und der Fassadengestaltung wurden ihnen dadurch vertraut. Auf der Wanderung haben sie ihr Wissen bereichert — mehr als wir es tun — und es ist schon möglich, daß der Palastbaumeister auch jenseits der Vogesen gewandert ist, aber das, was er hier baute, zwingt nicht eindeutig zu dieser Annahme.

Erker an den Gebäudeecken, verbunden durch eine Zinnung, sind ein bekanntes Motiv der Wehrbaukunst, das in den Rheinlanden besonders beliebt war; ich nenne hier nur den Turm von Hülchrath; und dann die Kragsteine der Erker des Linzer Rheintores, deren Maßwerksbildungen an die des Marienburger Palastes erinnern.

Preußen nahm in jenen Jahrzehnten tätigen Anteil an der Hansepolitik, sowohl der Orden, wie auch die bedeutenden Städte. Der Handel mit England und Flandern war ein Lebenselement der Hanse und der Orden hatte seine eigene Handelsvertretung in Brügge. Es ging ein starker Kulturstrom von Flandern und Köln über Lübeck nach dem Osten, und was wir an westlicher Kunst hier in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts und im Beginn des folgenden finden, ist diese Straße gezogen. Flandern war nicht Endpunkt, sondern es vermittelte auch die Aufnahme nordfranzösischer Kunst. In diesen Strom staatsmännisch angelegter Handelspolitik wurden auch die niederrheinischen Kreuzfahrer von Cleve, Geldern usw. hineingezogen, aber der Künstler kam doch nicht im Gefolge des Kriegers, sondern des Kaufmanns: dieser ist der Kulturpionier. Es möge in diesem Zusammenhange auf die Ähnlichkeit des Marienkirchturmes in Danzig mit dem Liebfrauen-Kirchturm zu Damme bei Brügge hingewiesen werden.[22]) Auch hier in Damme und Danzig, wie in Marienburg das kraftvolle Auftürmen großer Massen, ohne Zierglieder, wie sie

---

[22]) Lüthgen, Belgische Baudenkmäler, Leipzig, 1915, S. 9, und Hartung u. Hoestermann in der Zeitschrift für Bauwesen, 69. Berlin, 1919, Sp. 588.

z. B. der Glockenturm des Marienburger Schlosses zeigt oder von St. Katharinen in Danzig.

So möchte ich Steinbrechts Verfahren, den Palastbaumeister zum Rheinländer zu machen, doch nicht als abwegig bezeichnen, auch wenn seine Begründung anders ist, als die vorhin entwickelte. Clasens Hinweis auf die Palastarchitektur Frankreichs ist wertvoll, aber man darf die dazwischen liegende Etappe für Kunstwanderungen, das Rheinland nicht übersehen. Läßt man Avignon gelten, dann muß man auch das Rheinland berücksichtigen.

Noch ein anderes, vielbesprochenes Problem erörtert Clasen eingehend, das der Sterngewölbe. Es ist unbedingt richtig, daß die normalen Sterngewölbe, wie sie z. B. St. Jakob zu Thorn zeigt, erst dem 14. Jahrhundert angehören; das mittelste Gewölbejoch des Chores von St. Johann zu Thorn läßt sich für das 13. Jahrhundert nicht gut in Anspruch nehmen und die Kappenbildungen der Chorpolygone, wie z. B. in Lochstedt, sind anders zu bewerten.

Und wenn Clasen S. 80 auf englische Kathedralen hinweist, so ist er zweifellos auf dem richtigen Wege, auf den aber schon 1849 Ferdinand von Quast, a. a. O. S. 120 hingewiesen hat. Die rechteckigen Gewölbefelder, deren Kappen nach der Form eines symmetrischen Sternes aufgestellt sind, stellen nur die letzte Entwicklungsform dar. Technisch handelt es sich um die eine Frage: wie überwölbe ich unregelmäßige Grundrißflächen nach dem System der Kreuzgewölbe? So führt z. B. jedes Polygon (wie in Liebfrauen zu Trier oder St. Elisabeth zu Marburg) zu reicherer Gruppierung der Gewölbekappen. Auch die sechsteiligen Kreuzgewölbe sind hier zu nennen. Verwickelter wird die Aufgabe, wenn in langen Hallen die mittlere Pfeilerstellung nicht der Achsenteilung der Wände entspricht. Ein bekanntes Beispiel ist hierfür das Gewölbe der 1310 begonnenen Briefkapelle zu Lübeck. Ihm ähnt auffallend das nach früherem Befund ergänzte Gewölbe des Marienburger Kapitelsaales,[23]) und diesem ist die Gewölbegliederung im Kapitelsaal des Zisterzienserklosters Maulbronn[24]) — kurz vor 1300 — verwandt.

Hierdurch machten sich die Baumeister frei von dem Zwange, den das normale Kreuzgewölbe auf die Grundrißbildung und die Fenstereinteilung ausübt. Die acht- oder

---

[23]) Steinbrecht im Centralblatt der Bauverwaltung, 1885, Seite 399.

[24]) Mettler in den Württembergischen Vierteljahrsheften für Landesgeschichte N. F. XVIII. 1909, S. 69.

zehnseitigen Kapitelhäuser englischer Kathedralen bieten klar durchgebildete Beispiele für solche Überwölbungen. Und Lübecks Englandhandel,[25]) der schon 1226 beglaubigt ist, macht die Übertragung dieser Gewölbekonstruktion von England auf Lübeck glaubhaft. Clasen hält unter den regulären Sterngewölben das in der Schloßkapelle zu Gollub für das älteste, von 1300—1310, nennt dann das um 1320 erbaute Kapitelsaalgewölbe in Marienburg und zieht von hier aus die Entwicklungslinien. Technisch wird das Gewölbesystem der Briefkapelle das ältere sein. Da aber beide Systeme schon früher und außerhalb Preußens ersonnen sind, mag ihre annähernd gleichzeitige Anwendung in Preußen um 1310 wohl möglich sein. In Marienburg, wo die Zeitfolge klarer erkennbar ist, würde man zwischen den Kapitelsaal und seinen Nachfolger den großen Remter, noch das normale Sterngewölbe des Remterkellers einschalten müssen, also ein Durcheinander der Systeme: dies bewiese, daß beide Wölbarten nahezu gleichzeitig nach Preußen gelangt sind, in jenem Jahrzehnt, das nach dem Einzuge des Hochmeisters, 1309, die ersten großen Umbauten durchführte. Technisch haben beide Systeme eine Eigenschaft gemeinsam: sie legen einen Rippendreistrahl in die große Dreieckskappe, und zwar das Sterngewölbe in die vier Kappen des Kreuzgewölbes, das Kapitelsaalgewölbe in die drei Kappen, die das Grundrißquadrat füllen. Diese zuletzt genannte Gewölbeart ist künstlerisch reizvoller, und auch anpassungsfähiger und trotzdem war sie nur von kürzerer Lebensdauer. Wir finden sie bis über die Mitte des 14. Jahrhunderts hinaus noch in den Seitenschiffen des Domes zu Marienwerder aus konstruktiven Gründen, in der Kirche zu Juditten und in den Seitenschiffen des Königsberegr Domes ohne konstruktiven Zwang. Rein ästhetisches Wohlgefallen mag den Anlaß gegeben haben, die vier Joche einsäuliger quadratischer Remter in dieser Art zu überwölben, so in Lochstedt und in der Großkomturei zu Marienburg. Dieses System ist mehr auf die intime Wirkung kleinerer Räume berechnet, versagt aber, wenn die Grundriß- und Größenabmessungen gesteigert werden, wie im Sommerremter. Clasen weist hier auf den englischen Gewölbebau hin (S. 87) und es ist durchaus möglich, daß der Palastbaumeister diesen gekannt habe. Freilich bietet die von ihm erwähnte Vierung der Kathedrale zu York keine unmittelbare Vergleichsmöglichkeit, denn sie ist stützenlos, erfordert also ein ganz anderes Gewölbe als der Sommerremter mit Mittelstütze. Der

---

[25]) Dietrich Schäfer, Die Hansestädte und König Waldemar von Dänemark. Jena, 1879, S. 62.

Verfasser empfindet das auch, da er S. 89 annimmt, daß kein bestimmtes Vorbild, sondern Rückstände der heimischen Entwickelung hier gewirkt haben. So ist es auch tatsächlich. Den Quergurten von rund 7 Meter Spannweite entsprechen an der vierfensterigen Wand Schildbögen von 3,50 Meter Achsenweite. So ensteht ein ähnliches Programm für die Einwölbung, wie im Kapitelsaal und im großen Remter; die Ausführung zeigt aber eine organische Weiterbildung. Vier Tonnengewölbe, deren Scheitelrippen ein Quadrat von 7 Meter Seitenlänge bilden, umziehen den Pfeiler. Nach innen senken sich die Gewölbeflächen trichterförmig zur Mittelstütze hinab, an den Wänden sind sie von je vier Stichkappen durchbrochen. Die Rippenverteilung ist hier vom Konstruktionsgedanken abhängig, und keineswegs dekorative Zutat, wie in den beiden in Abbildung 39 und 40 mitgeteilten englischen Beispielen. Auch diese Beobachtung ist wichtig zur Charakterisierung des Palastbaumeisters, flache Kreuzgewölbe in den untersten Geschossen, hohe Kreuzgewölbe im Mittelgeschoß und im Gang vor den Remtern, ein[26]) spitzbogiges Tonnengewölbe im Raum über dem Dienergange, bei S des Planes 4, Tafel XVIII, eine flachbogige Tonne über dem Mühlengraben und das organisch gegliederte Kappengewölbe im Sommer- und Winterremter: technische Sicherheit in den einfacheren Räumen, schöpferische Kraft in den beiden Remtern. Als eine gefestigte, aus eigenem Können schaffende Künstlerpersönlichkeit steht der Meister vor vor uns, der den Westbau des Palastes ersonnen und aufbaute. Der Nachweis der Herkunft seiner Stilformen kann uns über seinen künstlerischen Werdegang noch keine erschöpfende Auskunft geben und wir müssen hoffen, daß uns ein glücklicher Urkundenfund noch einmal zu Hilfe kommt.

Nur Meister zweiten oder dritten Ranges behalten ihren Herkunftsstempel, wer darüber hinausgeht, streift ihn ab. Clasens Hinweis auf die westlichen Kulturländer, England und Frankreich, ist aber äußerst wertvoll, er erweitert das Blickfeld der Forscher über das zweifellos sehr wichtige Rheinland hinaus. In sachlicher und behutsamer Kritik knüpft er an ältere Arbeiten an, und auch da, wo der Leser zu etwas anderen Ergebnissen gelangt, bleibt die Darstellung fesselnd. Seine Schlußworte kennzeichnen am besten die Sachlage, wenn er sagt, daß Vermutungen über den Baumeister einstweilen doch Hypothese bleiben müssen, und daß der Menschengeist hier dazu gekommen sei, „seine ganze Kraft zu einem mächtigen Ausdruck zusammenzufassen.“

---

[26]) — nur zum Teil ausgeführtes —

Erich Caspar, Hermann von Salza und die Gründung des Deutschordensstaates in Preußen.
Tübingen (J. C. Mohr) 1924. 107 Seiten. Preis 3 Mark.

In einer scharfsinnigen, stets auf weite Gesichtspunkte eingestellten Untersuchung bietet C. eine Darstellung der theoretischen Grundlagen des Ordensstaates in Preußen und der politischen Persönlichkeit Hermann von Salzas als des Begründers dieses Staates.

Hermann war Mitteldeutscher, ein Sohn des Landes, das sich die Kultivierung und, was damit gleichbedeutend war, die Germanisation der Gebiete zwischen Elbe, Oder und Weichsel vor anderen deutschen Stämmen angelegen sein ließ. Obwohl zu seiner Zeit der Schwerpunkt des Ordens noch im Heiligen Lande lag, hat er seinen Rittern stets auch im europäischen Osten weite Ziele gesetzt. 1209 war er zum Hochmeister gewählt worden. Bereits im Jahre 1211 setzten die Deutschherren sich im ungarischen Burzenlande fest. Ihre Aufgabe war es, das Christentum nach Osten zu tragen; bis in die Walachei gingen Hermanns Pläne. Der König von Ungarn fürchtete, seine Macht würde zu groß werden, darum vertrieb er den Orden 1225. Das Unternehmen im Südosten war gescheitert.

Fast unmittelbar danach begannen die Verhandlungen Hermanns mit Konrad von Masovien, die auf Abtretung des diesem gehörigen Kulmerlandes an den Orden und Freigabe Preußens zur Eroberung und Christianisierung hinausliefen.

Die Verhältnisse des fernen Nordostens hatten Hermann schon beschäftigt, als ihn das bekannte Hilfegesuch Konrads erreichte. 1223 war die über die südlichen Randländer der Ostsee ausgebreitete Macht Dänemarks zusammengebrochen infolge der Gefangennahme König Waldemars durch Graf Heinrich von Schwerin. An den darauf folgenden Verhandlungen zwischen dem Reich und Dänemark war Hermann als einer der ersten Berater Kaiser Friedrichs II. stark beteiligt. Im März 1224 erklärte der Kaiser in einem Manifest, die Völker von Livland, Estland, Samland, Preußen, Semgallen und von den benachbarten Ländern sollten nur der Kirche und dem Reich gehorsam sein gleich andern freien Männern des Reiches. Er habe gehört, diese Völker fürchteten, durch Annahme des

Christentums, für dessen Ausbreitung er zu sorgen habe, ihre Freiheit zu verlieren. Deshalb sichere er ihnen auch weiterhin alle Freiheiten zu, die sie bisher besessen hätten.

Die seltsame Tatsache, daß der kaiserliche Machtanspruch zunächst in dieser Form geltend gemacht wurde, findet ihre volle Erklärung: Kaum waren jene Gebiete in den Gesichtskreis der kaiserlichen Politik getreten, so dehnte sich auch dorthin der Kampf zwischen Kaiser und Papst um die höchste Macht aus, umso mehr, als die Kurie an der Christianisierung namentlich Livlands von jeher hervorragenden Anteil genommen hatte. 1215 hatte sie auch die Christianisierung Preußens in Angriff genommen durch die Weihe des Mönchs Christian zum Missionsbischof. Schon 1218 hatte der Papst geglaubt, dessen große Erfolge preisen zu dürfen; der Herr hätte ihm wunderbares Gelingen gegeben. Allein schon 1219 mußte Christian Preußen einstweilen aufgeben. Der Papst hatte betont, daß die Christianisierung keine Minderung der Freiheit der Neubekehrten zur Folge haben dürfte. So trat seiner Missionspropaganda die kaiserliche an die Seite.

Der Papst blieb die Antwort auf das Kaisermanifest nicht schuldig. Er betonte trotz Christians Mißerfolg von neuem die Wahrung der Freiheit für die Neubekehrten, die nur Christian und der Kirche unterworfen sein sollten.

So war es ein von Kaiser und Papst heiß umstrittenes Land, in das das Hilfegesuch Konrads von Masovien den Orden rief. Hermann, ritterlicher Mönch und kaiserlicher Diplomat zugleich, hielt sich zunächst nur an den Kaiser und ließ sich von diesem im März 1226 das ihm von Konrad versprochene Kulmerland bestätigen und das Recht zur Eroberung Preußens verleihen. Der Hochmeister sollte dort alle einem Reichsfürsten zustehenden Rechte haben und niemand verantwortlich sein. In deutlicher Anspielung auf Christians gescheiterten Missionsversuch sprach der Kaiser die Erwartung aus, der Orden werde von dem Werk nicht abstehen, „wie mehrere andere nach vieler vergeblicher Arbeit, da man dachte, daß sie vorankämen, versagten." Heiden und Christen sollten in gleicher Weise Untertanen des Ordens werden. Im Gegensatz zu seinem Manifest von 1224 sagte der Kaiser jetzt, er habe seinen Sinn auf die Unterdrückung nicht weniger als auf die Bekehrung der Heiden zu richten, seine Gnade gebühre denen, die Gut und Blut an die Unterwerfung und Bekehrung der Heiden setzten.

C. zieht aus diesem Umschwung den Schluß, daß in dieser letzten Bestimmung Hermanns Absicht, einen autonomen Staat

zu begründen, erkennbar wird, daß Hermann in Christian und den päpstlichen Missionsansprüchen die Feinde seines Werkes sah. Mit vollem Recht charakterisiert C. diese Urkunde als Aktionsprogramm Hermanns und nicht als Gründungsprivileg des preußischen Staats. Als ihren eigentlichen Adressaten wird man wohl den Papst ansehen dürfen.

Nicht auf dies Privileg hin begann die Tätigkeit des Ordens im Nordosten. Erst nachdem Hermann sich in langwierigen Verhandlungen mit Herzog Konrad einen festen Rückhalt für die Eroberung Preußens geschaffen hatte, entsandte er einige Jahre später Ritter dorthin.

Etwa gleichzeitig — im Jahre 1231 — einigte Hermann sich mit Bischof Christian dahin, daß dieser auf seine Rechte am Kulmerland zugunsten des Ordens verzichtete und diesem ein Drittel der preußischen Eroberungen unbeschadet seiner bischöflichen Rechte zusagte. Ein Jahr zuvor hatte der Papst das preußische Unternehmen des Ordens genehmigt und die Schenkung des Kulmerlandes mit der Einschränkung bestätigt, „sofern es sich um solches Land der Heiden handelt, in welches der Kult der christlichen Religion noch nicht eingeführt ist." Der Gründung eines geschlossenen autonomen Staatswesens sollte durch diese Bestimmung wohl vorgebeugt werden. Aber war diese Fessel nicht schon gelockert durch den kurz darauf geschlossenen Vergleich des Ordens mit Christian?

Ein glücklicher Zufall führte den Orden bald danach weiter. 1233 wurde Christian von den Preußen gefangen genommen; es scheint, daß man ihn für verschollen hielt. Der Hochmeister nutzte die Gunst der Stunde aus: Nach dem Ausscheiden seines Schützlings aus der preußischen Missionierung mochte es dem Papst sogar willkommen sein, dort die Deutschherren als Missionare wirken zu sehen. 1234 nahm er das Ordensland in das Recht und Eigen des Hl. Petrus und unter den besonderen Schutz des apostolischen Stuhls. Er verlieh dem Orden mit allen Gerechtsamen und Einkünften seinen damaligen Besitz und alle künftigen Eroberungen. Er behielt sich die Anstellung von Bischöfen und Geistlichen, den Bau von Kirchen, die Diözesaneinteilung des Landes vor und legte dem Orden einen Rekognitionszins auf. Die Kreuzfahrer wurden angewiesen, sich nach dem Willen des Ordens zu richten. Von Bischof Christian ist nicht mehr die Rede und auch nicht von einer Beschränkung des Ordens auf den Kampf gegen die Ungläubigen. Vielmehr schließt die Urkunde die Anerkennung des Ordenslandes als eines geschlossenen Staates in sich.

Und doch neigt C. dazu, in der päpstlichen Missionstheorie eine der Ursachen für den unvermeidlichen Zusammenbruch des Ordensstaates zu sehen. Er verweist auf eine Papstbulle von 1253, in der dem Polenherzog gestattet wird, die Unterwerfung der Heiden in Polexien, die sich taufen lassen wollen, anzunehmen; dem stünde nicht entgegen, daß dem Deutschen Orden das ganze Preußenland, soweit er es mit dem Schwert erobern könne, vom apostolischen Stuhl verliehen sei, denn diese Heiden wollten freiwillig und nicht gezwungen, zum Glauben kommen. Konnte der Papst es denn anders fassen? Kampf gegen die Ungläubigen gehörte doch zum Wesen der geistlichen Ritterorden von deren Gründung an; die päpstliche Missionstheorie hatte damit an sich gar nichts zu tun. Saß der Orden in einer völlig christlichen Umwelt, so war einer seiner wesentlichen Zwecke erfüllt.

C. weist auf die Vorwürfe hin, die um die Wende des 13. und 14. Jahrhunderts die Stadt Riga wiederholt gegen den Orden erhob, daß er die Christianisierung Litauens hinderte. Auch die viel umstrittene Frage, ob der Orden 1323 wirklich die Christianisierungspläne König Gedimins von Litauen vereitelt hat, könnte in diesem Zusammenhange angeführt werden. Gesetzt, der Orden hätte diese Vorwürfe wirklich verdient, so hätte er mit einer solchen Politik nur einen Kampf um die Erhaltung seines wesentlichen Lebenszwecks geführt, ohne daß die päpstliche Missionstheorie ihn schädigte. Warum konnten jene Vorwürfe dem Orden nichts anhaben? C. selbst gibt die Antwort darauf: „Noch war der Orden eine politische Macht." Oder an anderer Stelle: „Nicht die Gunst des Kaisers, noch weniger die Gnade des Papstes, sondern das Schwert der Ritter und die politische Kunst der Hochmeister haben den Ordensstaat geschaffen, und seine Stellung in der christlichen Welt und zu deren beiden Zentralgewalten hat sich nach dem historischen Gesetz der Macht entwickelt." Dieses Gesetz hat denn auch infolge des Erschlaffens der deutschen Expansionskraft im Osten und des Erstarkens des Jagiellonenreiches zur Katastrophe des 2. Thorner Friedens geführt. Die letzte Konsequenz aus der ganzen Entwicklung zog Herzog Albrecht, indem er den durch die völlige Christianisierung seines wesentlichen Daseinszwecks beraubten Ordensstaat in einen rein weltlichen Staat verwandelte.

Für die wiederholt behauptete, aber noch nie energisch untersuchte Abhängigkeit der Beamtenorganisation des Ordensstaats von dem sizilischen Beamtenstaat Friedrichs II. bringt C. eine Reihe feiner Bemerkungen. Er weist darauf hin, daß

eine direkte Übernahme sizilischer Institutionen nur durch Hermann von Salza hätte erfolgen können, daß aber zu dessen Lebzeiten der Ordensstaat dafür noch allzu unfertig war. Im 14. Jahrhundert waren die sizilischen Institutionen schon zu sehr Gemeingut geworden, als daß der Orden sich nach diesem Vorbild direkt hätte richten brauchen. Wohl aber finden sich in den vor 1251 erlassenen Gesetzen des Ordens Bestimmungen über die auf ein Jahr beschränkte Amtszeit der Beamten und über ihre Rechnungslegung, die sizilischen Ursprungs sein dürften, Bestimmungen, die den andern Orden fremd geblieben sind. Der verstorbene Archivar Dr. Sielmann hat in einer unvollendet hinterlassenen Arbeit übrigens auf die wesentlichen Unterschiede, die in der Beamtenorganisation Siziliens und Preußens bestehen, hingewiesen.

M. Hein.

Walter Geisler: Die deutsche Stadt, ein Beitrag zur Morphologie der Kulturlandschaft, Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, Band 22. Stuttgart, Verlag Engelhorns Nachfolger 1924.

Die ostdeutsche Landesforschung kann es mit besonderer Freude begrüßen, daß gerade einer ihrer eifrigsten Förderer in geographischer Hinsicht es unternommen hat, die morphologische Systematik der Stadtlandschaft zu entwickeln. Denn diese persönliche Verbindung zwischen Landesforschung und allgemeiner Wissenschaft hat zu dem Ergebnis geführt, daß anders, als es leider immer noch bei vielen Werken, die der Erforschung der deutschen Geschichte und Kultur im ganzen gewidmet sind, der Fall ist, die Verhältnisse Ostdeutschlands und insbesondere Altpreußens gebührend berücksichtigt und in den allgemeinen Zusammenhang mit Erfolg hineingestellt wurden. Es ist hier nicht der Ort, auf die methodische Bedeutung des von Geisler unternommenen Versuches hinzuweisen und darzulegen, welche Grundformen er für die Lage, den Grundriß und den Aufriß der deutschen Städte auf Grund einer umfassenden Einzelarbeit für fast jede Stadt auf deutschem Boden herausgearbeitet hat. Es kann und soll an dieser Stelle nur gezeigt werden, welche wichtigen Gesichtspunkte und Feststellungen ihm für die Erkenntnis des altpreußischen Städtewesens zu verdanken sind.

Um die Bedingtheit der Lage einer Stadt zu verstehen, ist zu beachten, ob an derselben Stelle sich schon in vorgeschichtlicher Zeit eine Siedlung befunden hat oder ob die Stadt aus Bedürfnissen erwachsen ist, die erst später und zwar vielleicht in einem historisch genau zu bestimmenden Zeitpunkte hervorgetreten sind. So ist zwar zuzugeben, daß die Lage weder von Marienburg noch von Danzig auf vorgeschichtliche Siedlungen zurückgeführt werden kann und die dichte Besiedlung der Gegend um Graudenz für das Werden der Stadt gleichgültig war. Andererseits muß bedacht werden, daß die vorgeschichtliche Siedlungsforschung in Altpreußen erst in den Anfängen steckt, so daß vielleicht doch noch hier oder dort sich Zusammenhänge ergeben werden, die heute kaum zu vermuten

sind. Immerhin verdient es Beachtung, daß das Elbing der Ordenszeit mit dem altpreußischen Handelsort Truso sicher in gewisser örtlicher Beziehung steht, und im Falle Danzigs, wenn auch nicht die Stadt, so doch der Burgbezirk Danzig vielleicht bis auf die germanische Zeit zurückzuführen ist.

Für die von Geisler herausgestellten typischen Lageformen finden sich in Altpreußen mehrfache Beispiele: Heilsberg in der Schleifenlage einer Flußschlinge, Angerburg in Endlage an einem Seeufer, Stuhm, Briesen und Riesenburg in Zwischenlage zwischen zwei Seen. Culm, Schwetz, Marienwerder, Mewe, Neuenburg und Dirschau kennzeichnen die Randlage in einem Urstromtal am Abhang der diluvialen Platte, gleichwie Danzig und Elbing, weniger deutlich Thorn und Graudenz, als Beispiele für Städte, die auf Terrassensanden aufgebaut sind, mit Recht angeführt werden. Zoppot verdankt seine landschaftlich bevorzugte Lage dem Umstande, daß es den Winkel zwischen der Küste und dem Steilrande der pommerschen Platte ausfüllt. In Hafflage befinden sich Tolkemit, Frauenburg und Fischhausen.

Historisch noch anregender und lehrreicher als die Systematik der Stadtlagen sind die Darlegungen Geislers über die Typen der Stadtgrundrisse, zumal hierüber hinsichtlich der Ordensstädte, abgesehen von der verdienstvollen, aber heute nicht mehr ausreichenden Arbeit von Bonk[1]) keine neueren Untersuchungen vorliegen. Das Problem, wieweit eine Stadt aus älteren Anlagen hervorgegangen ist, das bereits im Hinblick auf die vorgeschichtliche Siedlung berührt wurde, erhält ganz besondere Bedeutung für die Untersuchung des Stadtgrundrisses, zumal die Stadt ebensogut aus einem Dorf wie aus einem Marktort hervorgegangen sein kann. Entgegen einer bisher weit verbreiteten und auch noch von Geisler geteilten Ansicht muß darauf hingewiesen werden, daß auch im deutschen Osten mit solchen Vorgängern der Stadtanlagen gerechnet werden muß, da neueste Untersuchungen erwiesen haben, daß die Stadt Danzig aus einer Marktsiedlung erwachsen ist[2]) und für Elbing wohl eine ähnliche Entwicklung angenommen werden darf. Dagegen hat Geisler mit Recht betont, daß die zahlreichen Städte in Masuren und Litauen, die, wirtschaftlich betrachtet, teilweise auf Marktanlagen zurückgehen, diese in ihrem Grundriß infolge späterer schematischer Aufteilung des Geländes kaum mehr erkennen lassen.

---

[1]) H. Bonk, Die Städte und Burgen in Altpreußen in ihrer Beziehung zur Bodengestaltung. Königsberg, 1895.

[2]) E. Keyser, Die Entstehung von Danzig. Danzig, 1924.

Doch wird es noch weiterer Untersuchung bedürfen, wieweit die altpreußischen Städte tatsächlich von Anfang an, wie Geisler meint, die Gitterform gehabt haben. Das älteste Danzig dürfte, da es wohl nur zwei Straßen (Langgasse und Jopengasse) mit Verbindungswegen aufwies, die auf dem Markte zusammentrafen, eher der Leiterform zuzuschreiben sein. Im übrigen ist die Gitterform im Ordenslande weit verbreitet. Freystadt, Willenberg und Ortelsburg zeigen zwar nur unvollkommene Ausprägungen dieses Typus. Auch Ragnit, Tapiau und Pillau weisen Abweichungen vom Normalschema auf. Dagegen ist die rechteckige Form der Baublöcke sehr häufig und oft mit einer exzentrischen Marktlage, wie in Schloppe und Märk.-Friedland, verbunden. Straßenmärkte kommen außer andern Orten in Neuteich, Neidenburg, Garnsee, Osterode und besonders in Danzig und Elbing vor. Die Größe der Marktplätze, auch in ganz kleinen Orten, fällt Geisler mit Recht auf; sie findet ihre Erklärung in dem regen Marktverkehr vom umliegenden Lande her, wie noch heute diese kleineren Städte an Markttagen ein ganz anderes Aussehen als sonst erhalten, das überhaupt erst ihr Vorhandensein verständlich macht. Stadtanlagen aus der landesherrlichen Bauperiode kommen im ostpreußischen Litauen mehrfach vor; sie verdienen noch eine eigene Bearbeitung, die sie in den Zusammenhang der sonstigen Stadtplanung jener Zeit hineinstellt. Sonst bietet die Niederstadt in Danzig ein bemerkenswertes Beispiel für den Städtebau im 17. Jahrhundert, das um so anziehender ist, als bei ihrer Anlage italienische Baumeister mitgewirkt haben und verschiedene Bebauungspläne noch erhalten sind.

Eine der wichtigsten Feststellungen des Werkes von Geisler ist der Nachweis, daß der regelmäßige Stadtgrundriß, wie ihn vornehmlich die Gitterform verdeutlicht, gar nicht im Koloniallande, wie zumeist behauptet wird, entstanden ist oder dort allein vorkommt. Im Gegenteil ist „die schachbrettförmige Anlage eine rein deutsche Siedlungsform, die im altgermanischen Lande zwischen Rhein und Elbe zur Ausbildung gekommen ist und die sich von der Anlage der antiken und der modernen römischen Städte klar und deutlich unterscheidet.“ Tatsächlich läßt die beigegebene Karte der Verbreitung der Stadtgrundrißformen im Deutschen Reich erkennen, daß sich die Gitterformen auch in Mittel- und zum Teil sogar in Oberdeutschland mehrfach finden. Doch sind noch besondere Nachprüfungen nötig, wie weit die einzelnen Formen bestimmten Zeitabschnitten oder besonderen Landschaften vorwiegend zuzuschreiben sind.

Sehr wichtig und häufig ganz neuartig sind die Gesichtspunkte, unter denen Geisler den Aufriß der Stadt betrachtet. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß für die Kennzeichnung eines Stadtbildes neben der Gestaltung des Straßennetzes und der Umwehrung auch der Aufriß der öffentlichen Gebäude, die Höhe und Form der Bürgerhäuser bedeutsam sind. Die in dieser Hinsicht von Geisler angefertigten und schon in seiner „Großstadtsiedlung Danzig“[3]) und seiner „Weichsellandschaft“[4]) veröffentlichten Karten von Danzig haben deshalb der Stadtforschung schon viele Anregungen geboten. Jetzt kommen seine Ausführungen über die Form des niederdeutschen Bürgerhauses hinzu, das, wenn auch vielfach etwas umgestaltet, auch in Altpreußen weiteste Verbreitung gefunden hat. Es wäre an der Zeit, auf Grund seiner Ausführungen, gleichwie es für das ost- und westpreußische Bauernhaus von Dethleffen, B. Schmid und kürzlich auch von Kloeppel[5]) geschehen ist, die Form und die Entstehung der Bürgerhäuser in den altpreußischen Städten genauer zu untersuchen. Vielleicht werden dabei auch mitteldeutsche Hausformen festgestellt, deren Vorhandensein von Geisler zwar geleugnet wird, aber doch in den mitteldeutschen Siedlungsgebieten des Landes erwartet werden darf.

Jedenfalls ist der Fortschritt der Erkenntnis über das Wesen der deutschen Städte fortan vorwiegend in der Orts- und Landesforschung zu suchen, nachdem Geisler die allgemeinen Richtlinien, unter denen diese Forschungen zu erfolgen haben, dargelegt hat. Es wäre eine Aufgabe, der sich unsere Historische Kommission in erster Reihe unterziehen sollte, als Vorbereitung für eine erschöpfende Untersuchung über die altpreußischen Städte zunächst einmal Grundrisse und Aufnahmen aller in Betracht kommenden Städte zu sammeln. Die betreffenden Stadtverwaltungen, die der Historischen Kommission zum größten Teil als Mitglieder angehören, werden diese Arbeiten gewiß freudig unterstützen. —

Danzig. Keyser.

---

[3]) W. Geisler, Die Großstadtsiedlung Danzig. Danzig, 1918.

[4]) W. Geisler, Die Weichsellandschaft von Thorn bis Danzig. Braunschweig, 1922.

[5]) O. Kloeppel, Die bäuerliche Haus-, Hof- und Siedlungsanlage im Weichsel-Nogat-Delta in: Bertram, La Baume, Kloeppel, Das Weichsel-Nogat-Delta. Danzig, 1924.

Max Hein. Johann v. Hoverbeck. Ein Diplomatenleben aus der Zeit des Großen Kurfürsten. — Königsberg 1925. Bruno Meyer u. Co. 264 Seiten.

Auf keinem Gebiete wohl ist die altpreußische Geschichtsschreibung so sehr vernachlässigt, wie auf dem der Biographie. Es mangelt den altpreußischen Provinzen nicht nur durchaus an einer allgemeinen Biographie, wie sie andere deutsche Länder schon seit Menschenaltern aufzuweisen haben, sondern auch Einzelwerke über altpreußische Persönlichkeiten erscheinen erschreckend spärlich. Ein vor drei Jahren erschienener Wegweiser durch die ostpreußische Heimatliteratur enthält denn auch überhaupt keinen Abschnitt „Biographie". Umso mehr ist es daher zu begrüßen, daß Max Hein uns in der Darstellung des Diplomatenlebens Johann von Hoverbeck einen gediegenen und wertvollen Beitrag zur altpreußischen Biographie liefert. Johann von Hoverbeck ist zwar kein geborener Ostpreuße, aber er ist schon in verhältnismäßig jungen Jahren im Herzogtum ansässig geworden und hat im Dienste des Hauses Brandenburg ein Arbeitsfeld gefunden, das ihn auf das engste mit Preußen verknüpfte. Er starb im Lande und seine Nachkommen blühen noch heute dort.

Johann von Hoverbeck stammte aus einer evangelischen Familie in Flandern, die 1570 von den Spaniern vertrieben wurde und in Polen Zuflucht suchte. Er wurde 1606 in Alexandrowice bei Krakau geboren, erhielt aber eine ganz deutsche Erziehung. Auf dem Gymnasium zu Danzig vorgebildet, trat er 1624 die große Kavalier-Tour durch die wichtigsten Länder Europas an, tat in Frankreich und den Niederlanden Kriegsdienste und kehrte nach sechsjähriger für seine geistige Ausbildung höchst fruchtbarer Ausbildungszeit nach Polen zurück. Sehr bald darauf (1631) trat er in den Dienst des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg. Er wurde von vornherein in der Hauptsache in den polnischen Angelegenheiten verwandt, von denen damals das Wohl und Wehe Preußens in erster Linie abhing. Dabei ist es geblieben, so lange er lebte. Hoverbeck starb 1682. Er hat also dem Hause Brandenburg über 50 Jahre gedient, und zwar die längste Zeit dieses halben Jahrhunderts als Vertreter des Kurstaates am polnischen Hofe. Es gab in der Tat, so lange er lebte, schließlich niemanden, der besser als er in Warschau sowohl wie im Geheimen Rate zu Berlin die Belange Brandenburgs und Preußens in allen Fragen der Politik, die Polen betrafen, hätte wahrnehmen können. Keiner kannte wie Hoverbeck Personen

und Verhältnisse am Hofe der Könige Wladislaw IV, Johann Kasimir, Michael Wisniowiecki und Johann Sobieski. Kaum einer von den vielen tüchtigen Räten des Kurfürsten Friedrich Wilhelm würde ihn an Eifer und Fleiß, weitschauender Einsicht und unbestechlicher Charakterstärke übertroffen und sich damit für jenen Posten als geeigneter erwiesen haben. Ohne Zweifel gebührt Hoverbeck ein nicht geringes Verdienst an dem Erfolge, den die brandenburgische Politik trotz vieler Enttäuschungen und Rückschläge in den sechs Dezennien von 1630 bis 1690 gegenüber Polen schließlich davongetragen hat.

Hein betont schon in dem Untertitel seines Buches, worauf es in dieser Biographie ankommt: „ein Diplomatenleben". Der Verfasser war ganz auf das Aktenmaterial der Berliner und Königsberger Staatsarchive und auf die Sammlungen des verstorbenen Professors Dr. Arnheim aus dem schwedischen Reichsarchiv in Stockholm angewiesen, ein Material, das zum Teil bereits in den Briefen und Aktenstücken zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm veröffentlicht, zum Teil aber noch ganz unbekannt ist. Anderes biographisches Material stand ihm außer einigen Königsberger Leichenintimationen auf Hoverbeck und seine Familienangehörigen nicht zur Verfügung. Daher erklärt es sich, daß in der Darstellung der Mann Hoverbeck hinter seinem Werk zurücktritt. Das charakterisiert aber auch wieder den Mann: er gehört zu den Persönlichkeiten, die Geschichte machen, oder sagen wir lieber im Hinblick auf jenen ganz Großen, seinen Meister und Herrn, den Kurfürsten Friedrich Wilhelm, Geschichte machen helfen. Die Schilderung seiner diplomatischen Tätigkeit bildet deshalb einen überaus wertvollen Beitrag zur Geschichte Brandenburg-Preußens in seinen Beziehungen zu Polen, ein Beitrag, der um so mehr zu schätzen ist, als durch die westliche Orientierung der preußischen Historiographie gerade dies Gebiet bisher viel zu wenig bearbeitet ist. Man nehme nur einmal eine der bekannteren Darstellungen der Zeit des Großen Kurfürsten zur Hand und überzeuge sich, was sie über diesen Gegenstand zu sagen weiß, man wird finden, daß es herzlich wenig ist. Es ist hier nicht der Ort, das Ergebnis des Heinschen Werkes ausführlich zu schildern, das muß der Lektüre des Buches vorbehalten bleiben, nur auf einen höchst interessanten Punkt sei hier besonders hingewiesen. Als Hoverbeck zuerst als Vertreter Brandenburg-Preußens seine Tätigkeit in Warschau aufnahm, war das Herzogtum Preußen noch eine ständische Adelsrepublik mit einem deutschen Kurfürsten an der Spitze, dessen Machtmittel so gering waren, daß seine Politik völlig passiv nur darauf gerichtet sein konnte, die Zerreibung seiner Territorien zwischen den aktiven Mächten (Kaisertum, Schwe-

den, Polen) hintanzuhalten. Das Ständetum Preußens forderte geradezu zu Eingriffen des polnischen Lehnsherrn in die inneren und äußeren Angelegenheiten des Landes heraus. Das ist denn auch von seiten der polnischen Könige in überreichlichem Maße geschehen. Ganz allmählich erst ist es dem Genie des Großen Kurfürsten gelungen, der Stände Herr zu werden, die allgemeine Tendenz des europäischen Staatensystems zum Absolutismus auch in seinen Landen zur Geltung zu bringen, den konkurrierenden Staaten die Einmischung in die inneren Angelegenheiten unmöglich zu machen und mit dem stehenden Heere die Staatssouveränität zu gewinnen. Die polnische Lehnsherrschaft wurde abgeschüttelt. Umgekehrt aber hat die durch Hoverbeck vertretene brandenburgische Diplomatie in Warschau mit der größesten Umsicht zielbewußt die polnische parlamentarische Verfassung ausgenutzt, nicht nur um momentane politische Erfolge zu erzielen, sondern um bewußt durch Aufrechterhaltung dieser Verfassung Polen dauernd zu schädigen. Selbst Polen konnte sich jener allgemeinen Tendenz zum absoluten Königtum nicht entziehen. Es war notwendig zur Selbstbehauptung des Staates. Johann Sobieski, der ruhmgekrönte Kriegsheld, war dank französischer Hilfe nahe genug daran, die Krone in seinem Hause erblich zu machen und, gestützt auf ein siegreiches Heer, ein absolutes Königtum zu errichten. Hoverbeck hat diese Tendenz mit allen Kräften bekämpft, indem er die widerstrebenden Elemente im Adel Großpolens und Litauens mit Geld und Einfluß unterstützte, zur Bewahrung der „Freiheit", d. h. des Parlamentarismus in seiner verderblichsten Form, ermunterte und bestärkte. Der Parlamentarismus hat Polen ins Verderben geführt, Brandenburg-Preußen ist durch die Monarchie zum Großstaat geworden. Die Anbahnung dieser Entwicklung wird uns in der Arbeit von Max Hein nachdrücklich vor Augen geführt.

Ich möchte diese Besprechung nicht schließen, ohne meiner Freude darüber Ausdruck zu geben, daß diese Biographie in Königsberg einen Verleger gefunden hat, der das Buch in ansprechender Form herausgebracht hat. Hoffentlich wird es ein Erfolg, der den Verlag ermutigt, auch weiter für die heimische Geschichtsforschung mit gleichem Eifer tätig zu sein.

Dr. Krollmann.

Altpreußische Bibliographie

für das Jahr 1924 nebst Nachträgen für 1923, I.

Von Dr. Ernst Wermke.

Übersicht.

---

[1]) Anm.: Die Abteilungen V und VI, sowie ein Register zur Bibliographie, folgen im 4. Heft der „Altpreußischen Forschungen“.

I. Bibliographie, Zeitschriften, Schriften und Berichte wissenschaftlicher Vereine und Gesellschaften.

1. Abhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig. Bd. 1, H. 1. Danzig 1924: Lauter. 8°.
2. Bericht des Westpreußischen Botanisch-Zoologischen Vereins. 45/46. Danzig: Friedländer in Berlin in Komm. 1924. 8°.
3. Blätter für deutsche Vorgeschichte. Zeitschrift d. Danziger Ges. f. dt. Vorgeschichte. Hrsg. Wolfgang La Baume. H. 1. Leipzig: Kabitzsch 1924. 8°.
4. Brien: Bericht über die Sitzungen und die Tätigkeit des Coppernicus-Vereins von Sept. 1922 bis Juli 1924. (Mitteilungen d. Coppernicus-Vereins f. Wiss. u. Kunst zu Thorn. H. 32. 1924. S. 5—8.)
5. Forschungen, Altpreußische. Hrsg. v. d. Histor. Kommission f. ost- u. westpreuß. Landesforschung. H. 1 u. 2. Königsberg: Bruno Meyer u. Co. 1924. 8°.
6. Heimat, Unsere. Organ d. ostdeutschen Heimatdienstes u. d. Heimatvereine in d. alten Prov. Ost- u. Westpreußen, des Danziger Heimatdienstes u. d. Reichsverbandes d. heimattreuen Ost- u. Westpreußen. Jahrg. 6. 1924. Königsberg: Heimatverlag 1924. 4°.
7. Heimat, Unsere ermländische. Beiblatt d. Ermländ. Ztg. 1924. Nr. 1—12. (Braunsberg: Ermländ. Ztg. 1924.) 4°.
8. Heimatblätter des Deutschen Heimatbundes, Danzig. Jahrg. 1924, H. 1—3. Danzig: Kafemann 1924. 8°. [Umschlagt.]
9. Heimatblätter, Rastenburger, für Heimatpflege und Geschichtskunde. Jahrg. 1924. Nr. 1. Rastenburg: Rastenburger Ztg. 1924. 4°.
10. Jahresbericht der Altertumsgesellschaft Insterburg über die Vereinsjahre 1922 und 1923. Insterburg 1924: Ostpr. Tageblatt. 36 S. 8°.
11. La Baume, Wolfgang: Literatur zur Vorgeschichte von Westpreußen 1900—1923. (Mannus Bd. 16. 1924. S. 325—334.)
12. Mitteilungen des Coppernicus-Vereins für Wissenschaft und Kunst zu Thorn. (Hrsg. Arthur Semrau.) H. 32. Thorn 1924: Siede in Elbing. 8°.
13. Mitteilungen des Westpreußischen Geschichtsvereins. Jahrg. 23. 1924. Danzig 1924: Burau. 8°.

14. Monatshefte, Ostdeutsche. Blätter d. Deutschen Heimatbundes Danzig u. d. Deutschen Gesellschaften f. Kunst u. Wiss. in Polen. Hrsg. Carl Lange. Jahrg. 5. 1924. Berlin: Stilke (1924). 8°.
15. Naturwart, Ostdeutscher. Ill. Zeitschrift f. d. ges. Gebiet d. reinen u. angewandten Naturwissenschaften. Hrsg. Dr. Hans Neumann. (Jahrg. 1.) 1924. Breslau: Korn 1924. 4°.
16. Schriften der Königsberger Gelehrten Gesellschaft. Jahrg. 1. Berlin: Deutsche Verlagsges. f. Politik u. Gesch. 1924. 4°.
17. Schriften der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig. N. F. Bd. 16, H. 2. Danzig 1924: Burau. 8°.
18. Schriften der Physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg i. Pr. Bd. 64, H. 1. Königsberg i. Pr.: Gräfe & Unzer 1924. 4°.
19. Sitzungsberichte der Altertumsgesellschaft Prussia. H. 25. Sonderh. z. 200. Geburtstag v. Imm. Kant. 22. April 1924. Königsberg 1924 (: de Gruyter in Berlin). 8°.
20. Truhe, Die. Blätter f. ostdeutsche Geschichte u. Heimatkunde. (Hrsg. G. H. Boettcher. Jahrg. 1. Pillkallen: Morgenroth) 1924. 4°. (Pillkaller Grenz-Zeitung. Beibl.)
21. Wermke, Ernst: Altpreußische Bibliographie für das Jahr 1923. (Altpreuß. Forschungen. H. 1. S. 145—169, H. 2. S. 152—179.)
22. Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands. Bd. 22, H. 1. Der ganzen Folge H. 66. Braunsberg 1924: Ermländ. Ztg. u. Verl.-Druckerei. 8°.
23. Zeitschrift des historischen Vereins für den Regierungsbezirk Marienwerder. Hrsg. E. Wernicke. H. 63. Marienwerder: Selbstverl. 1924. 8°. [Kopft.]

II. Landeskunde.

A. Allgemeines und größere Landesteile.

24. Ambrosius, F.: Unsere Nehrung (in: Memeler Dampfboot. 1924. Nr. 220 ff.).
25. Behrend, Rud.: Als Wanderer und Jäger an den Seen der Tuchler Heide. (in: Naturschutz. Jahrg. 1923. H. 5.)
26. Bertram, H(ugo G. Ph.), W. La Baume und O. Kloeppel: Das Weichsel-Nogat-Delta. Beiträge z.

Gesch. f. landschaftl. Entwicklung, vorgeschichtl. Besiedlung u. bäuerlichen Haus- und Hofanlage. Mit 201 Abb. u. 5 Kart. Danzig: Danziger Verl.-Ges. 1924. 216. S. 4°. (Quellen u. Darst. z. Gesch. Westpreußens. 11.)

27. Braun, Fritz: Bilder von der westpreußischen Weichsel. (Niedersachsen. Jahrg. 29. 1924. S. 243—246.)
28. Braun, Fritz: Ostdeutschland. (Almanach d. Ostdt. Monatsh. a. d. J. 1925. S. 1—5.)
29. Braun, Fritz: Ostdeutschland. (Unsere Heimat. Jahrg. 6. 1924. S. 198.)
30. Braun, Fritz: Ostpreußen. (Unsere Heimat. Jahrg. 6. 1924. S. 11.)
31. Brausewetter, A.: Die Ostmark treu und deutsch. (in: Roseggers Heimgarten. Jahrg. 48. 1924. H. 1a.)
32. Brust, Alfred: Ostpreußische Landschaft. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 36.)
33. Czyborra, Albert: Zwischen Mauersee und Alle. Ein Heimatbuch. Rastenburg: Ahl 1924. III, 70 S. 8°.
34. Damerau, Gerd: Aus meinem masurischen Bilderbuch. (Unsere Heimat. Jahrg. 6. 1924. S. 185—187.)
35. Dittmer, Ernst: Die Dreiländer-Ecke. (Die Truhe. Jahrg. 1. 1924. S. 163—164.)
36. Gobbin, Hans-Heinrich: Die Brückenorte an den Hauptströmen des norddeutschen Flachlandes, eine Untersuchung ihrer verkehrs- und siedlungsgeographischen Lage. Diss. Hannover 1924.
37. Goldstein, Ludwig: Vom Geist und Wesen des Ostpreußen. (Ostdt. Monatshefte. Jahrg. 5. S. 111—119.)
38. Greiser, Wolfgang: Litauen. (Die Truhe. Jahrg. 1. 1924. S. 11—12.)
39. Harich, Walther: Ostpreußen und das Reich. Vortrag. Königsberg 1924: Kbg. Allg. Ztg. 16 S. 8°.
40. Haushofer, Karl: Das Wissen von der Grenze und den Grenzen des deutschen Volkes. (Deutsche Rundschau. Jahrg. 50. 1924. S. 233 ff.)
41. Hecht, Max: Die samländische Steilküste, Ostpreußens Stolz und Schmerzenskind. (in: Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 519, 523, 525, 549.)
42. Jaeger, Fritz: Die deutsch-polnische Grenze. Erörterung über Probleme der Grenzziehung. (Zeitschr. d. Ges. f. Erdk. zu Berlin. Jahrg. 1924. S. 257—280.)
43. Jencio, Fritz: Zur Kunde Masurens. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 160 u. Elbinger Ztg. 1924. Nr. 70. Beil.)

44. Jencio, Fritz: Wo die Schiffe über Berge rollen. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 171.)
45. Jöttkandt, O.: Unsere Arbeit um die Heimat. (Lehrerztg. f. Ost.- u. Westpr. Jahrg. 55. 1924. S. 701 bis 705.)
46. Kaschubowski, Norbert: Eine Eisenbahnfahrt von Danzig nach Marienburg. (Pommereller Landbote. Jahrg. 1. S. 81—83.)
47. Kauffmann, Kurt Heinrich: Die Kurische Nehrung. (in: Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 229.)
48. Küste, An Helas. (Die Truhe. Jahrg. 1. 1924. S. 84—85.)
49. Lieck, Walter: Zur Förderung unserer ostpreußischen Heimatkunde. (Lehrerztg. f. Ost.- u. Westpr. Jahrg. 55. 1924. S. 717.)
50. Lubecensis: Streifzüge in Ostpreußen. 1. Die Niederung. 2. Marienburg. (in: Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 425, 433.)
51. Lüdtke, Franz: Ostmark und Ostmärkertum. (Unsere Heimat. Jahrg. 6. 1924. S. 122—123, 134—135.)
52. Lüdtke, Franz: Vom Sinn der Ostmark. (Unsere Heimat. Jahrg. 6. 1924. S. 278; Ostdt. Monatshefte. Jahrg. 5. S. 551—556; Almanach d. Ostdt. Monatsh. a. d. J. 1925. S. 7—10.)
53. Molo, Walter v.: Der nordische Mensch. (Almanach d. Ostdt. Monatsh. a. d. J. 1925. S. 29—30.)
54. Olinski, H.: Wanderziele in Westpreußen. (Lehrerztg. f. Ost.- u. Westpr. Jahrg. 55. 1924. S. 424—426.)
55. Ostsee-Bäder, Die. Prakt. Reiseführer. 19. Aufl. Berlin: Goldschmidt 1924. 158. S. 8°. (Griebens Reiseführer, Bd. 55.)
56. Posen-Westpreußen, Die Grenzmark. (Ostdt. Heimat- u. Schlochauer Kreiskalender. Jahrg. 18. 1924. S. 13—16.)
57. Posen-Westpreußen, Der Grenzmarkdienst. (Ostdt. Heimat- u. Schlochauer Kreiskalender. Jahrg. 18. 1924. S. 28—30.)
58. Rauschning, Hermann: Vom Wesen des Westpreußen. (Deutscher Heimatbote in Polen. Kalender f. 1925. Jahrg. 4. S. 105—109.)
59. Sach, August: Die Dünen an der Ost- und Nordseeküste. (in: Sach: Die deutsche Heimat. 3. Aufl. Halle 1923. S. 113—118.)

60. Sach, August: Aus den Weichselmarschländern. (in: Sach.: Die deutsche Heimat. 3. Aufl. Halle 1923. S. 124 bis 130.)
61. Schade, Maria: Das singende Litauen. (Unsere Heimat. Jahrg. 6. 1924. S. 71.)
62. Scharein, Edmund: Einiges über die deutschen Ostseebäder. (Ostpr. Woche. Jahrg. 16. 1924. S. 456—457.)
63. Schlicht, Oskar: Die Kurische Nehrung in Wort und Bild. Mit 120 Abb. u. Kart. Königsberg: Gräfe & Unzer 1924. 171 S. 4°.
64. Schmidt, K. Ed.: Die schönsten Seen Masurens. (Ostpr. Woche. Jahrg. 16. 1924. S. 604—605.)
65. Schreiber: Der ostdeutsche Mensch. (in: Memeler Dampfboot. 1924. Nr. 154. Beil.)
66. Siehr, Ernst: Ostpreußens politische und wirtschaftliche Lage. (Wirtschaftl. Nachrichten aus d. Ruhrbezirk. Jahrg. 5. 1924. S. 550—551.)
67. Skowronnek, Fritz: Ostpreußens Hilfsquellen. (Ostpr. Woche. Jahrg. 16. 1924. S. 123—124.)
68. Stanitzke, Carl: Die Tuchler Heide. (Deutscher Heimatbote in Polen. Kalender für 1925. Jahrg. 4. S. 84—98.)
69. Strauß von Waldau, P.: Eine Exkursion nach dem Alk. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 333.)
70. Thiele, Adolf: Nach den geneigten Ebenen. Eine Frühlingswanderung. (Die Truhe. Jahrg. 1. 1924. S. 90—93.)
71. Tornius, Valerian: Das Land der Deutschherren und der Hansa im Osten. Bilder aus d. deutschen und russ. Ostseeprovinzen in Vergangenheit und Gegenwart. Berlin, Wien: Harz [1923]. 112 S. 4°. (Comenius-Bücher. Bd. 2.)
72. Winnig, August: Ostpreußenfahrt. (Unsere Heimat. Jahrg. 6. 1924. S. 46—47.)
73. Worgitzki, Max: Heimat und Heimattreue. (Unsere Heimat. Jahrg. 6. 1924. S. 34—35.)
74. Zweck, Albert: Auf nach Masuren. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 231.)
75. Zweck, Albert: Ein Ausflug nach der Ibenhorster Forst. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 31.)
76. Zweck, Albert: Der Mauersee. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 159.)

---

77. Conteninental=Straßenkarte für Rad= und Kraftfahrer. 1 : 300 000. Kt. 2, 8, 9, 16, 17. Hannover: Continental=Comp. [1924]. 8° [Farbendr.] 2. Tilsit; 8. Königsberg; 9. Insterburg; 16. Graudenz; 17. Johannisburg.
78. Lentschat, O[tto] u. E. Loch: Wanderkarte durch das nordwestliche Samland. 1:50 000. (Königsberg: Hartung [1924]). 46×41,5 cm. 8°.
79. [Meßtischblätter des Freistaates Preußen.] Kgl. Preuß. Landesaufnahme [jetzt:] Reichsamt f. Landesaufnahme. 1:25 000. [Berlin: Amtl. Hauptvertriebsstelle d. Reichsamts f. Landesaufnahme R. Eisenschmidt 1924.]
    105. Neukuhren 1906. Bericht. 1922.
    139. Palmnicken 1906. Bericht. 1922.
    181. Fischhausen 1906. Bericht. 1922
    226. Pillau 1906. Bericht. 1922.
    228. Brandenburg 1906. Bericht. 1922.
    285. Paterswalde 1912. Bericht. 1922.
    340. Georgenau 1913. Bericht. 1922.
80. Ostdeutschland. 1 : 750 000. Mit 24 Nebenkt., Statistik u. Ortsverzeichnis. 2. Aufl. Berlin: Flemming & Wiskott [1924]. 1 Kt., 48 S. 84× 89,5 cm. 8° [Farbendr.] (Flemmings Generalkarten. Nr. 59.)
81. Ravenstein, Hans: Reg.=Bez. Allenstein. Neue Bearb. nach amtl. Kt. 1 : 300 000. Frankfurt a. M.: Ravenstein [1924]. 77×39 cm. 8° [Farbendr.] (Ravensteins Volksausg. v. Spezialkrt. d. Dt. Reichs. Nr. 21a.)
82. Ravenstein, Hans: Reg.=Bez. Gumbinnen. Neue Bearb. nach amtl. Kt. 1 : 300 000. Frankfurt a. M.: Ravenstein [1924]. 50×76 cm. 8° [Farbendr.] (Ravensteins Volks=Ausg. . . . Nr. 29.)
83. Ravenstein, Hans: Reg.=Bez. Königsberg. Neue Bearb. nach amtl. Kt. 1 : 300 000. Frankfurt a. M.: Ravenstein [1924]. 56×79,5 cm. 8° [Farbendr.]. (Ravensteins Volks=Ausg. . . . Nr. 33.)
84. Ravenstein, Hans: Ravensteins Karte d. Prov. Ostpreußen u. d. Freien Stadt Danzig (mit angrenz. Länderteilen). Neue Bearb. 1924. 1 : 300 000. Frankfurt a. M.: Ravenstein [1924]. 107×103 cm. 8° [Farbendr.] (Ravensteins Volks=Ausg. . . . Nr. 10.)
85. Verkehrskarte, Neue, der Provinz Ostpreußen mit östl. Rest v. Westpreußen u. Memelgebiet. (76. Aufl.) 1 : 600 000. Stolp: Eulitz [1924]. 42×48 cm. 8° [Farbendr.] (Eulitz Verkehrskarte. Nr. 2.)

B. Natur.

1. Meteorologie.

86. Kaiser, Franz: Die Danziger leuchtenden Nachtwolken vom 20. u. 21. Juni 1922. (Schriften d. Naturforsch. Ges. in Danzig. N. F. Bd. 16, H. 2. 1924. S. 53—61.)
87. Mey: Der Wetterdienst in Ostpreußen. (in: Georgine. Jahrg. 101. 1924. Nr. 7.)

2. Oro- und Hydrographie.

88. Brandt, A.: Die Weichselmündungen und ihre Umgestaltung in den letzten 100 Jahren. (Deutsche Wasserwirtschaft. Jahrg. 19. 1924. S. 105—112.)
89. Budzinski, Robert: Der Niedersee. (in: Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 311; Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 319; Die Truhe. Jahrg. 1. 1924. S. 161—162.)
90. Deppen, Eugen: Die Nogatregulierung und die Nehrungsbewohner. (in: Elbinger Ztg. 1924. Nr. 90.)
91. Fuchs, H.: Die Versandung Carwaitens. (in: Memeler Dampfboot. 1924. Nr. 163.)
92. Grigat, Chr.: Vom Memelstrom. (in: Tilsiter Ztg. 1924. Nr. 85.)
93. Grigat, Chr.: Ostpreußische und memelländische Moore. (in: Kgb. Hart. Ztg. 1924. Nr. 49.)
94. Grigat, Chr.: Das Memelland und die ostpreußischen Moore. (in: Memeler Dampfboot. 1924. Nr. 40.)
95. Halbfaß, W.: Die Wasserstandsschwankungen der Memel, Weichsel, Oder, Elbe, Weser u. des Rheins in den 12 Jahren 1912—1923. (Geogr. Anzeiger. Jahrg. 25. 1924. S. 73—75.)
96. Jahrbuch für die Gewässerkunde Norddeutschlands. Abflußjahr 1916 und 1917. H. 1. Memel-, Pregel- und Weichselgebiet. H. 6. Küstengebiet d. Ost- u. Nordsee. Berlin 1924. 4°.
97. Jencio, Fritz: Der Drausensee. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 144, 161, 305, 378.)
98. Jencio, Fritz: Vom Drausensee und seiner Geschichte. (Die Truhe. Jahrg. 1. 1924. S. 145—147.)
99. Kakies, Martin: Das Memeler Tief. (in: Memeler Dampfboot. 1924. Nr. 154. Beil.)
100. Lakowitz, [Konrad]: Die Danziger Bucht. 1—5. (in: Danziger Neueste Nachr. 1924. Nr. 42, 55, 61, 72, 81. Beil.)

101. Lehmann, Otto: Seen und Moränenblöcke in Norddeutschland. Ein statist. Beitrag z. deutschen Landeskunde. (Mitteil. d. Geogr. Ges. in Wien. Bd. 67. 1924. S. 38—46.)
102. Lippke: Die Weichsel, ihre Hochwasserschäden und Eisgangsgefahren. (in: Deutsche Rundschau in Polen. 1924. Nr. 100.)
103. Meissner, Otto: Kurze und lange Wasserstandsänderungen der Ostsee. (Die Naturwissenschaften. Jahrg. 12. 1924. S. 933—935.)
104. Petersen, P.: Die Eisverhältnisse an den deutschen Küsten während des Winters 1923/24. (Ann. d. Hydrogr. Jahrg. 52. 1924. S. 213—220.)
105. Schulz, Bruno: Die Durchlüftung der Nord- und Ostsee. (Die Naturwissenschaften. Jhrg. 12. 1924. S. 105 bis 113, 126—133.)

3. Geologie und Mineralogie.

106. Errulat, Fr.: Die erdmagnetische Aufnahme des westlichen Samlandes. Ein Beitrag z. Aufklärung d. Ursachen d. südbaltischen erdmagn. Störungen. (Geol. Archiv. Bd. 2. 1923. S. 219—250.)
107. Kaunhoven, F.: Diluvium und Tertiär bei Neidenburg in Ostpreußen. (Jahrbuch d. Preuß. Geol. Landesanstalt. Bd. 42. 1923. S. 433—439.)
108. Kraus, Ernst: Geologischer Führer durch Ostpreußen. T. 1. Berlin: Bornträger 1924. X, 107 S. 8° (Samml. geolog. Führer. 25.)
109. Kraus, E[rnst]: Die Tektonik des ostpreußischen Quartärs. (Zeitschr. d. Dt. Geol. Ges. Bd. 76. B. S. 165—170.)
110. Krimmel, Ottilie: Von der Tagung der Deutschen Geologischen Gesellschaft in Königsberg und Danzig v. 28. Juli bis 14. Aug. 1924. (Geogr. Anzeiger. Jahrg. 25. 1924. S. 231—235.)
111. Kuhse, Fritz: Die Geologie in der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig. (Schriften d. Naturforsch. Ges. in Danzig. N. F. Bd. 16, H. 2. 1924. S. 62—80.)
112. Nippoldt, A.: Magnetische Aufnahme der Ostsee und Ostseeländer. (Zeitschr. d. Ges. f. Erdk. z. Berlin. Jahrg. 1924. S. 317—321.)
113. Petersen, Georg: Die Schollen der norddeutschen Moränen in ihrer Bedeutung für die diluvialen Krustenbewegungen. Berlin: Borntraeger 1924. IV, 96 S. 8° (Fortschritte d. Geol. u. Paläont. 9.)

114. Riesenfindling, Ein, bei Pr.-Eylau. Beitrag z. ostpreuß. Naturdenkmalschutz. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 261.)
115. Tagung, Die, der Deutschen Geologischen Gesellschaft. (Der Geologe. 1924. S. 718—720.)

4. Bernstein.

116. Bernstein, Der. (in: Münch.-Augsb. Abendztg. 1923. Beil.: Der Sammler. Nr. 89.)
117. Bernstein, Memeler. (Die Truhe. Jahrg. 1. 1924. S. 54.)
118. Bernsteinsuche, Auf der. (Die Truhe. Jahrg. 1. 1924. S. 52.)
119. Bitterling, Willy: Die Bernsteinfunde der deutschen Nordostseeküste. (in: Ortelsburger Ztg. 1924. Nr. 177.)
120. (Conwentz:) Im Bernsteinwalde. (Die Truhe. Jahrg. 1. 1924. S. 55—56.)
121. Greiser, Wolfgang: Bernstein. (Ostdt. Monatshefte. Jhrg. 4. S. 557—561.)
122. Greiser, Wolfgang: Ostdeutscher Bernstein. (Ostpr. Woche. Jahrg. 16. 1924. S. 19—21.)
123. Greiser, Wolfgang: Ostdeutsche Bernsteinkunst. (Die Truhe. Jahrg. 1. 1924. S. 50—51.)
124. La Baume, W[olfgang]: Die Bernstein-Sammlung des Museums für Naturkunde und Vorgeschichte in Danzig. (Danziger Kalender f. 1925. S. 48—49.)
125. La Baume, W[olfgang]: Steinzeitlicher Bernsteinschmuck aus der Gegend von Danzig. (Danziger Kalender f. 1925. S. 50—51.)
126. Mankowski, H.: Bernsteinmonopol und Versteinindustrie. (Die Truhe. Jahrg. 1. 1924. S. 49—50.)
127. Plonait, Kurt: Beiträge zur Kenntnis des Bernsteins und seiner Imitationen. Phil. Diss. Königsberg 1924.
128. Sach, August: Der Bernstein an der preußischen Ostseeküste. (in: Sach: Die deutsche Heimat. 3. Aufl. Halle 1923. S. 119—124.)

5. Pflanzenwelt.

129. Braun, Fritz: Von den Wäldern der Ostmark. (Ostdt. Monatshefte. Jahrg. 5. S. 273—277.)

130. Frase, R[ichard]: Botanische Beobachtungen in der Grenzmark Posen-Westpreußen. (Verhandlungen d. Bot. Ver. d. Prov. Brandenburg. Jahrg. 66. 1924. S. 44 bis 48.)

131. Frase, Richard: Die Schanze am Niedersee bei Pr. Friedland. (Bericht d. Westpr. Bot.-Zool. Ver. 45/46. 1924. S. 16—20.)

132. Fuchs, H.: Aus der Pflanzenwelt der Kurischen Nehrung. (in: Memeler Dampfboot. 1924. Nr. 183.)

133. Kalkreuth: Botanisches von der Frischen Nehrung. (Bericht d. Westpr. Bot.-Zool. Ver. 45/46. 1924. S. 36 bis 38.)

134. Kaufmann, F.: Die in Westpreußen gefundenen Pilze der Familien: Hydnei, Tremellinei und Clavariei. (Bericht d. Westpr. Bot.-Zool. Ver. 45/46. 1924. S. 1—15.)

135. Kluke, Paul: Ostpreußens „Götter"-Eichen. (Unsere Heimat. Jahrg. 6. 1924. S. 247, 263.)

136. Lakowitz, [Konrad]: Eine seltene Flachsseide im Vereinsgebiet. (Bericht d. Westpr. Bot.-Zool. Ver. 45/46. 1924. S. 25.)

137. Lakowitz, [Konrad]: Heimatliches: 1. Ein empfehlenswerter Speisepilz. 2. Der Pfeffermilchling als Gewürzpilz. 3. Hagebutte, Holunderbeere, Berberitzenbeere. (Ber. d. Westpr. Bot.-Zool. Ver. 45/46. 1924. S. 26 bis 28.)

138. Lakowitz, [Konrad]: Wachstumsabweichungen an Pflanzen. (Bericht d. Westpr. Bot.-Zool. Ver. 45/46. 1924. S. 34—35.)

139. Linden, Alte, im Ermland. (in: Unsere erml. Heimat. 1924. Nr. 5.)

140. Steffen, H.: Die Bedeutung der Allensteiner Senke für die Besiedelung Ostpreußens mit pontischen Arten. (Beiträge z. Systematik u. Pflanzengeographie. 1. Dahlem 1924. S. 3—20.) (Repertorium specierum novarum regni vegetabilis. Beih. 26.)

141. Steinecke, F[ritz]: Die Algen des Betula-nana-Moors bei Neu-Linum. (Botan. Archiv. Bd. 5. S. 339 bis 344.)

142. Wangerin, Walther: Beiträge zur Frage der pflanzengeographischen Relikte, unter bes. Berücks. des nordostdeutschen Flachlandes. (Abhandlung d. Naturforsch. Ges. in Danzig. Bd. 1, H. 1. 1924. S. 61—120.)

143. Wangerin, Walther: Beiträge zur Kenntnis der Verbreitung der Gefäßpflanzen im nordostdeutschen Flachlande. (Verhandlungen d. Botan. Ver. d. Prov. Brandenburg. Jahrg. 66. 1924. S. 1—17.)

6. Tierwelt.

144. Bley, Fritz: Vom ostpreußischen Elch. (St. Hubertus. Jahrg. 42. 1924. S. 566—568.)
145. Braun, Fritz: Die Vogelwelt der Danziger Gegend. (Unsere Heimat. Jahrg. 6. 1924. S. 280—282.)
146. Braun, Fritz: Wie veränderte sich in jüngster Zeit die Vogelwelt der Danziger Gegend? (Ostdt. Naturwart. Jahrg. 1924. S. 36—39.)
147. Brust, Alfred: Vogelwanderung. (Die Truhe. Jahrgang 1. 1924. S. 118—119 u. Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 262.)
148. Christoleit, E.: Von der Bartmeise (Panurus biarmicus) in Ostpreußen. (Journal f. Ornithologie. Jahrg. 72. 1924. S. 10—16.)
149. Dämerau, Gerd: Wölfe in Ostpreußen. (Unsere Heimat. Jahrg. 6. 1924. S. 36.)
150. Dobbrick, L[eopold]: Am Gaudensee bei Finckenstein (Westpr.). (Ornitholog. Monatsberichte. Jahrg. 32. 1924. S. 64—65.)
151. Dobbrick, L[eopold]: Die Libellenfauna der Tucheler Heide. (Bericht d. Westpr. Bot.-Zool. Ver. 45/46. 1924. S. 21—24.)
152. Dobbrick, L[eopold]: Verschiebungen im Bestande der Brutpaare von Larus minutus Pall. auf dem Drausensee bei Elbing. (Ornitholog. Monatsberichte. Jahrg. 32. 1924. S. 66—68.)
153. Dobbrick, Waldemar: Bemerkenswerte Feststellungen über das Vorkommen seltenerer und neuer Libellenarten in Westpreußen. (Bericht d. Westpr. Bot.-Zool. Ver. 45/46. 1924. S. 32—33.)
154. Dobbrick, Waldemar: Über das Vorkommen von Anopheles maculipennis Mg. in der Kaschubei. (Bericht d. Westpr. Bot.-Zool. Ver. 45/46. 1924. S. 29—31.)
155. Jankuhn, H.: Vom Heimatsinn unserer Vögel. (Unsere Heimat. Jahrg. 6. 1924. S. 231—232.)
156. Jencio, Fritz: Der Elch. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 286 u. Elbinger Ztg. 1924. Nr. 98. Beil.).
157. Jencio, Fritz: Aus der Heimat des Elchs. (Ostdt. Monatshefte. Jahrg. 5. S. 827—831 u. Elbinger Ztg. 1924. Nr. 168. Beil.)

158. Jencio, Fritz: Wölfe in Masuren. (Unsere Heimat. Jahrg. 6. 1924. S. 282 u. Elbinger Ztg. 1924. Nr. 186. Beil.)
159. La Baume, W[olfgang]: Reste vom Ur aus dem Danziger Ordensschloß. (Danziger Kalender f. 1925. S. 51—52.)
160. Lietz, A.: Die Vogelwelt der Tucheler Heide. (Pommereller Landbote. Jahrg. 1. 1924. S. 38—45.)
161. Lüttschwager, Hans: Ornithologische Beobachtungen am Drausensee bei Elbing. (Ornitholog. Monatsberichte. Jahrg. 32. 1924. S. 10—12.)
162. Olfers-Batocki, E. v.: Wölfe in Preußen. (in: Ostpr. Ztg. 1924. Nr. 229.)
163. Speiser, P.: Vorarbeiten zu einer Dipterenfauna der Provinz Ostpreußen. (Schriften d. Phys.-ökon. Ges. zu Königsberg. Bd. 64, H. 1. S. 7—18.)
164. Steinecke, Fr[itz]: Mikroorganismen der Hochmoore um Kranichbruch. (Beiträge aus d. Tierkunde, M. Braun dargebracht. Königsberg 1924. S. 79—83.)
165. Steinecke, Fr[itz]:: Die Rotatorienfauna von Ostpreußen. (Schriften d. Phys.-ökon. Ges. zu Königsberg. Bd. 64, H. 1. S. 29—52.)
166. Szidat, L[othar]: Beiträge zur Kenntnis ostpreußischer Trematoden. (Beiträge aus der Tierkunde, M. Braun dargebracht. Königsberg 1924. S. 1—6.)
167. Thienemann, J.: Ein Beitrag zu dem Kapitel: Witterung und Vogelzug. (Beiträge aus d. Tierkunde, M. Braun dargebracht. Königsberg 1924. S. 51—66.)
168. Thienemann, J.: Durchrinnen die Elche das Kurische Haff? (in: Wild und Hund. Jahrg. 30. 1924. Nr. 20.)
169. Thienemann, J.: Persönliche Erfahrungen über die Falknerei. (Ostdt. Naturwart. Jahrg. 1924. S. 82 bis 91.)
170. Thienemann, J.: Erlebnisse mit Elchen. (Ostpr. Woche. Jahrg. 16. 1924. S. 499—500.)
171. Thienemann, J.: Etwas über den Krähenfang am Kurischen Haff. (in: Deutsche Jägerztg. Jahrg. 81. 1923. Nr. 25.)
172. Thienemann, J.: 22. Jahresbericht (1922) der Vogelwarte Rossitten der Deutschen Ornitholog. Gesellschaft. (Journal f. Ornithologie. Jahrg. 72. 1924. S. 206—222.)

173. Thienemann, J.: Die Vogelwarte Rossitten. (in: Deutsche Übersee-Ztg. Auslands-Ausgabe d. Hamburger Fremdenblattes. 1923. Nr. 42.)
174. Thienemann, J.: Von der Vogelwarte Rossitten. (St. Hubertus. Jahrg. 42. 1924. S. 574—576.)
175. Tischler, F.: Beiträge zur Kenntnis der ostpreußischen Vogelwelt. (Bericht über d. J. 1921 u. 1922.) (Schriften d. Phys.-ökon. Ges. zu Königsberg. Bd. 64, H. 1. S. 19 bis 28.)
176. Tischler, F.: Girlitz und Hausrotschwanz in Ostpreußen. (Ornitholog. Monatsberichte. Jahrg. 32. 1924. S. 97—99.)
177. Tischler, F.: Hakengimpel und andere Wintervögel in Ostpreußen. (Ornitholog. Monatsberichte. Jahrg. 32. 1924. S. 99—100.)
178. Tischler, F.: Weidenmeise und Zwergfliegenschnäpper in Ostpreußen. (Beiträge aus d. Tierkunde, M. Braun dargebracht. Königsberg 1924. S. 67—78.)
179. Willer, A[lfred]: Biologische Beobachtungen an der kleine Maräne (Coregonus albula L.). (Fischerei-Ztg. Bd. 27. 1924. S. 233—238.)
180. Willer, Alfred: Die kleine Maräne (Coregonus albula L.) in Ostpreußen. (Internat. Revue d. ges. Hydrobiologie u. Hydrographie. Bd. 12. 1924. S. 248—265.)
181. Willer, A[lfred]: Die Verbreitung von Coregonus albula L. und die Frage der Seetypen in Ostpreußen. (Verhandl. d. Internat. Ver. f. theor. u. angew. Limnologie. Bd. 2. 1924. S. 436—443.)

C. Bevölkerung.

1. Ethnographie und Altertümer.

182. Brust, Alfred: Der ostpreußische Mensch. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 60.)
183. Gaerte, Wilhelm: Ein altpreußischer Helm. Nachtrag. (Ztschr. f. histor. Waffen- u. Kostümkunde. N. F. B. 1. Jahrg. 1. S. 137—138.)
184. Greiser, Wolfgang: Ermländisch-masurisches Volkstum. (in: Ermländ. Ztg. 1924. Nr. 222.)
185. La Baume, W[olfgang]: Beiträge zur Vorgeschichte des Danziger Gebietes. (Abhandlungen d. Naturforsch. Ges. in Danzig. Bd. 1. 1924. S. 50—60.)
186. La Baume W[olfgang]: Die germanischen Grabfunde in Langfuhr. (in: Danziger Allg. Ztg. 1924. Nr. 211.)

187. La Baume, W[olfgang]: Steinzeitliche Keramik aus Ostdeutschland. (Ostdt. Monatshefte. Jahrg. 5. S. 82 bis 90.)
188. La Baume, W[olfgang]: Wagendarstellungen auf ostgermanischen Urnen der frühen Eisenzeit und ihre Bedeutung. (Blätter f. dt. Vorgeschichte. H. 1. 1924. S. 5 bis 28.)
189. Mankowski, H.: Bei den Koschnäwjern. (in: Ostpr. Ztg. 1924. Nr. 170 u. Unsere Heimat. Jahrg. 6. 1924. S. 172—173.)
190. Mortensen, Hans: Die völkischen Verhältnisse der Ostseerandgebiete zwischen Weichsel und Finnischem Meerbusen (Geogr. Ztschr. Jahrg. 30. 1924. S. 177—187.)
191. Petersen, Ernst: Die Bronze-Zierscheibe aus Borkendorf, Kr. Dt. Krone. (Blätter f. dt. Vorgeschchite. H. 1. 1924. S. 1—4.)
192. Quade, Willi: Die Volksdichte der Weichselhöhen. Phil. Diss. Greifswald 1923.
193. Schulz, Walter: Die Einreihung der ostdeutschen Gesichtsurnen in die gleichzeitigen Bestattungssitten. (Mannus. Erg. Bd. 3. 1923. S. 43—47.)
194. Volkstum, Ermländisch-masurisches. (in: Ermländ. Ztg. 1924. Nr. 245.)
195. Wittschell, Leo: Die völkischen Verhältnisse in Masuren und dem südlichen Ermland. Phil. Diss. Königsberg 1923.

2. Sprache.

196. Berg: Die Sprache in Marienburg zur Zeit des Deutschen Ordens. (in: Marienburger Ztg. 1924. Nr. 264.)
197. Berg: Veränderungen von Ortsnamen in Westpreußen. (in: Marienburger Ztg. 1924. Nr. 247.)
198. Betcke, Bruno: Die Königsberger Mundart. Sammlung ostpreußisch-königsbergischer Ausdrücke. Königsberg: Gräfe & Unzer 1924. 70 S. 8°.
199. Bink, Karl: Der Sudauische Winkel. Sprachl. Untersuchung auf Grund geschichtl. Quellen. Phil. Diss. Königsberg 1923.
200. Didßuhn, Georg: Aus der Heimatsprache. Märchen, Srichwörter u. mundartl. Redewendungen aus Willuhnen u. Umgebung. (Die Truhe. Jahrg. 1. 1924. S. 79—80, 143, 195.)
201. Gerullis, Georg: Zur Beurteilung des altpreußischen Enchiridions. (Streitberg-Festgabe. Leipzig 1924. S. 96 bis 104.)

202. Gerullis, Georg: Die Herkunft der slavischen Lehnwörter im Preuß.-Litauischen. (Indogerm. Forschungen. Bd. 42. 1924. S. 183—185.)
203. Kluke, Paul: Mundart und Volkstum. (Unsere Heimat. Jahrg. 6. 1924. S. 167—169.)
204. Mankowski, H.: Die Sprachenverhältnisse in der Diözese Culm. (Unsere Heimat. Jahrg. 6. 1924. S. 140.)
205. Mitzka, Walter: Sprachgeschichtliche Streifzüge auf der Danziger Nehrung. (Danzig [1924]: Kafemann). 23 S. 8°.
206. Schmidt, Arno: Unsere heimischen Monatsnamen. (in: Danziger Ztg. 1924. Nr. 347.)
207. Trautmann, R.: Über die sprachliche Stellung der Schalwen. (Streitberg-Festgabe. Leipzig 1924. S. 355 bis 358.)
208. Ziesemer, W[alter]: Von ostpreußischer Art. (in: Georgine. Jahrg. 101. 1924. Nr. 16. Beil.)
209. Ziesemer, Walter: Die ostpreußischen Mundarten. Proben u. Darstellung. Breslau: Hirt 1924. V, 136 S. 8°.
210. Ziesemer, W[alter]: Aus dem älteren Königsberger Plattdeutsch. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 250.)
211. Ziesemer, W[alter]: [Bericht] über den Stand des Preuß. Wörterbuches. (Sitzungsber. d. preuß. Akad. d. Wiss. 1924. S. LXX—LXXI.)
212. Ziesemer, W[alter]: Volkstümliche Wetterkunde in Ostpreußen. (in: Georgine. Jahrg. 101. 1924. Nr. 18. Beilage.)

3. Mythologie, Sage, Sitten und Gebräuche.

213. Baumsagen. (Die Truhe. Jahrg. 1. 1924. S. 64.)
214. Borbstädt, Frida: Vom ostpreußischen Blocksberg. (Die Truhe. Jahrg. 1. 1924. S. 149—150.)
215. Capeller, Carl: Litauische Märchen und Geschichten Berlin: de Gruyter 1924. VIII, 168 S. 8°.
216. Carius, Heinrich: Sagen vom Blocksberg. (Die Truhe. Jahrg. 1. 1924. S. 201—203.)
217. Dembowski, Fr. W.: Von Sitten und Bräuchen im Werdergebiet. (Die Truhe. Jahrg. 1. 1924. Nr. 2—4.)
218. Freitag: Schlopper-Sagen. (Heimatkalender f. d. Kreis Deutsch-Krone. Jahrg. 13. 1925. S. 65.)
219. Gaerte, [Wilhelm]: „Warum bist du gestorben?" Ein Pruzzenbegräbnis im 14. Jahrhundert. (in: Gerdauener Kreiskalender. [Jahrg. 2.] 1925.)

220. Greiser, Wolfgang: Ostpreußischer Blutsglaube. Ein Beitrag zur Heimatkunde. (in: Elbinger Ztg. 1924. Nr. 216. Beil. u. Lehrerztg. f. Ost- u. Westpr. Jahrg. 55. 1924. S. 733—734.)

221. Greiser, Wolfgang: Ein masurisch-ermländisches Kulturbild. (Die Truhe. Jahrg. 1. 1924. S. 17—19.)

222. Hantke, M.: Sagenschatz des Weichsellandes. Paul Behrends Westpreuß. Sagenschatz ausgew. u. neuerz. Danzig: Kafemann 1924. 183 S. 8°.

223. Jencio, Fritz: Masurens Erntegebräuche. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 419 u. Elbinger Ztg. 1924. Nr. 198. Beil.)

224. Jencio, Fritz: Masurens Ostergebräuche. (in: Elbinger Ztg. 1924. Nr. 88.)

225. Jencio, Fritz: Masurens Weihnachtsgebräuche einst und jetzt. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 581; Elbinger Ztg. 1924. Nr. 299; Die Truhe. Jahrg. 1. 1924. S. 221—222.)

226. Kluke, Paul: Volkssagen aus dem Kreise Pr.-Eylau. (Die Truhe. Jahrg. 1. 1924. S. 157—158.)

227. Krüger, Wilhelm: Preußensagen. (Die Truhe. Jahrg. 1. 1924. S. 9—11.)

228. Lange, G.: Sagen vom Willuhner See. (Die Truhe. Jahrg. 1. 1924. S. 81—82.)

229. Lietz, A.: Gottes Mühlen mahlen langsam. Aus d. Sagenschatz der Tucheler Heide. (Pommereller Landbote. Jahrg. 1. S. 34—37.)

230. Mahlau, L[udwig]: Mit dem Teufel getanzt. Nach mündl. Überlieferungen aus d. Drausensee-Niederung. (Danziger Heimatkalender f. 1925. S. 63—64.)

231. Misch, Albert: Eine Sage nach dem Volksmunde aus Pillkallens Vergangenheit. (Die Truhe. Jahrg. 1. 1924. S. 78—79.)

232. Mühlradt, Joh.: Erzählungen aus dem Kreise Berent. (Pommereller Landbote. Jahrg. 1. S. 73—74.)

233. Neumann, Ernst Wilh.: Ostpreußische Sagen. (Die Truhe. Jahrg. 1. 1924. S. 213.)

234. Przyborowski, Marie: Ein Traum am kurischen Ostseestrande. Nach einer alten Sage. (Unsere Heimat. Jahrg. 6. 1924. S. 71—72.)

235. Schade, Maria: Vom Volks- und Aberglauben bei den Litauern. (Unsere Heimat. Jahrg. 6. 1924. S. 123 bis 124.)

236. Schloßberg, Der, bei Grasnitz. Eine Sage aus d. Kreise Osterode. (Unsere Heimat. Jahrg. 6. 1924. S. 219.)
237. Sellke, Johann Reinhold: Festbräuche in Danzig um 1800. (in: Danziger Ztg. 1924. Nr. 323.)
238. Stanitzke, Carl: Heimatmärchen aus Danzig und Pommerellen. Danzig: Kafemann 1924. 101 S. 8°.
239. Stanitzke, Carl: Heimatsagen aus Danzig und Pommerellen. Danzig: Kafemann 1924. 85 S. 8°.
240. Steffen, Hans: Fastnachtsgebräuche in Ost- und Westpreußen. (Unsere Heimat. Jahrg. 6. 1924. S. 23 bis 24, 35—36.)
241. Warum unsere Singvögel um Johanni verstummen. Eine masurische Legende. (Die Truhe. Jahrg. 1. 1924. S. 72.)
242. Witt, Berta: Altpreußische Bockweihe. (Die Truhe. Jahrg. 1. 1924. S. 152.)
243. Witt, Berta: Der preußische Ehrentisch. (Die Truhe. Jahrg. 1. 1924. S. 75.)
244. Witt, Berta: Altpreußische Leichenmahle. (Die Truhe. Jahrg. 1. 1924. S. 119.)

III. Geschichte.

A. Allgemeines; Quellen und Urkunden; Münzen, Siegel und Wappen.

245. Borgstede, Emmy v.: Bilder aus Preußens Vergangenheit. (Die Truhe. Jahrg. 1. 1924. S. 205—206.)
246. Brachvogel, [Eugen]: Zur Geschichte der Bischöfe. (Zeitschr. f. d. Gesch. u. Altertumsk. Ermlands. Bd. 22. S. 151—158.)
247. Brachvogel, [Eugen]: Zur Geschichte des Domkapitels von Ermland. (Zeitschr. f. d. Gesch. u. Altertumsk. Ermlands. Bd.. 22. S. 158—162.)
248. Clasen, [Karl Heinz]: Die Kirchenbefestigung in Preußen. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 127.)
249. Fischer, [Friedrich]: Die Danziger Münzen. (in: Danziger Neueste Nachr. 1924. Nr. 31. Beil.)
250. Freytag, Gustav: Besiedlung des Ostens. Langensalza: Beltz [1924]. 52 S. 8°. (Oostland. 2.) (Aus dt. Schrifttum u. dt. Kultur. Bd. 83.)
251. Goetz, Leop[old] Karl: Deutsch-russische Handelsgeschichte des Mittelalters. Lübeck 1922 [Ausg. 1924]: Waelde. XVI, 572 S. 8°. (Hansische Geschichtsquellen. N. F. Bd. 5.)

252. Herrmann, G[eorg]: Preußens Recht auf die Ostprovinzen. 4. Aufl. Freienwalde: Thilo in Komm. 1924. 12 S. 8°.
253. Kloß, Elisabeth: Münz- und Silberfunde im Danziger Rathause. (Mitteil. d. Westpr. Geschichtsvereins. Jahrgang 23. 1924. S. 11—14.)
254. Lengerken, Hanns v.: Kleiderluxus im alten Ostpreußen. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 303.)
255. Lorentz, F[riedrich]: Westpreußische Kulturbilder aus vergangenen Zeiten. 1—6. 1. Ein Hexenprozeß in Putzig im J. 1600. 2. Die Schwemmung der Hexe von Ceynowa im J. 1836. 3. Ein Anschlag auf d. Starosten v. Putzig im J. 1607. 4. Ein Vorspiel zu d. Eroberung Putzigs durch d. Schweden 1626. 5. Ein Abenteurer d. 17. Jahrhunderts. [Hans Sax aus Putzig]. 6. Eine mystische Persönlichkeit. (in: Zoppoter Ztg. 1924. Nr. 215, 233, 239, 242, 245, 248.)
256. Lüdecke, Winfried: Ostseepolitik. (in: Ill. Ztg. 1924. Nr. 4138.)
257. Reichelt, Erich: Über die Dansker der Ordensburgen. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 268.)
258. Röhrich: Geschichte des Ermlandes. (in: Ermländ. Ztg. 1924. Nr. 230, 236, 242, 248, 254, 259, 265, 271, 276, 282, 287, 293, 299, 303. Beil: Erml. Hausschatz. Nr. 39—52.)
259. Rörig, Fritz: Politisches Können als Grundlage hansischer Größe. (Kultur. Jahrg. 1. 1924. H. 1. S. 7 bis 8, 28.)
260. Sahm, W.: Zum Untergange unserer Ordensschlösser. (in: Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 300.)
261. Schäfer, Dietrich: Die weltgeschichtliche Bedeutung der Ostsee. (Niedersachsen. Jahrg. 29. 1294. S. 289 bis 295.)
262. Schumacher, Bruno: Die Idee der geistlichen Ritterorden im Mittelalter. (Altpreuß. Forschungen. H. 2. 1924. S. 5—24.)
263. Schumacher, Bruno: Vom Wesen und Werden des Deutschen Ritterordens. (in: Danziger Neueste Nachr. 1924. Nr. 153. Beil.)
264. Treitschke, Heinrich v.: Das deutsche Ordensland Preußen. Langensalza: Beltz [1924]. 92 S. 8°. (Oostland. 3/4.) (Aus dt. Schrifttum u. dt. Kultur. Bd. 84 bis 85.)

265. Wandersleben: Der Kampf um die Ostmark. (Burschenschaftl. Blätter. Jahrg. 38. H. 9. S. 79—82.)

B. Vorgeschichte bis 1230.

266. Bertuleit, Hans: Das Religionswesen der alten Preußen mit litauisch-lettischen Parallelen. (Sitzungsber. d. Altertumsges. Prussia. H. 25. S. 9—113.)
267. Gaerte, W[ilhelm]: Die Besiedlung und Kultur Königsbergs und seiner Umgebung in vorgeschichtlicher Zeit. (Altpreuß. Forschungen. H. 1. 1924. S. 97—144.)
268. Gerbert v. Rheims: Gedicht auf das Leiden und den Tod des heil. Adalbert, Bischofes und Märtyrers. — Poggezana. Langensalza: Beltz [1924]. 64 S. 8°. (Oostland 10.) (Aus dt. Schrifttum u. dt. Kultur. Bd. 91.)
269. Heßler: Zur Vorgeschichte der Grenzmark. (Heimatkalender f. d. Kreis Dt.-Krone. Jahrg. 13. 1925. S. 21 bis 27.)
270. Tiska, Hans: Ostpreußen in der römischen Kaiserzeit. (Lehrerztg. f. Ost- u. Westpr. Jahrg. 55. 1924. S. 775 bis 778.)
271. Tiska, Hans: Die Ostpreußen und die Vorgeschichte ihrer Heimatprovinz. (Lehrerztg. f. Ost- u. Westpr. Jahrg. 55. 1924. S. 451—453; Ortelsburger Ztg. 1924. Nr. 147, 153; Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 345.)
272. Waschinski, E.: Die vorgeschichtliche Zeit Pommerellens. (Pommereller Landbote. Jahrg. 1. S. 30 bis 32.)

C. 1230—1525.

273. Bludau, Aug.: Gab es im Ermland eine hussitische Bewegung? (Zeitschr. f. d. Gesch. u. Altertumsk. Ermlands. Bd. 22. S. 39—60.)
274. Caspar, Erich: Hermann von Salza und die Gründung des Deutschordensstaats in Preußen. Tübingen: Mohr 1924. VIII, 107 S. 8°.
275. Fischer, Hermann: Das Quatember- oder Hofgericht zu Königsberg (1506—1525). (Altpreuß. Forschungen. H. 2. 1924. S. 41—69.)
276. Froelich: Wirtschaftliche Verhältnisse in unserer Ordensburg im 15. Jahrhundert. (Jahresber. d. Alter-tums-Ges. Insterburg f. 1922/23. S. 7—14.)

277. Gause, Fritz: Polnische Einwanderung in die Komturei Osterode nach dem zweiten Thorner Frieden (1466). Ein Beitrag zu d. Frage nach d. Herkunft d. Masuren. (Altpreuß. Forschungen. H. 2. 1924. S. 25—40.)

278. Grigat, Chr.: Kommunismus in Ostpreußen vor 400 Jahren. (in: Tilsiter Ztg. 1924. Nr. 20.)

279. Heinrich, A.: Herkus Monte. Langensalza: Beltz [1924]. 64 S. 8°. (Oostland. 6.) (Aus dt. Schrifttum u. dt. Kultur. Bd. 87.)

280. Joachim, Erich: Vom Kulturzustande im Ordenslande Preußen am Vorabende der Reformation. (Altpreuß. Forschungen. H. 1. 1924. S. 1—22.)

281. Kriegs-Pfingsten, Böse, vor 400 Jahren. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 245.)

282. Levy, Alfred: Hospitalswesen im Ordenslande Preußen. (in: Elbinger Ztg.. 1924. Nr. 246. Beil. u. Unsere Heimat. Jahrg. 6. 1924. S. 266—267.)

283. Loehrke, Otto: Wie die Pruzzen a. d. 1261—64 die Veste Bartensteyn gar grausam berannten. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 397.)

284. Lorentz, F[riedrich]: Ein Fehler in einer der Grenzfestsetzungen vom 9. Oktober 1313. (Mitteil. d. Westpr. Geschichtsvereins. Jahrg. 23. 1924. S. 14.)

285. Recke, W.: Zum Prozeß vom Jahre 1320. (Mitteil. d. Westpr. Geschichtsvereins. Jahrg. 22. 1923. H. 3/4, S. 12—13.)

286. Recke, W.: Der Weichseldurchbruch im Jahre 1371. (Mitteil. d. Westpr. Geschichtsvereins. Jahrg. 23. 1924. S. 1—10.)

287. Röhrich: Wie die Litauer im Winter 1353 auf 1354 die Stadt und das Schloß (Alt) Wartenburg aufbrannten. (Ermländ. Hauskalender. Jahrg. 69. S. 43—48.)

288. Roß, W.: Die Postkurse der Ritter des Deutschen Ordens. (Die Truhe. Jahrg. 1. 1924. S. 41—42.)

289. Rünger, Fritz: Herkunft, Rassezugehörigkeit, Züchtung und Haltung der Ritterpferde des Deutschen Ordens. Phil. Diss. Königsberg 1924.

290. Schumacher, Bruno: Ost- und Westpreußen und der Deutsche Orden. (in: Weichselztg. Sonderausg. v. 22. Juni 1924.)

291. Springmann, K.: Polen und der Deutsche Orden zur Zeit des Konstanzer Konzils. Phil. Diss. Freiburg 1923.

292. Steffen, Hans: Arbeitsscheu und ihre Bekämpfung im Deutschordenslande. (in: Altpreuß. Wochenblatt. Jahrg. 1924. Nr. 16.)
293. Walter, J.: Hans von Sagan. Langensalza: Beltz [1924]. 72 S. 8°. (Oostland. 7/8.) (Aus dt. Kultur. Bd. 88—89.)

D. 1525—1618.

294. Hein, Max: Die Hofordnung Herzog Albrechts vom 9. Mai 1564. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 539.)
295. Karl, G. [d. i. G. Springer]: Herzog Albrechts Hofschreiner. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 55.)
296. Wotschke, Theodor: Herzog Albrecht und Graf Andreas Gorka. (Deutsche wiss. Zeitschr. f. Polen. H. 4. 1924. S. 1—26.)

E. 1618 bis jetzt.

297. Arntzen: Das Reserve-Infanterie-Regiment 3 bei Tannenberg. (in: Ostpr. Ztg. 1924. Nr. 295, 303.)
298. Berg: Ostpreußen im Jahre 1807 nach der Schilderung eines Franzosen. (in: Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 271, 273, 344, 347.)
299. Berg: Der Stuhmsdorfer Vertrag zwischen Polen und Schweden im Jahre 1635. (in: Danziger Neueste Nachr. 1924. Nr. 199. Beil.)
300. Böckmann, Herbert v.: Gedanken über die Schlacht bei Tannenberg. (in: Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 369 u. Deutscher Wille. Jahrg. 4. 1924. S. 275—277.)
301. Boelcke, S.: Die Schlacht bei Tannenberg. (in: Elbinger Ztg. 1924. Nr. 204.)
302. Böttger, E.: Der Tugendbund. (in: Der Tag v. 13. 4. 1923.)
303. Brachvogel, [Eugen]: Der Bischof von Ermland im ersten Jahre unter preußischer Staatshoheit, 1772/73. (in: Unsere ermländ. Heimat. 1924. Nr. 4.)
304. (Busse): Die Feste Boyen vom 20. August 1914 bis 7. September 1914, dem Tage des Rückzuges der 8. Armee bis zum Entsatz durch das 17. A. K. (Berlin [1924]: Ritter.) 23 S. 8°.
305. Claer, Bernhard v.: Der Feldzug in Ostpreußen. Kurze Zusammenstellung d. Operationen und Kämpfe auf ostpr. Boden unter bes. Berücksichtigung d. Schlacht v. Tannenberg. (Tannenberg 1914—1924. Kbg. 1924. S. 11—28.)

306. Dickhuth-Harrach: Unser Tannenberg. (in: Daheim. Jahrg. 60. 1924. H. 49.)

307. Division, Die 1., bei Tannenberg. 23. bis 31. August 1914. (Nach d. Bericht eines Mitkämpfers.) (in: Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 369.)

308. Einschließung, Die, der Feste Boyen im August—September 1914. (in: Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 389.)

309. Ette: Erlebtes aus den Tagen von Tannenberg. Episode von Malgaofen. (in: Ostpr. Ztg. 1924. Nr. 199.)

310. Faure: Von Lautern bis Rohmanen. 27.—30. August 1914. Persönl. Erinnerungen. (in: Ortelsburger Ztg. 1924. Nr. 202—204.)

311. François, Hermann v.: Konnte Rennekamp den Zusammenbruch bei Tannenberg verhindern? (in: Elbinger Ztg. 1924. Nr. 204.)

312. François, Hermann, v.: Das Cannae des Weltkrieges. Chicago: Die Neue Zeit 1923. 64 S. 8°.

313. Gädke: Die Schlacht bei Gawaiten—Insterburg vom 19.—20. August 1914. (in: Elbinger Ztg. 1924. Nr. 195.)

314. Gerlach: Die 1. Kavalleriedivision bei Kriegsbeginn. (in: Ostpr. Ztg. 1924. Nr. 248.)

315. Gierke, Julius v.: Die erste Reform des Freiherrn vom Stein. Rede. Halle: Niemeyer 1924. 32 S. 8°. (Hallesche Universitätsreden. 21.)

316. Hein, Max: Leistungen Preußens für den Gesamtstaat im ersten Jahrzehnt des Großen Kurfürsten. (Altpreuß. Forschungen. H. 1. 1924. S. 57—80.)

317. Holstein, Leo: Ostpreußische Erinnerung. Dem Gedenken an Tannenberg. (in: Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 369.)

318. Jahren, Vor zehn. Eine Erinnerung von W. R. (in: Ermländ. Ztg. 1924. Nr. 276.)

319. Kabisch, Ernst: Der Fall Prittwitz. (Kabisch: Streitfragen des Weltkrieges. Stuttgart 1924. S. 65—87.

320. Kißling, Rudolf: Das deutsche Ostheer im Sommerfeldzug 1914. (Militärwiss. u. techn. Mitteil. Jahrg. 55. 1924. S. 385—394.)

321. Klujew: Die Schlacht bei Tannenberg. Der erste russische Bericht. (in: Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 232, 234, 252, 273, 312, 317, 330, 341, 347.)

322. Kluke, Paul: Ostpreußens Notjahre 1844/47. (Unsere Heimat. Jahrg. 6. 1924. S. 183.)

323. Krüger, Otto: Erlebnisse eines Gutsbeamten während des Russeneinfalls 1914. (in: Ostpr. Ztg. 1924. Nr. 223, 226, 228, 229.)

324. Lezius, Martin: Die ersten Kämpfe in Ostpreußen vor 10 Jahren. (in: Daheim. Jahrg. 60. 1924. H. 46.)
325. Möllmann: Die Befreiung Ostpreußens. 7. bis 15. Sept. 1914. (in: Ermländ. Ztg. 1924. Nr. 210 u. Elbinger Ztg. 1924. Nr. 212.)
326. Möllmann: Die Einschließung der Feste Boyen bei Lötzen. August-September 1914. (in: Elbinger Ztg. 1924. Nr. 207.)
327. Möllmann: Die Kämpfe in Ostpreußen im Oktober 1914. (in: Elbinger Ztg. 1924. Nr. 241.)
328. Möllmann: Die masurische Kriegsflotte. (in: Kbg. Hart. Zeitung. 1924. Nr. 399.)
329. Müller-Schönke, Heinrich: Die Tannenberg-Schlacht. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 372, 373.)
330. Nee, Franz: Bilder aus Preußisch-Litauen vor 300 Jahren. (in: Pillkaller Grenz-Ztg. 1924. Nr. 241, 247.)
331. Plehwe, G. v.: Die Tätigkeit unserer ostpreußischen Kavallerie in den Augusttagen 1914. (in: Ostpr. Ztg. 1924. Nr. 204 u. Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 387.)
332. Plehwe, Karl v.: Der Kampf der Garde in Ostpreußen am 9. September 1914. (in: Ostpr. Ztg. 1924. Nr. 209, 211.)
333. Röhrich: Vom umtreibenden Gesindel im alten Ermland. (in: Ermländ. Ztg. 1924. Nr. 37. Beil.)
334. Röhrich: Fürstbischof Grabowski und die preußischen Rekrutenwerbungen. (in: Ermländ. Ztg. 1924. Nr. 67. Beilage.)
335. Röhrich: Handwerksmißbräuche im alten Ermland. (in: Ermländ. Ztg. 1924. Nr. 119. Beil.)
336. Röhrich: Inflation und Aufwertung im alten Fürstbistum Ermland. (in: Ermländ. Ztg. 1924. Nr. 188. Beilage.)
337. Röhrich: Kleine geschichtliche Nachrichten aus dem alten Ermland. (in: Ermländ. Ztg. 1924. Nr. 73, 79. Beilage.)
338. Röhrich: Wie Ermlands Fürstbischöfe Handel und Wandel in ihrem Ländchen zu heben, überhaupt dessen Wohl zu fördern suchten. (in: Unsere ermländ. Heimat. 1924. Nr. 2.)
339. Röhrich: Wie im 18. Jahrhundert dem Handel der ermländischen Städte aufgeholfen wurde. (in: Unsere ermländische Heimat. 1924. Nr. 9, 10.)
340. Rumler, Marie: Die Bestrebungen zur Befreiung der Privatbauern in Preußen, 1797—1806. (Forschungen z. Brandenb. u. Preuß. Geschichte. Bd. 34, S. 265 ff. Bd. 37, S. 31—76.)

341. Russentagen, Aus Ostpreußens. Skizze von E. B. (in: Ermländ. Ztg. 1924. Nr. 194. Beil.)
342. Schäfer, Theobald v.: Die Schlacht an den masurischen Seen. 7.—14. Sept. 1914. (Militär-Wochenblatt Jahrg. 109. 1924. Sp. 241—244.)
343. Schäfer, Theobald v.: Tannenberg. (Militär-Wochenblatt. Jahrg. 109. 1924. Sp. 188—190.)
344. Schlacht, Die, bei Gumbinnen-Gawaiten. 19. und 20. August 1914. (in: Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 361.)
345. Schlacht, Die, an den Masurischen Seen. 7. bis 15. Sept. 1914. (in: Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 405.)
346. Schmettau, v.: Ein Detachement des 20. Armeekorps bei Tannenberg. (in: Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 396.)
347. Stein, Friedrich: Über die Verwaltung der kurbrandenburgischen Kriegsmarine 1675—1692. (M. O. V. Nachrichten aus Luv u. See. Jahrg. 12. 1924. S. 182 bis 187.)
348. Stephani, W. v.: Taktische Grundlehren und Leitfaden für ein Kriegsspiel unter bes. Berücks. d. Generalstabsdienstes nach d. Erfahrungen d. großen Krieges u. m. e. kriegsspielmäßigen Beschreibung der Schlacht von Tannenberg. Berlin. Höltgebaum & Heinicke [1924]. 102 S. 8°.
349. Tannenberg. Ein Gedenkblatt zur 10. Wiederkehr d. Tage d. großen Schlacht v. 26.—31. Aug. 1914. (in: Ermländ. Ztg. 1924. Nr. 199.)
350. Tannenberg 1914—1924. Ein Buch von Ostpreußens Not, deutschem Heldentum und treuem Gedenken. Königsberg: Heimatbund Ostpr. 1924. 28 S., 78 Taf. 8°.
351. Todesritt, Der, von Soldau. (in: Elbinger Ztg. 1924. Nr. 180.)
352. Weitkunat: Aus der Schlacht bei Gumbinnen 1914. (in: Preuß.-Litauische Ztg. 1924. Nr. 194.)
353. Werner: Vom Ruhme von Tannenberg. (in Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 369.)
354. Worgitzki, Max: Ostpreußen vor 10 Jahren. (Unsere Heimat. Jahrg. 6. 1924. S. 181—183.)
355. Zweck, Albert: Eine Erinnerung an die Augusttage 1914. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 333.)
356. Zweck, Albert: Die Schlacht von Gerdauen—Angerburg. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 387.)
357. Zweck, Albert: Die Schlacht bei Tannenberg. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 363.)

IV. Wirtschaftliches und geistiges Leben.

A. Kriegswesen.

358. Euler: Die Reitende Abteilung des 1. Westpreußischen Feldartillerie-Regiments Nr. 35 im Weltkriege 1914—18. Als Ms. gedr. Berlin 1924: Büttner. 48 S. 8°.
359. Festschrift zur Denkmalsenthüllungs-Feier der Fuß-Artillerie zu Königsberg Pr. 3. August 1924. (Königsberg 1924: Kbg. Allg. Ztg.) 8 Bl. 4°.
360. Friedeburg, Friedrich v.: Karpathen- und Dnjester-Schlacht 1915. Korps Bothmer (3. Garde-Inf.-Div., 1. Inf.-Div., 38. Honved-Div.) von Munkacz bis zur Zlota Lipa. Oldenburg: Stalling 1924. 159 S. 8°. (Schlachten d. Weltkrieges. Bd. 9.)
361. Nordmann (Martin): Das 1. Westpreußische Feldartillerie-Regiment Nr. 35 im Weltkriege 1914—18. Als Ms. gedr. T. 1. 2. Berlin-Lichtenberg 1923: „Lindenhof." 8°.
362. Schillmann, Fritz: Grenadier-Regiment König Friedrich Wilhelm I. (2. Ostpr.) Nr. 3 im Weltkriege 1914—1918. Nach amtl. Unterlagen u. Berichten d. Mitkämpfer bearb. Mit e. Geleitw. v. Generallt. a. D. v. Wedel u. d. Geschichte d. Traditionskompagnie v. Major Neyman. Oldenburg, Berlin: Stalling 1924. 335 S. 8°. (Erinnerungsblätter deutscher Regimenter. Truppenteile des ehemal. preuß. Kontingents. Bd. 118.)
363. Schmidt, Arno: Danziger Geschütze. (in: Danziger Neueste Nachr. 1924. Nr. 249. Beil.)
364. Wellmann: Das 1. Reserve-Korps in der letzten Schlacht. Hannover 1924: Edler & Krische. 99 S. 8°

B. Rechtspflege und Verwaltung.

365. Juristen-Zeitung, Danziger. Hrsg. v. Otto Loening, Hermann Lewinsky, Hermann Steinert. Beil. zur Handelsztg. „Der Osten". Jahrg. 3. 1924. Danzig: „Der Osten" (1924). 4°.
366. Kiehl, Johannes: Aus den Erlebnissen eines alten Richters der Kassubei. (Westermanns Monatshefte. Jahrg. 69. Bd. 137. S. 617—621.)
367. Meyer, Ernst: Der Schrei aus den ostpreußischen Kerkern. Die Praktiken d. ostpr. Justiz. Berlin, Königsberg [1924]: Stern-Dr. 8 S. 8°.
368. Rosenberg, Franz Adalbert Frhr. v.: Die völkerrechtliche Stellung der Weichsel nach dem Friedensvertrage von Versailles. Jur. Diss. Königsberg 1924.

369. Schickert, Georg: Ostpreußens Feuersozietäten im Wandel zweier Jahrhunderte. Berlin 1924: Verb. öffentl. Feuervers.-Anst. VIII, 277 S. 8°.
370. Verwaltungsbericht und Haushaltspläne der Provinzialverwaltung Ostpreußen. (1.). 1924. (Königsberg) 1924: Landesdr. 4°.
371. Zweck und Ziel des Verbandes der Preußischen Landgemeinden, Provinzialverband Ostpreußen, im Dienst der Gemeinden zum Schutz der Selbstverwaltung für Volk und Vaterland. (Königsberg 1924: Kbg. Allg. Ztg.) 12 S. 8°.

C. Soziale Verhältnisse und innere Kolonisation.

372. Both, v.: In Memoriam der Ansiedlungskommission für Westpreußen und Posen. (Archiv f. innere Kolonisation. Bd. 16. 1924. S. 1—5.)
373. Funkenberg, Fritz: Die öffentlich-rechtliche Stellung der ehemaligen Deutschen in den an Polen abgetretenen Gebieten. Jur. Diss. Köln 1923.
374. Kötzschke, Rudolf: Über den Ursprung und die geschichtliche Bedeutung der ostdeutschen Siedlung. (Der ostdeutsche Volksboden. Breslau 1924. S. 7—26.)
375. Kunze, Kurt: Die Verpflanzung Leipziger Schulentlassener nach Ostpreußen. (Reichsarbeitsblatt. Jahrg. 1923. S. 379—380.)
376. Laubert, Manfred: Das Heimatrecht der Deutschen in Westpolen. Die Entwicklung des deutschen Anteils an der Bevölkerung und dem Grundbesitz in den an Polen abgetretenen Gebieten. (Bydgoszcz: Dittmann 1924). 35 S. 8°.
377. Marchand, Franz: Deutsche Kolonisation in Ostpreußen und Litauen. (in: Gumbinner Allg. Ztg. 1924. Nr. 117, 122, 128, 134, 139, 145.)
378. Nahde: Die Bedeutung der Siedlung für die Provinz Ostpreußen. (in: Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 579.)
379. Nee, Franz: Scharwerksbauern. (in: Pillkaller Grenz-Ztg. 1924. Nr. 253, 259.)
380. Noack, O.: Deutsche Ansiedlung in Westpreußen und Posen. (Die Gartenlaube. Jahrg. 1923. S. 171 ff.)
381. Röhrich: Die Kolonisation des Ermlandes. (Fortsetzung.) (Ztschr. f. d. Gesch. u. Altertumsk. Ermlands. Bd. 22. S. 1—38.)
382. Röhrich: Wie das Ermland besiedelt wurde. Kulturgeschichtliche Skizze. (in: Ermländ. Ztg. 1924. Nr. 43. Beilage.)

383. Wohlfahrt, Die. Organ d. Hauptwohlfahrtsstelle f. Ostpreußen. Schriftl.: Albert Kahma. Jahrg. 17. 1924. Königsberg: Geschäftsstelle. 4°.
384. Zimmer, Norbert: Das preußische Siedlungswerk in Posen und Westpreußen in den 80er Jahren. (Deutsche Bauernhochschule. Jahrg. 4. 1924. S. 277—281.)
385. 225-Jahr-Jubiläum der Walddörfer Steinwalde, Kühebruch und Sechshuben. Ein Beitrag z. ostpreuß. Siedlungsgeschichte. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 291.)

D. Handel, Verkehr, Gewerbe und Industrie.

386. Batocki, [Adolf] v.: Ostpreußens Wirtschaft vor und nach dem Kriege. (Ztschr. f. Selbstverwaltung. Jahrg. 6. 1923. S. 209—211, 233—238.)
387. Becker: Die Frachtbelastung der ostpreußischen Wirtschaft. (in: Georgine. Jahrg. 101. 1924. Nr. 7.)
388. Beert, Heer: Vom Königsberger Seekanal. (Unsere Heimat. Jahrg. 6. 1924. S. 248—249.)
389. Boeters, [Karl]: Unser internationaler Luftverkehr. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 249. Festblatt.)
390. Fischer: 75 Jahre Oberpostdirektion Königsberg i. Pr. (in: Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 584, 586.)
391. Geschäftskalender für Osteuropa. Hrsg. vom Wirtschaftsinst. f. Rußland u. d. Randstaaten, Königsberg Pr. [2.] 1925. Knigsberg: Dt. Ostmesse (1924). 8°.
392. Gewerbeförderungsanstalt für Ostpreußen in Gumbinnen. (in: Gumbinner Allg. Ztg. 1924. Nr. 18.)
393. Grigat, Chr.: Ostpreußischer Kleinstadt-Jahrmarkt vor 40 Jahren. (Die Truhe. Jahrg. 1. 1924. S. 150 bis 152.)
394. Grundsätze, Allgemeine, der Ostpreußischen Heimstätte zu Königsberg i. Pr. für die Betreuung von Wohnungsbauvorhaben. (Königsberg: Kbg. Allg. Ztg. [1924]). 5 S. 8°.
395. Grunwald, Johannes: Die Getreideausfuhr der Provinz Ostpreußen von 1880 bis 1921. Staatswiss. Diss. Königsberg 1924.
396. Handels-Adreßbuch für die Provinzen Ost- und Westpreußen und das Memelgebiet. (Königsberg 1924: Hartung). Getr. Pag. 8°.
397. Höhn, Otto: Der ostpreußische Holzhandel nach dem Kriege. Staatswiss. Diss. Königsberg 1924.
398. Klima und Wohnungsbau in Ostpreußen. (Ostpreuß. Heim. Jahrg. 5. 1923. Nr. 6/7. S. 5—9.)

399. Kobbert: Bezirksweise Zusammenlegung von Gaswerken. (Ztschr. f. Kommunalwirtschaft. Jahrg. 14. 1924. Sp. 995—1003.)
400. Kraus, Theodor: Die Eisenbahnen in den Grenzgebieten von Mittel- und Osteuropa. Eine verkehrsgeographische Studie. Phil. Diss. Köln 1924.
401. Lange, Carl: Von deutscher Kraft und Arbeit. Der Columbus des Norddeutschen Lloyd [erbaut v. Schichau, Danzig]. (Ostd. Monatshefte. Jahrg. 5. S. 568—574.)
402. Matz: Vom Handwerk in Westpreußen. (in: Marienburger Ztg. 1924. Nr. 292. Beil.)
403. Nord- und Ostseehäfen, Die deutschen, 1923. (in: Schiffahrt-Ztg. v. 26. Jan. 1924.)
404. Osten, Der. Zeitschrift f. d. östl. Wirtschaft. Hrsg. Herm. Steinert. Jhrg. 6. 1924. Danzig: Verl. Der Osten. 4°.
405. Remy: Die Geschichte der Eisenbahnen des Memelgebiets. (in: Memeler Dampfboot. 1924. Nr. 154. Beil.)
406. Schmidt: Der Ausbau des Oberpregels von Insterburg bis Schwägerau. (Die Bautechnik. Jahr. 2. 1924. S. 487—490.)
407. Schmidt, Fr. Ed.: Die masurische Wasserstraße. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 253.)
408. Simon, Fritz: Ostpreußischer Getreidehandel einst und jetzt. (in: Georgine. Jahrg. 101. 1924. Nr. 1.)
409. Simon, Fritz: Ostprußens Handel und Industrie im Verkehr mit dem Reich und als Vermittler der russischen Ausfuhr. (Wirtschaftl. Nachrichten aus d. Ruhrbezirk. Jahrg. 5. 1924. S. 552—553.)
410. Skalka, J.: Eine Wasserstraße Oberschlesien—Danzig mit Abzweigungen nach Warschau und Posen. (Ztschr. d. Oberschl. Berg- u. Hüttenmänn. Vereins. Jahrg. 62. 1923. S. 3—8.)
411. Straatmann, Ewald: Die Lage der Land-Maschinen-Industrie in Ostpreußen. (Ost-Europa-Markt. 1923. Sonder-Nr. Juni. S. 5—7.)
412. Tabakindustrie, von der ostpreußischen. (Ostpr. Woche. Jahrg. 16. 1924. S. 408—409.)
413. Tarifverträge für die Jahre 1922—1924. (Königsberg 1924: Englick.) 90 S. 8°. (Veröffentl. d. Ostpr. Arbeitgeber-Bezirks-Verbandes f. d. Baugewerbe. Nr. 26.)
414. Tarifvertrag der Königsberger Metallindustrie. (Königsberg 1924: Kbg. Allg. Ztg.) 24 S. 8°.

415. Tewaag: Das Wirtschaftsgebiet der Ostsee. (Jahrbuch d. Hafenbautechn. Ges. Bd. 5/6. (1922/23. S. 33—52.)
416. Werner, Hellmut: Der Einfluß der deutschen Zwangswirtschaft auf den Getreidehandel und die Mühlenindustrie bei bes. Berücks. d. Verhältnisse in Ostpreußen. Staatswiss. Diss. Königsberg 1924.
417. Wiegand: Osthandel und Ostmesse. (Wirtschaftliche Nachrichten aus d. Ruhrbezirk. Jahrg. 5. 1924. S. 553 bis 554.)
418. Wiehler: Die Elektrizitätsversorgung Ostpreußens. (Die Truhe. Jahrg. 1. S. 177—179.)
419. Wirtschaftszeitung, Ost- und Westpreußische. Amtl. Halbmonatsschrift d. Industrie- und Handelskammern Allenstein, Braunsberg, Elbing, Insterburg, Königsberg u. Tilsit. Jahrg. 1. 1924. Siegen: Montanusverlag (1924). 4°.
420. Zschucke, O. Th. L.: Handelsgebräuche in der ostdeutschen Binnenschiffahrt. Berlin: Transport-Genossenschaft 1924. 152 S. 8°.

E. Land- und Forstwirtschaft, Fischerei.

421. Aronson, Ernst: Beiträge zur Mykologie des Tilsiter Käses. Phil. Diss. Königsberg 1924.
422. Auwers, v.: Ostpreußen und Landwirtschaftsverband Ostpreußen. (Bauern-Kalender d. Landw. Verb. Ostpreußen. 1925. S. 47—60.)
423. Bauern-Kalender, Der, des Landwirtschafts-Verbandes Ostpreußen. [Jahrg. 1.] 1925. (Königsberg [1924]: Ostpr. Dr. u. Verl.-Anst.) 8°.
424. Becker: Georgine 1824—1924. (in: Georgine. Jahrgang 101. 1924. Nr. 1.)
425. Bender: Warmblutzucht und Reiter-Vereine. (in: Elbinger Ztg. 1924. Nr 149. Beil.)
426. Bericht der Ostpreußischen Generallandschafts-Direktion u. d. Plenar-Kollegiums d. Ostpr. Landschaft an d. ordentl. 61. General-Landtag. Königsberg 1924. Kümmel. XII, 174 S. 4°.
427. Bieler: Zur Hundertjahrfeier des Landgestüts Gudwallen. (in: Georgine. Jahrg. 101. 1924. N. 55.)
428. Böhlke: Das preußische Hauptgestüt Trakehnen. (Dt. Landw. Tierzucht. Jahrg. 28. S. 648—649.)
429. Born, Dietrich: Einiges aus der ostpreußischen Kaltblutzucht. (Dt. Landw. Tierzucht. Jahrg. 28. S. 809 bis 812.)

430. Brebeck: Der Pferdezuchtverband für starkes Warmblut im Freistaat Danzig und seine Stellung zur Hochzucht. (Dt. Landw. Tierzucht. Jahrg. 28. S. 582—583.)
431. Bünsow, Axel: Die Kammergüter und deren praktische Bedeutung für die ostpreußische Landwirtschaft.(in: Georgine. Jahrg. 101. 1924. Nr. 50.)
432. Dahlander: Etwas über Rassen-, Typ-, Einfuhr- und Kreuzungsfragen in der ostpreußischen Schweinezucht. (in: Georgine. Jahrg. 101. 1924. Nr. 70.)
433. Dodillet: Beschreibung der Wirtschaft des Herrn Erich Venohr-Rositten, Kr. Pr.Eylau. (in: Georgine. Jahrg. 101. 1924. Nr. 52.)
434. Entwicklung, Die, der Warmblutzucht in der Grenzmark seit dem 1. April 1923. (Dt. Landw. Tierzucht. Jahrg. 28. S. 667—668.)
435. Ergebnisse ostpreußischer Züchterarbeit. (Ost-Europa-Markt. 1923. Sonder-Nr. Juni, S. 11—15.)
436. Ermert: Die Entwicklung der genossenschaftlichen Meliorationstätigkeit in der Provinz Ostpreußen. (in: Georgine. Jahrg. 101. 1924. Nr. 14.)
437. Fink, R.: Das landwirtschaftliche Vereinswesen vor 100 Jahren. (in: Georgine. Jahrg. 101. 1924. Nr. 1.)
438. Foerster: Allgemeine Betrachtungen über die Schweinezucht in der Provinz Ostpreußen. (in: Georgine, Jahrg. 101. 1924. Nr. 70.)
439. Frobeen, Erhard: Düngungsintensität in Ostpreußen unter dem Einfluß des Krieges untersucht auf 18 Gütern des Samlands. Phil. Diss. Königsberg 1924.
440. Gade, Hans Georg: Die Freie Stadt Danzig und ihre Landwirtschaft. (Dt. Landw. Tierzucht. Jahrg. 28. S. 570—572.)
441. Gade, Hans Georg: Entwicklung und Stand der Landwirtschaft im Gebiet der Freien Stadt Danzig. Danzig: Kafemann 1924. 120 S. 8°. (Danziger Wirtschaft u. Statistik. H. 2.)
442. Goy [Samuel]: Bericht über die Tätigkeit der landwirtschaftlichen Versuchsstation d. Landwirtschafskammer zu Königsberg f. d. Zeit v. 1. Jan. bis 31. Dez. 1923. (in: Georgine. Jahrg. 101. 1924. Nr. 11.)
443. Goy [Samuel]: Der Kalkhunger der ostpreußischen Böden. (in: Georgine. Jahrg. 101. 1924. Nr. 10, 11.)
444. Grunwald: Die Bedeutung d. Landschafes (Skudde) für die ostpreußische Landwirtschaft. (in: Elbinger Ztg. 1924. Nr. 149. Beil.)

445. Hammer, Fritz: Das Hilfswerk der deutschen Landwirtschaft und seine betriebswirtschaftliche Bedeutung für Ostpreußen. Phil. Diss. Königsberg 1923.
446. Hansen, J.: Die Viehzucht in Ostpreußen vor hundert Jahren. (in: Georgine. Jahrg. 101. 1924. Nr. 1.)
447. Hartmann: Beschreibung der bäuerlichen Wirtschaft „Rosenhof". (in: Georgine. Jahrg. 101. 1924. Nr. 63.)
448. Hasselberg, Felix: Förderung der Ziegenzucht Ostdeutschlands. Mit 6 Abb. (Heilsberg Ostpr.): Selbstverl. 1924. 31 S. 8°.
449. Haupt, W.: Die Lehranstalt für Pflanzenbau in Hasenberg im Jahre 1924. (in: Georgine. Jahrg. 101. 1924. Nr. 80.)
450. Heintz, W.: Bericht über d. Tätigkeit d. landwirtschaftl. Versuchsstation u. d. Nahrungsmittel-Untersuchungsamtes d. landwirtschaftl. Zentralvereins Insterburg f. d. Zeit v. 1. April 1922 bis 31. März 1923. (in: Georgine. Jahrg. 101. 1924. Nr. 14.)
451. Hillmann: Entwicklung der Maschinenanwendung in der ostpreußischen Landwirtschaft im letzten Jahrhundert. (in: Georgine. Jahrg. 101. 1924. Nr. 1.)
452. Jencio, Fritz: Der ostpreußische Flachsbau. (in: Elbinger Ztg. 1924. Nr. 218.)
453. Jessat, Paul: Einiges über grundlegende Forderungen, Zahlen, Förderungsmaßnahmen u. Organisationen der ostpreußischen Tierzucht. (Bauern-Kalender d. Landw.-Verb. Ostpreußen. 1925. S. 173—175.)
454. Iffland: Beschreibung der Wirtschaft des Herrn August Rautenberg in Petershagen. (in: Georgine. Jahrg. 101. 1924. Nr. 53.)
455. Kotelmann, W.: Der Obstbau und seine Aussichten in Ostpreußen. (in: Elbinger Ztg. 1924. Nr. 149. Beil.)
456. Krickhan, Richard: Beschreibung der Wirtschaft des Herrn Ferdinand Preuß, Kurzebrack, Kr. Marienwerder. (in: Georgine. Jahrg. 101. 1924. Nr. 59.)
457. Kronacher, C.: Einiges aus der ostpreuß. Pferdezucht. (in: Georgine. Jahrg. 101. 1924. Nr. 6. 7.)
458. Kronacher, C.: Fragen der ostpreußischen Kaltblutzucht. (in: Georgine. Jahrg. 101. 1924. Nr. 29—31.)
459. Kuhn: Die Entwicklung der Landwirtschaft im Bezirk der Kreise Elbing, Pr.-Holland und Mohrungen. (in: Elbinger Ztg. 1924. Nr. 149. Beil.)
460. Kuhn: Die Lehrwirtschaft der Landwirtschaftlichen Schule Pr.-Holland. (in: Elbinger Ztg. 1924. Nr. 197. Beilage.)

461. Kuhn: Welche Sommersaaten kommen für die Elbinger Gegend zum Anbau in Frage? (in: Elbinger Ztg. 1924. Nr. 63. Beil.)
462. Kummer, Udo v. Die Entwicklung der ostpreußischen Warmblutzucht nach dem Kriege und ihre heutige wirtschaftliche Bedeutung. Phil. Dss. Königsberg 1924.
463. Landschafts-Ordnung, Ostpreußische, vom 7. Dezember 1891 mit den seitdem ergangenen Nachträgen. Hrsg. v. d. Ostpr. General-Landschafts-Direktion. Ausg. v. 1924. Königsberg (1924): Kümmel. VIII, 178 S. 4°.
464. Leweck: Der landwirtschaftliche Realkredit 1824 bis 1924. Verschuldung und Entschuldung. (in: Georgine. Jahrg. 101. 1924. Nr. 1.)
465. Maaß, Otto: Die Versorgung ostpreußischer Landwirtschaftsbetriebe mit elektrischer Energie durch die Überlandkraftwerke der Provinz u. d. durch d. Anschluß an d. Überlandnetz hervorgerufene Einfluß auf d. Landmaschinentechnik d. Betriebe. Phil. Diss. Königsberg 1923.
466. Mathy, Herbert: Die Bank der Ostpreußischen Landschaft. Staatswiss. Diss. Königsberg 1924.
467. Matschenz: Fragen der ostdeutschen Landwirtschaft. (Mitteilungen d. Reichsbundes akad. gebild. Landwirte. Jahrg. 4. 1923. S. 146—151, 161—163, 171—174.)
468. Morgenstern, Fritz: Beschreibung der Landwirtschaft des Besitzers Friedrich Morgenstern in Juckneitschen, Kr. Goldap. (in: Georgine. Jahrg. 101. 1924. Nr. 54.)
469. Müller: Die Rindvieh-Kontrollvereine im Gebiet der Freien Stadt Danzig. (Dt. Landw. Tierzucht. Jahrgang 28. S. 586—587.)
470. Müller, Martin: Agrarkrisen in der Vergangenheit. (in: Georgine. Jahrg. 101. 1924. Nr. 59.)
471. Ortmann: Die ostpreußische Pferdezucht in der Zeit vor dem Weltkriege, in der Gegenwart und Zukunft. (in: Weichsel-Ztg. 1924. Nr 162.)
472. Otto, Louis: Die Warmblutzucht Trakehner Abstammung im Gebiet der Freien Stadt Danzig. (Dt. Landw. Tierzucht. Jahrg. 28. S. 573—575 u. Danziger Kalender. 1925. S. 72—73.)
473. Otto [Louis]: Die Warmblutzucht im Gebiet der Freien Stadt Danzig. (Dt. Landw. Tierzucht. Jahrg. 28. S. 668—669.)

474. Paul, Bruno: Die beiden Richtungen auf dem Gebiete der Schweinezucht: Edelschweinezucht und veredelte Landschweinezucht in der Provinz Ostpreußen und ihre wirtschaftliche Bedeutung. Phil. Diss. Königsberg 1923.

475. Penner: Die Rindviehzucht im Danziger Gebiet (Dt. Landw. Tierzucht. Jahrg. 28. S. 583—584.)

476. Penner: Die Schweinezucht in der Freien Stadt Danzig. (Dt. Landw. Tierzucht. Jahrg. 28. S. 587—588.)

477. Peters: Die Entwicklung der ostpreußischen Blutlinien im Jahre 1923. (in: Georgine. Jahrg. 101. 1924. Nr. 20, Beil.; Dt. Landw. Presse. Jahrg. 51. S. 92—93; Dt. Landw. Tierzucht. Jahrg. 28. S. 120—121; Ill. Landw. Ztg. Jahrg. 44. S. 77—78.)

478. Peters: Form und Leistungen des ostpreußischen Holländer Herdbuch-Rindes. (in: Georgine. Jahrg. 101. 1924. Nr. 85. Bildbeil.)

479. Peters: Die ostpreußische Holländer Herdbuch-Gesellschaft Königsberg Pr. (Bauern-Kalender d. Landw.-Verb. Ostpreußen. 1925. S. 78—83, u. Dt. Landw. Tierzucht. Jahrg. 28. S. 288—289.)

480. Peters: Steigerung der Milcherträge durch Fütterung und Züchtung. (Dt. Landw. Tierzucht. Jahrg. 28. S. 773 bis 778.)

481. Peters: Das Zuchtziel der ostpreuß. Holländer Herdbuch-Gesellschaft u. ihre Maßnahmen zur Förderung der Zucht. (Ill. Landw. Ztg. Jahrg. 44. S. 443—444.)

482. Peters: Die Zukunft der ostpreußischen Viehzucht. (in: Elbinger Ztg. 1924. Nr. 149. Beil.)

483. Platz, E.: Die Entwicklung der Rindviehzucht im Zentralvereinsbezirk „Westpreußen". (in: Weichsel-Ztg. 1924. Nr. 162.)

484. Raiffeisen in Ostpreußen. (Königsberg 1924: Ostpr. Dr. u. Verl.-Anst.) 27 S. quer 8°.

485. Rang, Karl: Wirtschaftsbeschreibung des Hofes Johannes Steinbrück, Kalwe bei Altmark (Kr. Stuhm Westpr.). (in: Georgine. Jahrg. 101. 1924. Nr. 61.)

486. Rezat, Georg: Das Problem der Extensität und Intensität der Bodenkultur Ostpreußens unter den Einflüssen der Kriegswirtschaft. Staatswiss. Diss. Hamburg 1924.

487. Rogalski: Eine ermländische bäuerliche Musterwirtschaft [in Schulen, Kr. Heilsberg]. (in: Georgine. Jahrgang 101. 1924. Nr. 64.)

488. Rogowski: Die Wirtschaft des Herrn Fischer, Brasdorf. (in: Georgine. Jahrg. 101. 1924. N. 57.)

489. Rüdiger: Die Danziger Kaltblutzucht (Ardennerzucht). (Dt. Landw. Tierzucht. Jahrg. 28. S. 579 bis 581.)

490. Schack, Gerhard: Die Kreditverhältnisse in der ostpreußischen Landwirtschaft einst und jetzt. (in Georgine. Jahrg. 101. 1924. Nr. 30.)

491. Schenck: Die ostpreußischen Versuchsringe 1924. (in: Georgine. Jahrg. 101. Nr. 18.)

492. Schilke: Betrachtungen über die ostpreußische Warmblutzucht. (in: Georgine. Jahrg. 101. 1924. Nr. 15 u. Dt. Landw. Tierzucht. Jahrg. 28. S. 208—209.).

493. Schliephacke, Karl: Die Landwirtschaft in Lettland und ihre natürlichen Beziehungen zu Ostpreußen. (in: Gorgine. Jahrg. 101. 1924. Nr. 53.)

494. Schmidt, B[runo]: Ostpreußische Milcherträge im Jahre 1922/23. (in: Georgine. Jahrg. 101. 1924. Nr. 4.)

495. Schumann: Die Ausführung von Fütterungsversuchen durch die ostpreußischen Versuchsringe. (in: Georgine. Jahrg. 101. 1924. Nr. 60.)

496. Siegfried, v.: Ostpreußens Landwirtschaft. (Ztschr. f. Selbstverwaltung. Jahrg. 6. S. 129—133 u. Wirtschaftl. Nachrichten aus d. Ruhrbezirk. Jahrg. 5. S. 555 bis 556.)

497. Skalweit, B.: Betriebswirtschaftlicher Rückblick und Ausblick. (in: Georgine. Jahrg. 101. 1924. Nr. 1.)

498. Späth: Die Besitzung des Landwirts August Jäschke in Dakau, Kr. Rosenberg Westpr. (in: Georgine. Jahrg. 101. 1924. Nr. 56.)

499. Stakemann: Die Hebung der Rindviehzucht im Mittel- und Kleinbesitz des Regierungsbezirks Allenstein. (in: Georgine. Jahrg. 101. 1924. Nr. 9.)

500. Steding: Beobachtungen über Arbeitsmethoden und Arbeitsgeräte der letzten Kartoffelernte. (in: Georgine. Jahrg. 101. 1924. Nr. 83.)

501. Tätigkeit, Die, des Landwirtschaftsverbandes Ostpreußen von Weihnachten 1922 bis Pfingsten 1924. Ein Festgruß an d. Reichsverb. d. deutsch. Presse b. s. Tagung in Ostpreußen. Königsberg: Ostpr. Dr. u. Verl.-Anst. 1924. 32 S. 8°.

502. Thorun: Die Sortenfrage bei Getreide für Ostpreußen an der Hand der Anerkennungsstatistik für 1922. (in: Georgine. Jahrg. 101. 1924. Nr. 2.)

503. Tolkiehn: Ein Haferanbauversuch auf dem Versuchsfelde der landwirtschaftlichen Heeresfachschule in Devau. (in: Georgine. Jahrg. 101. 1924. Nr. 9.)
504. Uhle, Reinhard: Landwirtschaftlicher Groß- u. Kleinbetrieb während der Kriegswirtschaft [betr. d. Kr. Pillkallen]. (Zeitschr. f. d. ges. Staatswissenschaft. Jahrgang 78. S. 346—393.)
505. Verwaltung, Die landschaftliche. (in: Georgine. Jahrg. 101. 1924. Nr. 48—51, 56.)
506. Viergutz, G.: Altes und Neues über Pferdeauktionen in Ostpreußen. (in: Georgine. Jahrg. 101. 1924. Nr. 9.)
507. Viergutz, G.: Einiges aus der Geschichte des Ostpreußischen Stutbuches für edles Halbblut Trakehner Abstammung. (Dt. Landw. Tierzucht. Jahrg. 28. S. 183—186.)
508. Viergutz, G.: Das Ostpreußische Stutbuch für Warmblut Trakehner Abstammung, s. Geschichte u. Einrichtungen, sowie s. Bedeutung f. d. ostpreußische Warmblutzucht. (Dt. Landw. Tierzucht. Jahrg. 28. S. 649 bis 653.)
509. Völtz, W. u. H. Jantzon: Eine exakte Prüfung der relativen Fleisch- u. Woll-Leistung beim Merino-Fleischschaf im Vergleich z. ostpreuß. schwarzköpfigen Fleischschaf. (in: Ztschr. f. Tierzüchtung u. Züchtungsbiologie. Bd. 2, H. 2.)
510. Völtz, W.: über Schafzucht und -fütterung mit bes. Berücks. d. Provinz Ostpreußen. (Ztschr. f. Schafzucht. Jahrg. 13. S. 73—79, 105—115.)
511. Vogel: Die ostpreußische Kaltblutzucht. (in: Elbinger Ztg.. 1924. Nr. 149, Beil.)
512 Wiebach: Wirtschaftsbeschreibung des Besitzers Max Kerschling, Campen, Kr. Lötzen. (in: Georgine. Jahrg. 101. 1924. Nr. 62.)
513. Wiebe: Die Zucht des starken Warmblutpferdes im Freistaat Danzig. (Dt. Landw. Tierzucht. Jahrg. 28. S. 577—578.)

---

514. Hämmerle: Forstwirtschaft in Ostpreußen. (St. Hubertus. Jahrg. 42. 1924. S. 569.)
515. Hämmerle: Ostpreußische Waldwirtschaft in den letzten 100 Jahren. (in: Georgine. Jahrg. 101. 1924. Nr. 1.)
516. Kobylinski, v.: Aus Ostpreußens Jagdgründen. (St. Hubertus. Jahrg. 42. 1924. S. 563—565.)
517. Lent: Forstdüngungsversuche der D. L. G. in Ostpreußen. (Mitteil. d. Dt. Landwirtschafts-Ges. Jahrg. 1924. S. 446—449, 466—469, 480—482.)

518. Muhl, John: Zur Geschichte der Jagd im Gebiet der Freien Stadt Danzig. (in Danziger Allg. Ztg. 1924. Nr. 159.)
519. Scharein, Edmund: Auf dem Kurischen Haff. (St. Hubertus. Jahrg. 42. 1924. S. 570—571.)
520. Tech: Wie ist die Idee des Möllerschen Dauerwaldes in Ostpreußen zu verwirklichen? (in: Georgine. Jahrg. 101. 1924. Nr. 39.)

---

521. Bolten, Richard: Die wirtschaftliche Bedeutung des Torfes, besonders als Brennstoff, für Ostpreußen. (in: Georgine. Jahrg. 101. 1924. Nr. 62.)
522. Dittloff, Fritz: Aufgabe, Entwicklung und Zweck der ostpreußischen Torfindustrie. (in: Georgine. Jahrg. 101. 1924. Nr. 18.)
523. Goy [Samuel]: Die neuen Grundsätze für die Bewertung von Torfstreu in Ostpreußen. (in: Georgine. Jahrg. 101. 1924. Nr. 46.)
524. Jenisch, P.: Moor und Torf. (in: Gerdauener Kreiskalender. [Jahrg. 2.] 1925.
525. Wölk: Die Brenntorf- und Torfstreuwerke im Packledimmer Hochmoor. (in: Kgb. Allg. Ztg. 1924. Nr. 407.)

---

526. Aalschnur, Mit der, durch Masurens Seen! (Fischerei-Ztg. Bd. 27. 1924. S. 348—351.)
527. Mitteilungen der Fischerei-Vereine f. d. Provinzen Brandenburg, Ostpreußen, Pommern u. f. d. Grenzmark. Bd. 16. 1924. Eberswalde: Fisch.-Ver. f. d. Prov. Brandenburg (1924). 8°.
528. Schwesig: Die Not der ostpreußischen Fischer und die Hilfe im genossenschaftlichen Zusammenschluß. (Mitteil. d. Fisch.-Ver. f. d. Prov. Brandenburg . . . Bd. 16. 1924. S. 244—248.)
529. Seligo, A.: Die Fischerei in Niederungsgewässern. (Mitteil. d. Fisch.-Ver. f. d. Prov. Brandenburg . . . Bd. 16. 1924. S. 249—251.)
530. Seligo, A.: Das Fischereiwesen im Betriebe des Freistaates Danzig. (Danziger Kalender f. 1925. S. 66—71.)
531. Willer, A[lfred]: Fischereiwirtschaftliche Ausnutzung unserer Bäche. (in: Georgine. Jahrg. 101. 1924. Nr. 5.)
532. Willer, A[lfred]: Die Fischerei in den ostpreußischen Binnengewässern. (St. Hubertus. Jahrg. 42. 1924. S. 576—577.)

533. Willer, A[lfred]: Fischereiwirtschaftliche Untersuchungen über die kleine Maräne (Coregonus albula L.) des Mauerseegebietes. (Beiträge aus der Tierkunde, M. Braun dargebracht. Königsberg 1924. S. 21—50.)

534. Willer, A[lfred]: Welche Seen sollen wir mit der kleinen Maräne bewirtschaften? (in: Mitteil. d. Fisch.-Ver. f. d. Prov. Brandenburg . . . Bd. 16. 1924.)

F. Schulwesen.

535. Bauer, Hanns: Eine Revolte am Akademischen Gymnasium im Jahre 1744 [in Danzig]. (Ostd. Monatshefte. Jahrg. 5. S. 495—504.)

536. Correns, Paul: Aus der Geschichte des Deutsch-Kroner Gymnasiums. (Heimatkalender f. d. Kr. Dt.-Krone. Jahrg. 13. 1925. S. 36—38.)

537. Dammerdeich: Fortbildungsschulen [in Memel]. (in: Memeler Dampfboot. 1924. Nr. 154. Beil.)

538. Dammerdeich: Mittelschulen [in Memel]. (in: Memeler Dampfboot. 1924. Nr. 154. Beil.)

539. Erinnerungsblätter zur 50-Jahr-Feier des Wilhelms-Gymnasiums. (Königsberg 1924: Kbg. Allg. Ztg.) 12. Bl. 4°.

540. Faber, Walther: Zum Jubiläum der Johannisschule. (in: Danziger Ztg. 1924. Nr. 214.)

541. Funk, A[nton]: Heimatkunde des Regierungsbezirks Allenstein. Ein Führer durch die Heimat. Für Schulen bearb. 3. verb. Aufl. Allenstein: Danehl 1924. 48 S. 8°.

542. Geschichte, Aus der, des Seminars Karalene. (in: Kgb. Hart. Ztg. 1924. Nr. 187.)

543. Geschichte, Zur, des Memeler Luisen-Gymnasiums. (in: Memeler Dampfboot. 1924. Nr. 154. Beil.)

544. Grigat, Chr.: Das Lehrerseminar zu Ragnit. (in: Tils. Ztg. 1924. Nr. 217.)

545. Grundmann, F[ritz]: Elbinger Heimatbuch. Für Schule und Haus bearb. Breslau: Hirt 1924. 71 S. 8°.

546. Haase, H[ermann] u. H[ermann] Rudolph: Muttersprache, Mutterlaut. Schroedels Grundschullesebuch für Ostpreußen. Halle: Schroedel 1924. XVI, 368 S. 8°.

547. (Hassenstein, M., J. Krauledat u. Karl Plenzat:) Zwischen Weichsel und Memel. 3. Aufl. Breslau: Hirt 1924. IV, 48 S. 8°. (Hirts Heimat-Lesehefte. Gruppe A: 3. u. 4. Schulj.)

548. Heimat, Altpreußische. (Hrsg. G. Grunwald [u. a.].) Breslau: Hirt 1924. 128 S. 8°. (Hirts Deutsche Lesehefte. Gruppe B: 5.—8. Schulj.)

549. Heimatland, Mein. Lesebuch f. d. 3. u. 4. Grundschuljahr. Danzig: Danziger Verl.-Ges. 1924. VI, 323 S. 8°.

550. Heincke, P.: Erreichtes und Erstrebtes im Jugendherbergswerk Ostpreußens. (Lehrerztg. f. Ost- u. Westpr. Jahrg. 55. 1924. S. 404—407.)

551. Kinderland am Pregelstrand. Königsberger Heimatfibel. Hrsg. v. Franz Philipp [u. a.]. Breslau: Hirt [1924]. 80 S. 8°.

552. Kluke, Paul: Eineinhalb Jahrhunderte ostpreußischer Lehrerbildnug. Eine entwicklungsgeschichtl. Skizze ihrer Entstehungsphasen u. e. Lebensbild d. ältesten ostpreuß. Lehrerseminars zu Pr.-Eylau zu s. 150jähr. Bestehen. (Lehrerztg. f. Ost- u. Westpr. Jahrg. 55. 1924. S. 522 bis 525.)

553. Laskowsky, Paul: Auf Grenzwacht im Osten. Von deutscher Art u. Arbeit in Posen u. Westpreußen. H. 1 bis 5. Frankfurt a. M.: Diesterweg 1924. 8°. Aus „Lebensgut", Heimatausg. f. d. Grenzmark Posen-Westpreußen.

554. Le Coutre, Bruno: Das Memeler Volksschulwesen. (in: Memeler Dampfboot. 1924. Nr. 154. Beil.)

555. Lehrerzeitung für Ost- und Westpreußen. Organ d. ostpr. Prov.-Lehrervereins u. d. Pestalozziver. f. d. Prov. Ostpr. Jahrg. 55. 1924. Königsberg: Leupold. 4°.

556. Nehring, L[udwig]: Kurzgefaßte Landeskunde von Ostpreußen. Ein Merk- u. Wiederholungsbuch f. d. Hand d. Volksschüler. 9. Aufl. Neubearb. Braunsberg: Bender 1924. 12 S. 8°.

557. Orlowski: Aus der Geschichte des Memeler Lehrerinnenseminars. (in: Memeler Dampfboot. 1924. Nr. 154. Beil.)

558. Phuhl, Heinrich: Erfahrungen über Schülerkneipen, sowie Mittel u. Wege, ihnen vorzubeugen u. sie zu verhindern. Königsberg: Hartung 1923. II, 61 S. 8°.

559. Rausch, Alfred: Die Königsberger Fibel. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 409.)

560. Rehberg: Die gesundheitliche Lage der Schuljugend in der Stadt Tilsit. (Die Wohlfahrt. Jahrg. 17. 1924. S. 20—21.)

561. Rosenthal, Josef: Dr. Kosch's Waisenerziehungs-Anstalt zu Königsberg i. Pr. 1874. 1924. Geschichte der Anstalt. Königsberg 1924: (Masuhr). 27 S. 8°.

562. Sakalanskas, J.: Das Schulwesen und die preußische Schulpolitik in Neuostpreußen 1795—1806. Phil. Diss. Berlin 1924.

563. Schulzeitung, Danziger. Jahrg. 5. 1924. Danzig: Kafemann, 4°.

564. Simoneit, Max: Psychologische Gedanken zum Heimatkundeunterricht. Lötzen: Taschenberger u. Dembeck 1924. 23 S. 8°. (Psycholog.-pädag. Schriften. H. 4.)

565. Strukat, Albert: Geschichtliches Lesebuch für die Grenzmark (Posen-Westpreußen). Langensalza: Beltz 1924. V, 159 S. 8°.

566. Strunk, Hermann: Die Entwicklung der [Danziger] Mittelschulen 1920—1924. (in: Danziger Ztg. 1924. Nr. 354.)

567. Urbschat, Fritz: Die kaufmännischen Berufs- und Fachschulen in Ostpreußen. Tilsit (1924): v. Mauderode. 54 S. 8°.

568. Weng, E.: Grundgedanken eines Lehrplans für Taubstummenanstalten auf den naturgemäßen Wegen der Muttersprache und Arbeitsschule. Im Auftrage d. Ostpr. Taubstummenlehrer-Ver. entworfen. (Blätter f. Taubstummenbildung. Jahrg. 37. 1924. S. 377—391.)

569. Wernicke, [Erich]: Die deutsche Kolonisation im Osten. Geschichtl. Lesestoffe. 1. Leipzig u. Berlin: Teubner 1924. 8°. (Wägen u. Wirken. Beih. 1.)

570. Wilhelms-Gymnasium, 50 Jahre. (in: Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 430; Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 432; Ostpr. Woche. Jahrg. 16. 1924. S. 559—560.)

G. Universitätswesen.

571. Verzeichnis der Vorlesungen an d. Akademie zu Braunsberg im Sommer 1924. Mit e. Abh. v. Prof. Dr. Franz Niedenzu: Malpighiaceae palaeotropicae II. Braunsberg 1924: Ermländ. Ztgs.- u. Verl.-Druckerei. 24 S. 8°.

572. Verzeichnis der Vorlesungen an. d. Akademie zu Braunsberg im Winter 1924/25. Mit e. Abh. v. [Bernhard] Laum: Das Eisengeld der Spartaner. Königsberg 1924: Hartung. 59 S. 8°.

573. Zwanzig Jahre Technische Hochschule Danzig. 1904 bis 1924. (Danzig 1924: Kafemann.) 60 S. 4°.
574. Zwanzig Jahre Technische Hochschule Danzig. (in: Danziger Neueste Nachr. 1924. Nr. 269.)
575. Jonge, G. de: Technische Hochschule und wissenschaftliches Leben in Danzig. (Deutschlands Städtebau: Danzig. Berlin 1924. S. 87—92.)
576. Technische Hochschule der Freien Stadt Danzig. Programm für das Studienjahr 1924—1925. Danzig 1924: Springer. 64 S. 8°.

---

577. Harms, [Wilhelm]: Geschichte des Zoologischen Instituts und Museums der Universität Königsberg. (Verhandl. d. Dt. Zool. Ges. 29. 1924. S. 11—17.)
578. Institut für ostdeutsche Wirtschaft in Königsberg Pr. 8. Jahresbericht. 1923. Erstattet von Prof. Dr. F. K. Mann. (Königsberg 1924: Kbg. Allg. Ztg.) 8°.
579. Albertus-Universität zu Königsberg Pr. Personalverzeichnis f. d. Wintersemester 1923/24 (abgeschlossen am 2. Januar 1924) und Vorlesungsverzeichnis f. d. Sommersemester 1924. Königsberg (1924): Hartung. 62 S. 8°.
580. Albertus-Universität zu Königsberg Pr. Personalverzeichnis f. d. Sommersemester 1924 (abgeschlossen am 1. Juli 1924) und Vorlesungsverzeichnis f. d. Wintersemester 1924/25. Königsberg (1924): Hartung. 63 S. 8°.

H. Buchwesen und Bibliotheken.

581. Benrath, [Gustav Adolf]: Die ersten Erzeugnisse der Danziger Buchdruckerkunst und die Reformation. (in: Danziger Neueste Nachr. 1924. Nr. 8. Beil.)
582. Brachvogel, [Eugen]: Die älteste Bilderbibel des Ermlandes. (Ermländ. Hauskalender. Jahrg. 69. 1925. S. 48—51.)
583. Brachvogel, [Eugen]: Zur Geschichte der ermländischen Archive und Bibliotheken. (Zeitschr. f. d. Gesch. u. Altertumsk. Ermlands. Bd. 22. S. 162—165.)
584. Federau, Wolfgang: Ein Heimatverlag in Danzig. (Ostdt. Monatshefte. Jahrg. 5. S. 261—266.)
585. Günther, O[tto]: Eine Erinnerung an Andreas Calagius in der Danziger Stadtbibliothek. (Schlesische Geschichtsblätter. 1924. S. 36—37.)

586. Kemp, [Georg]: Die Memeler Stadtbücherei 1920 bis 1923. (in: Memeler Dampfboot. Reklameheft 1924. S. 37—38.)
587. M[ankowski], F[ranz]: Alt-Danziger Buchhandel. (in: Danziger Volksblatt. 1924. Nr. 251.)
588. Meyer, William: Hans Weinreich und das erste in Königsberg gedruckte Buch. (in: Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 123.)
589. Müller-Blattau, Joseph: Die musikalischen Schätze der Staats- und Universitätsbibliothek zu Königsberg Pr. (Zeitschr. f. Musikwissenschaft. Jahrg. 6. 1924. S. 215—239 u. gekürzt in: Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 310, 314.)
590. Schwandt, Wilhelm: Die Zappio-Bibliothek in Danzig. Danzig: Kafemann (1924). S. 97—110. 8°. Aus: Schumacher, Wilh.: Zacharias Zappio. 1924.
591. Schwarz, Friedrich: Der 200 000. Band der Stadtbibliothek. (in: Danziger Neueste Nachr. 1924. Nr. 97.)
592. Stadtbücherei, Die, [in Memel] im Betriebsjahr 1923. (in: Memeler Dampfboot. 1924. Nr. 154. Beil.)

J. Literatur und Literaturgeschichte.

593. Almanach der Ostdeutschen Monatshefte. Hrsg. Carl Lange. [2.] 1925. Berlin u. Danzig: Stilke [1924]. 130 S. 4°.
594. Berndt: Die Romantik als ostdeutsche Bewegung mit bes. Berücks. Ostpreußens. Vortragsreferat. (Jahresbericht d. Alt. Ges. Insterburg f. 1922/23. S. 15—19.)
595. Brausewetter, Artur: Der Kampf mit den Geistern. Ein Roman. Leipzig: Koch (1924). 360 S. 8°.
596. Dalmer, Helene: Um des Glaubens willen. Eine Salzburger Emigrantenerzählung. Konstanz: Hirsch [1924]. 183 S. 8°.
597. Domansky, Walter: Das altstädtische Ratsarchiv. (Danziger Kalender. 1925. S. 82—85.)
598. Dziubiella, Johannes: Gedichte. Lötzen: Meyer 1924. 79 S. 8°.
599. Enderling, Paul: Der alte Astronom. Danziger Novelle. (Ostdt. Monatshefte. Jahrg. 5. S. 530—533.)
600. Enderling, Paul: Die Glocken von Danzig. Eine Geschichte aus Danzigs großer Zeit. Stuttgart: Thienemann [1924]. 120 S. 8°.
601. Enderling, Paul: Der treue Jost. Novelle. (Danziger Kalender. 1925. S. 78—81.)

602. Faber, Hans: Leibhusarentag im Himmel. Vaterländ. Festspiel in 1 Aufz. Danzig: Boenig in Komm. [1924]. 23 S. 8°.
603. Faber v. Bockelmann, Elsa: Danziger Goldwasser u. a. Märchen. 2. erw. Aufl. Danzig: „Die Verbindung" 1924. 40 S. 8°.
604. Faber v. Bockelmann, Elsa: Im Mormonenschloß. Eine sonnige Kindheitserinnerung an Oliva. (Ostdt. Monatshefte. Jahrg. 5. S. 242—245.)
605. Faber v. Bockelmann, Elsa: Vom Riesen Tullatsch und dem Pfarrturm. Ein Danziger Märchen. (Danziger Kalender. 1925. S. 86—89.)
606. Federau, Wolfgang: Danzigs Dichter und wir. Danzig: Kafemann 1924. 76 S. 8°.
607. Federau, Wolfgang: Geflügelte Worte aus der Ostmark. (Unsere Heimat. Jahrg. 6. S. 285.)
608. Franck, Hans: Der kaschubische Spielmann. (Ostdt. Monatshefte. Jahrg. 5. 1924. S. 505—512.)
609. Greiser, Wolfgang: Die Strandfrau. Ein Ostsee-Roman. (in: Die Truhe. Jahrg. 1. Nr. 1—6, 8, 10—18.)
610. Hammer, Ernst: Marienburg-Festspiel in 3 Handlungen f. Freilichtbühne. Cassel: Jungdeutscher Verl. 1924. 64 S. 8°. (Jungdeutsche Bühne. Bd. 5.)
611. Hauskalender, Ermländischer, für 1925. (St. Adalberts-Volkskalender.) Hrsg. H. Kempf. Jahrg. 69. Braunsberg: Erml. Ztg.- u. Verl.-Dr. (1924). 144 S. 8°.
612. Hauskalender, Evangelischer, für die Ostmark. Hrsg. Wilhelm Schmidt. Jahrg. 1. 1925. Heiligenbeil: Heiligenb. Ztg. 1924. 8°.
613. Heimatkalender, Danziger, hrsg. v. Ausschuß f. Volks- u. Heimatkunde d. Deutschen Heimatbundes, Danzig. [Jahrg. 1.] 1925. Danzig: Danziger Verl.-Ges. [1924]. 82 S. 8°.
614. Heimatkalender für den Kreis Deutsch-Krone. Hrsg. v. d. Kreiswohlfahrtsamt Deutsch-Krone. Jahrgang 13. 1925. Deutsch-Krone 1924: Garms. 63 S. 8°.
615. Ostdeutscher Heimat- und Schlochauer Kreiskalender. Jahrg. 18. 1924. Schlochau [1924]: Golz. 8°. [Umschlag.]
616. Hülsen, Hans v.: Fortuna von Danzig. Roman. Berlin: Morawe u. Scheffelt (1924). 194 S. 8°.
617. Jenisch, Erich: Das verwaiste Ännchen von Tharau. (Die Truhe. Jahrg. 1. S. 70 u. Ostpr. Woche. Jahrg. 16. S. 186.)

618. Jenisch, Erich: Gedichte über die Königsberger Feuersbrunst von 1764. (in: Ostpr. Ztg. 1924. Nr. 134. Beil.)
619. Jenisch, Erich: Der junge Goethe im Spiegel der zeitgenössischen Königsberger Kritik. (in: Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 378, 380.)
620. Jenisch, Erich: Ältere ostpreußische Dialektdichtungen. (in: Ostpr. Ztg. 1924. Nr. 211.)
621. Kalendarz krolewsko-pruski ewangielicki. Dawniej ulozyl go i wydal O. Gerß. Dalße wydanie superint. P. Hensela. R. 67. 1925. Königsberg: Hartung [1924]. 157 S. 8°.
622. Kalender, Danziger. (Jahrg. 1.) 1925. Danzig: Kafemann [1924]. 144 S. 8°.
623. Katschinski, Alfred: Der Bauerndoktor. Ein Ostlandroman. Danzig: Kafemann 1924. 247 S. 8°.
624. Kreiskalender, Gerdauener, für Ortsgeschichte und Heimatkunde. Hrsg. K(arl) Werner. [Jahrg. 2.] 1925. (Gerdauen): Gerdauener Ztg. [1924]. 8°.
625. Küchler, Kurt: Zwischen den Dünen. Roman. Leipzig: Grethlein (1924). 341 S. 8°.
626. Landbote, Pommereller. Bearb. v. Norbert Kaschubowski. Kalender für 1925. Jahrg. 1. Tczew-Dirschau: Dirschauer Ztg. [1924]. 8°.
627. Liederbuch des Segler-Clubs am Mauersee in Angerburg. Angerburg 1924: Priddat. 75 S. 8°.
628. Marcellus, Hermann: Die Alten von Tannenberg. Ein Volksstück in 1 Aufz. z. Erinnerung an d. Schlacht b. Tannenberg. Leipzig: Richter [1924]. 24 S. 8°.
629. Miegel, Agnes: Königsberg. Meiner Vaterstadt z. 13. Juni 1924 gewidmet. (in: Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 250; Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 252; Ostpr. Ztg. 1924. Nr. 139.)
630. Müller, G.: Elbinger Kirchenliederdichter. (in: Elbinger Ztg. 1924. Nr. 35. Beil.)
631. Müller, Otto: Von Labommels on andre spoß'ge Lied. H. 1. Danzig: Danziger Verl.-Ges. 1924. 8°.
632. Omankowski, Willibald: Danzig. Antlitz einer alten Stadt. (Danzig: Danziger Verl.-Ges. 1924.) 41 S. 8°.
633. Pfeiffer, G. P.: Der Judenmord am Elfenhügel. Ein ostpreuß. Detektiv- u. Kriminal-Roman. 2. Aufl. Berlin: Mieth [1924]. 153 S. 8°. (Das mondäne Buch. Bd. 4.)

634. Pompecki, Bruno: Das Volkslied. (Aus s. Nachlaß.) (Danziger Kalender. 1925. S. 109—115.)

635. Püttner, Elise: Das Marzipanherz. Ein Weihnachtsmärchen. Neu beab. u. hrsg. v. L[udwig] Mahlau. 2. Aufl. Danzig: Kafemann 1924. 55 S. 8°.

636. Purwins-Irrittie, Lisbeth: Der Kampf um die Heimaterde. Roman aus d. Memellande. Leipzig: Härtel (1924). 290 S. 8°.

637. Rink, Joseph: Koschneidersöhne. Danzig 1924: Boenig. 68 S. 8°. (Koschneider-Bücher. 3.)

638. Rink, Joseph: Tattedi. Märchen, Parabeln, Erzählungen, Lieder, Rätsel, Scherze, Gebräuche, Wetterregeln, Sprichwörter u. Redensarten in Koschneidermundart. Danzig 1924: Boenig. 48 S. 8°. (Koschneider-Bücher. 2.)

639. Runge, Hans: Altdanziger Frauensprüche. (Ostdt. Monatshefte. Jahrg. 5. S. 512—514.)

640. Scheffler, Albert: Graf Yorck von Wartenburg. Vaterländ. Schauspiel in 4 Akten. (Lyck): Selbstverl. (1924). 78 S. 8°.

641. Scheffler, Walter: Mein Königsberg. Spaziergänge in Sonetten und Liedern. (Königsberg 1924: Magistratsdr.) 55 S. 8°.

642. Schemke, Max: Wat Ohmke vertällt. Märkes und Powjooskes ut de Danzger Gegend. Danzig: Kafemann 1924. 117 S. 8°.

643. Schmidt, Arno: Hundert alte und neue Volksrätsel aus Westpreußen. Danzig: Kafemann 1924. 31 S. 8°. Heimatblätter d. Deutschen Heimatbundes, Danzig. Jahrg. 1924. H. 1.)

644. Schmidt, Arno: Eine Wanderung durch das westpreußische Sprichwort. Danzig: Danziger Verl.-Ges. 1924. 20 S. 8°.

645. Schopenhauer, Johanna: Weichsel. (1766—1838.) Erinnerungen. Regensburg u. Leipzig: Habbel u. Naumann 1924. 81 S. 8°. (Bedrängte Ströme. Bd. 3.) (Die Weltliteratur. R. 2, Bd. 3.)

646. Seeck: Schaffung einer ostpreußischen Heimatliteratur. (Lehrerzeitung f. Ost- u. Westpr. Jahrg. 55. S. 449 bis 451.)

647. Sellke, Herbert: Der falsche Bürgermeister [Danziger Novelle.] (Ostdt. Monatshefte. Jahrg. 5. S. 515—520.)

648. Sellke, Herbert: Nohberschlied. Ein plattdeutsches Novellenbuch. Danzig: Kafemann 1924. 162 S. 8°.

649. Skowronnek, Fritz: Grenzkrieg. Langensalza: Beltz [1924]. 50 S. 8°. (Ostland. 9.) (Aus dt. Schrifttum u. dt. Kultur. Bd. 90.)
650. Sparwasser, Else: Das Ferberblut. Ein Roman aus Danzigs vergangenen Tagen. München: Pflaum [1924]. 351 S. 8°.
651. Sparwasser, Else: Antony van Obbergen. Danziger Roman. 2. Aufl. Danzig: Kafemann 1924. 339 S. 8°.
652. Staschus, Daniel: Dorch Keenigsbarg. Möt Riemelkes on 40 Holtschn. Bad Rothenfelde: Holzwarth-Verl. [1924]. 47 S. 8°.
653. Steinkeller, Else v.: Wanderdünen. Mit 26 Bildern v. H. Stubenrauch. Stuttgart, Berlin, Leipzig: Union [1924]. 270 S. 8°.
654. Thalmann, W.: Der Tilsiter Klostersturm. Erzählung aus d. 16. Jahrhundert. Tilsit: Schoenke 1924. 46 S. 8°.
655. Werner, Reinhold v.: Der Peter von Danzig. Histor. Roman aus d. Zeit d. Hansa. 3. Aufl. Berlin: Janke (1924). 361 S. 8°.
656. Wiechert, Ernst: Der Totenwolf. Roman. Regensburg: Habbel u. Naumann 1924. 257 S. 8°.
657. Winterfeld-Warnow, Emmy v.: Um die Neidenburg. Roman aus Ostpreußens Geschichte. (in: Gumbinner Allg. Ztg. 1924. Nr. 25—77.)
658. Wißmann, Maria: Anna Katharina. Eine Geschichte aus Alt-Elbing. (in: Elbinger Ztg. 1924. Nr. 174. Beil.)
659. Wüstendörfer, Charlotte: Märchen. Mit Bildern v. Margarete Wessel. Königsberg: Bon 1924. 200 S. 8°.
660. Zachau, Johannes: Der schwarze Tod. Eine geschichtl. Erzählung aus d. Kreise Johannisburg. Mit e. Anh. Johannisburg: Johannisburger Ztg. [1924]. 32 S. 8°.

K. Kunst und Wissenschaft.

661. Braun, Fritz: Rathäuser des Ostlandes. (Unsere Heimat. Jahrg. 6. 1924. S. 246.)
662. Brosig, Fred: Kunstpflege in der Grenzmark. (Ostdt. Heimat- und Schlochauer Kreiskalender. Jahrg. 18. 1924. S. 20—23.)
663. Clasen, K[arl] H[einz]: Kunstfahrten in Ostpreußen. (in: Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 287.)

664. Clasen, K[arl] H[einz]: Ostmärkische Rathäuser aus der Ordenszeit. (in: Kbg. Allg. Ztg. 1924. Beil.: Das ill. Blatt. Nr. 2.)
665. Clasen, K[arl] H[einz]: Gotische Schnitzaltäre in Ost- u. Westpreußen. (in: Kbg. Allg. Ztg. 1924. Beil.: Das ill. Blatt. Nr. 3.)
666. Degen, Heinrich: Nachrichten von Königsberger Künstlern. Zum Druck gegeben durch Arthur Warda. (Altpreuß. Forschungen. H. 2. 1924. S. 78—106.)
667. Degner, Artur: Künstlerische Nachfolge in Ostpreußen. (in: Weichselztg. Sonderausg. v. 22. Juni 1924.)
668. Gollub, [Hermann]: Ostpreußische Geschichtsforschung. (in: Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 119 u. Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 130.)
669. Gollub, Hermann: Unsere Geschichtsvereine. (Altpreuß. Forschungen. H. 2. 1924. S. 107—116.)
670. Gollub, Hermann: Die Historische Kommission. (Altpreuß. Forschungen. H. 1. 1924. S. I—III.)
671. Greiser, Wolfgang: Königsberger Messingkunst. (Die Truhe. Jahrg. 1. 1924. S. 109—110 u. Ostpr. Woche. Jahrg. 16. 1924. S. 172—173.)
672. Greiser, Wolfgang: Ostpreußische Theater-Verbände. (Die Truhe. Jahrg. 1. 1924. S. 58—59.)
673. Grenzmark 1925. Heimatgabe der Freien Ostmärkischen Volkshochschule. [Bilder v. Robert Budzinski]. Meseritz: Matthias (1924). 65 Bl. 4°. [Kunstabreißkalender.]
674. Jürgens, O.: Künstlerische Lehren aus d. Wiederaufbau in Ostpreußen. (Zentralblatt d. Bauverwaltung. Jahrg. 43. 1923. S. 50—53.)
675. Kothurn. Zeitschrift f. Theater, Kunst u. Literatur. Hrsg. Artur Lewinneck. 1924. Königsberg: Kothurn-Verl. 1924. 8°.
676. Ostmark. (Hrsg. Robert Budzinski u. Walter Große.) [Jahrg. 5.] 1925. (Rothenfelde: Holzwart [1924]). 79 Bl. 8° [Wochenabreißkalender].
677. Reißmann: Entwicklungsmomente der Baukunst seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. (Mit Memeler Beispielen). (in: Memeler Dampfboot. 1924. Nr. 154. Beil.)
678. Satzungen. Königsberger Gelehrte Gesellschaft. Königsberg 1924. 7 S. 4°.
679. Satzungen der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung. (Altpreuß. Forschungen. H. 1. 1924. S. IV—VI.)

680. Schmitz, Hermann: Ost- und Westpreußens Kunstbeziehungen zu Berlin. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 301.)
681. Seeberg, Erich: Die Königsberger Gelehrte Gesellschaft. (in: Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 297.)

L. Kirche.

682. Banke, Wilhelm: Das Ringen der evangelischen Kirche im Memelgebiet. (Die Eiche. Jahrg. 12. 1924. S. 511 bis 516.)
683. Borrmann: Aus der Innern Mission in Ostpreußen. (Die Innere Mission. Jahrg. 19. 1924. S. 77—84.)
684. Ebel, Adalbert: Der Neuprotestantismus in Ostpreußen. Eine Berichterstattung über d. Darbietungen d. „neuprotestantischen Woche" zu Königsberg Pr. 1923 unter bibl. Beleuchtung u. kirchl. Stellungnahme. Frankfurt a. O.: Haus u. Schule 1924. 20 S. 8°.
685. Gemeindeblatt, Evangelisches. Jahrg. 79. 1924. Königsberg: Ostpr. Druckerei u. Verl.-Anst. 4°.
686. Mahlau, L[udwig]: Aus der Kirchengeschichte des Weichselgaues. Mit zahlr. Abb. Danzig: Kafemann 1924. 64 S. 8°.
687. Mitteilungen, Amtliche, des Evangel. Konsistoriums der Prov. Ostpreußen. Jahrg. 1924. Königsberg: Ostpr. Druckerei u. Verl.-Anst. 4°.
688. Pastoralblatt für die Diözese Ermland. Jahrg. 56. 1924. Braunsberg: Ermländ. Ztgs.- u. Verlags-Druckerei. 4°.
689. Rendtorff, Franz: Der Kulturkampf im Memelgebiet. (Die evang. Diaspora. Jahrg. 6. 1924. S. 82 bis 91.)
690. Schubert: Die deutschen evangelischen Gemeinden des litauisch gewordenen Memellandes. (Kirchl. Jahrbuch. Jahrg. 51. 1924. S. 284—285.)
691. Schubert: Die unierte evangelische Kirche in den polnisch gewordenen Gebieten von Posen, West- und Ostpreußen und Mittelschlesien. (Kirchl. Jahrbuch. Jahrgang 51. 1924. S. 273—282.)

M. Gesundheitswesen.

692. Bericht der Fürsorgestelle für Lungenkranke und Tuberkulöse im Jahre 1923. (Königsberg 1924). 4 S. 4°.

693. Bericht über die Sitzung der Ärztekammer f. d. Prov. Ostpreußen am 24. Februar 1924. (Königsberg 1924.) 19 S. 8°. (Ärztekammer f. d. Prov. Ostpreußen. Nr. 61.)

694. Borrmann: Aussätzigenpflege und Lepraheim in Memel. (Die Innere Mission. Jahrg. 19. 1924. S. 57 bis 62.)

695. Borrmann: Das Krankenhaus der Barmherzigkeit zu Königsberg Pr. (Evang. Hauskalender f. d. Ostmark. 1925. S. 27—31.)

696. Lungenheilstätte „Frauenwohl" bei Allenstein Ostpr. (Ostpr. Woche. Jahrg. 16. 1924. S. 537.)

697. Haffkrankheit im 16. Jahrhundert. (in: Danziger Neueste Nachr. 1924. Nr. 249.)

698. Kutscher, Karl: Der Grenzseuchenschutz im Regierungsbezirk Allenstein. (Zeitschr. f. Hygiene u. Infektionskrankheiten. Bd. 103. 1924. S. 379—384.)

699. Lentz, Otto: Die Haffkrankheit und ihre Ursachen. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 577, 578.)

Ostpr. Druckerei und Verlags-Anstalt A.-G., Kbg.

Altpreußische Forschungen

herausgegeben von der

Historischen Kommission
für ost- und westpreußische Landesforschung

1925, Heft 2.

Inhalt:

Königsberg i. Pr.
Bruno Meyer & Co.
1925.

Alle Sendungen (Manuskripte und dgl. m.) sind zu richten an die Geschäftsstelle der Historischen Kommission, Königsberg i. Pr., Schloß (Staatsarchiv).

Redaktionsschluß: 1. Januar und 1. Juli.

Druck: Ostpreußische Druckerei und Verlagsanstalt A.-G.
Königsberg i. Pr.

Altpreußische Forschungen

herausgegeben von der

Historischen Kommission

für ost- und westpreußische Landesforschung

1925, Heft 2.

Inhalt:

Königsberg i. Pr.
Bruno Meyer & Co.
1925


Stadt
Bücherei
Elbing

Inhaltsverzeichnis.

1925, Heft 1.

1925, Heft 2.

Nikolaus Koppernikus im neueren Schrifttum.

Von Eugen Brachvogel.

I. Das Werden der koppernikanischen Geistestat.

Die Frage, die immer in der Koppernikusforschung die größte Spannweite besitzt und zuvorderst auf Lösung wartet, zielt nach dem Verlauf der Gedankenfolge, die Koppernikus zum Meister der neueren Sternkunde erhob. Noch niemals ist diese Kernfrage in dem astronomiegeschichtlichen Schrifttum zu einer so erregenden Macht emporgewachsen als im letzten Vierteljahrhundert der Koppernikusforschung, als gerade jetzt, da die Abwägung der verschiedenen völkischen Kulturwerte nationale Ansprüche verwirrend in den Blickpunkt der Forscher und Synthetiker schleuderte. So fließen aus dem Schrifttum selbst die ordnenden Leitgedanken der folgenden Zusammenfassung: Ist das Weltbild des Koppernikus griechisch? Ist es französisch? Ist es italienisch, deutsch, polnisch? In diesen verschiedenen Farben bricht sich heute das Licht der älteren und neuesten Aufspürung von Vorläufern des Koppernikus.

1.

Koppernikus hat selbst in dem an Papst Paul III. gerichteten Widmungsbrief seines Werkes De revolutionibus orbium coelestium auf den Zusammenhang seines Gedankenganges mit den wissenschaftlichen Leistungen der Antike hingewiesen: „Inde igitur occasionem nactus, coepi et ego de terrae mobilitate cogitare". Den Zusammenhang nun mit den einzelnen Vertretern der griechischen Naturphilosophie herzustellen, diese Aufgabe stand bereits am Anfang des Weges, den die Koppernikusforschung genommen. Als der Altmeister dieser Forschung, L. Prowe, über die Abhängigkeit des Koppernikus von den Gedanken griechischer Philosophen und Astronomen im Jahre 1863 einen Vortrag[1]) hielt, konnte er auf eine Monographie darüber von Ludwig Ideler vom

---

[1]) L. Prowe, über die Abhängigkeit des Copernicus von den Gedanken griechischer Philosophen und Astronomen. (Preuß. Prov.=Bl. 3, F. Bd. X. H. 1. pro 1865.)

Jahre 1810 hinweisen. Den Höhepunkt erreichte G. V. Schiaparellis Abhandlung über „Die Vorläufer des Koppernikus im Altertum“, deutsch 1876 von M. Curtze[2]). Diese und eine neuere Abhandlung Schiaparellis [1898][3]) ist auch für die neuesten Darstellungen aus der Geschichte des heliozentrischen Systems, z. B. in der von Hinneberg herausgegebenen „Die Kultur der Gegenwart“ grundlegend geblieben. Die umfangreichen, alle bisherigen Untersuchungen weit überragenden Studien des Krakauer Prof. L. A. Birkenmajer zur Entwickelungsgeschichte der koppernikanischen Idee sind noch garnicht, die erkenntnistheoretischen Untersuchungen des Franzosen P. Duhem noch recht wenig benutzt worden. Daher ist das Bild, das uns Hepperger's Mechanische Theorie des Planetensystems und Franz Boll's, Die Entwickelung des Astronomischen Weltbildes im Zusammenhang mit Religion und Philosophie, beides Abhandlungen in Hinnebergs Kultur der Gegenwart[4]), ebenso J. L. Heiberg's Naturwissenschaften, Mathematik und Medizin im klassischen Altertum [1920][5]) entwerfen, ebenso klar wie dürftig. Sie wissen kaum viel mehr zu sagen, als was Koppernikus (im folgenden dafür Kop.) selbst in seinem Widmungsbriefe gesagt hat. Sie berichten freilich, wie die primitive Vorstellung von der Erde als dem ruhenden Mittelpunkt der Welt von den Griechen aufgegeben und die Anschauung der Pythagoreer von der Kugelgestalt der Erde und der Himmelskörper überhaupt durch Philolaos zu einer Bewegung der Erde um ein Zentralfeuer vorgeschritten, bis Aristarch von Samos im 3. Jahrhundert das vollständige koppernikanische System verkündete. Vergeblich erwarten wir aber in diesen allgemeinverständlichen Einführungen in die astronomische Lehrentwicklung Antwort auf die Fragen: Hat Kop. unmittelbar bei den Griechen angefangen oder nicht vielmehr nachträglich sich von ihnen Bestätigung und weitere Klärung geholt? Sind nicht etwa Zwischenglieder, nähere Vorläufer aus der Reihe der mittelalterlichen Scholastiker, einzuschalten? Es werden uns die einzelnen griechischen Vertreter der Weltsysteme genannt, auch

---

[2]) G. V. Schiaparelli, I precursori di Copernico nell' Antichità. Deutsch von M. Curtze. Leipzig 1876.

[3]) In der Zeitschrift Atene e Roma I. 1898.

[4]) Die Kultur der Gegenwart, herausgegeben von Paul Hinneberg. Astronomie unter Redaktion von J. Hartmann. Des Gesamtwerkes Teil III, Abteil. III, 3. 1921. Leipzig und Berlin. Darin S. 216 ff. J. v. Hepperger, Mechanische Theorie des Planetensystems. — S. 1 ff. Franz Boll, Die Entwicklung des astronomischen Weltbildes im Zusammenhang mit Religion und Philosophie.

[5]) J. L. Heiberg, Naturwissenschaften, Mathematik und Medizin im klassischen Altertum. 2. Auflage (In „Natur und Geisteswelt“, Nr. 370) 1920.

die von Kop. selbst erwähnten, mehr nicht. Man spricht von Philolaos, einem der Pythagoreer des 5. Jahrhunderts, der zum ersten Mal in seinem Weltsystem die Erde aus dem Mittelpunkt entfernte und ein Zentralfeuer annahm, um das sich die Fixsterne, die 5 Planeten, Sonne und Mond, Erde und eine Gegenerde bewegten. Man nennt die Pythagoreer Ekphantos und Hiketas, die an Stelle der Bewegung der Erde und Gegenerde um das Zentralfeuer nun die Bewegung der Erde um ihre eigene Achse forderten. Die Systeme des Eudoxos, Aristoteles, Hipparch, Ptolemäus nahmen, so erfahren wir weiter, die Erde als Mittelpunkt an und erreichten ihren letzten Ausbau im ptolemäischen Weltsystem, das mit Ekzentern und Epizyklen die Bewegungen der Planeten zu erklären versuchte und nahezu vermochte. Ein zweites System, nach Tycho de Brahe, dem großen dänischen Astronomen des 16. Jahrhunderts, benannt, bei dem einige Planeten die Sonne umkreisen, ist wenigstens für Merkur und Venus von Herakleides von Pontos, also im 4. Jahrhundert, wohl zuerst ausgesprochen worden. Das dritte und kühnste System nahm der kleinen Erde ihren Vorrang und ließ sie gleich den andern Planeten um die Sonne kreisen, so wie Philolaos ihr bereits die Bewegung um ein Weltfeuer als Mittelpunkt gegeben hatte. So schloß sich an das Weltbild des Philolaos spätestens im 3. Jahrhundert vor Christus auch das koppernikanische Weltsystem an, vertreten von Aristarch von Samos und Seleukos von Seleukeia. Diese Grundlinien, die Franz Boll mit sicherer Hand zeichnet, lassen auch nicht einmal ahnen, welche Rolle der Widerstreit zwischen Aristoteles und Ptolemäus, zwischen den Vertretern der Homozentren und Exzentren, in der Stellungnahme des Kop. spielen mußte. Und mit welchen von ihnen ist Kop. in geistige Verbindung getreten? Wie hat er diese Verbindung gefunden? Unmittelbar oder in Umbildungen? Erst Birkenmajer hat uns die einzelnen Quellen und Zuflüsse antiker Kenntnisse ins Gedankengut des Kop. aufgedeckt. Sehr anfechtbar ist, wie wir sehen werden, die Formulierung Franz Boll's: „Kop. hat sehr wohl gewußt, daß seine entscheidende Erkenntnis ihm von den Griechen des 3. vorchristlichen Jahrhunderts vorweggenommen war", noch anfechtbarer das Lob Aristarchs als unmittelbaren Vorgänger des Kop., ein Lob, das Erich Frank in seinem schwungvollen Essay über „Mathematik und Musik und der griechische Geist"[6]) zu dem klingenden Ausruf formt: „Kop. konnte einfach das fertige Resultat Aristarchs aufnehmen und da anfangen, wo die Grie-

---

[6]) Erich Frank, Mathematik und Musik und der griechische Geist. (Logos. Internationale Zeitschrift für Philosophie der Kultur. Bd. IX. 1920—21, Heft 2. Tübingen 1921, Seite 222 ff.)

chen aufgehört haben.“ So kurz und glatt war der Weg von den Griechen zu Kop. nicht. Aus der Bekanntschaft des Kop. mit Aristarch einen so gewaltigen Einfluß auf den Gedankengang des Kop. zu folgern, hat sich durch Birkenmajers Forschung als verfehlt erwiesen. Durch ihn wissen wir, daß Kop. nacheinander zwei verschiedene heliozentrische Systeme geschaffen, das eine in dem zwischen 1504 und 1512 entstandenen Commentariolus, das andere in dem koppernikanischen Hauptwerk De revolutionibus orbium coelestium, und nur im letzten Werk, nicht im Comment. kommt Aristarch zum Vorschein. Im Comment. nennt Kop. Ptolemäus, Eudoxos, Kalippos als die Schöpfer des geozentrischen Systems mit homozentrischen Sphären, ferner Hipparch und Albategni. Die Revolut. erwähnen Aristarch viermal.[7]) Auch Hepperger glaubt die Reihe der von Kop. in seinem Widmungsbriefe genannten Pythagoreer durch Aristarch ergänzen und Kop. unmittelbar mit Aristarch verbinden zu müssen. Schon Adolf Müller, Nik. Kop. [1898][8]) hat, auf Schiaparelli fußend, die Beziehung des Aristarch, dieses Hauptvertreters eines heliozentrischen Systems, zu Kop. als nebensächlich betont, hat sogar bemerkt, daß Kop. von ihm nicht viel mehr als den Namen gekannt habe. Weit über Schiaparelli hinaus weiß Birkenmajer Informationsquellen des Kop. aus der Antike zu nennen, vor allem Aratos, Kleomedes, Plinius, Proklos, Strabo, Theon, ohne sie deshalb mit dem Range von Vorläufern auszuzeichnen. Kop. hat das griechische Weltbild nicht übernommen, sondern sich nach einer Zeit kritischer Tätigkeit, die der Beschäftigung mit antikem Schrifttum, eigenen Beobachtungen und logischen Bedenken entsprang, eigener schöpferischer Arbeit zugewandt. Das ist das Endurteil Birkenmajers. Der Hinweis Ciceros auf Hiketas gab Kop. den Anstoß, sich im griechischen Schrifttum umzusehen, und ebenso trieben ihn voran die von Plutarch überlieferten Gedanken der Pythagoreer Philolaos, Heraklides, Ekphantos, welche er auch in den Schriften von Aratos, Plinius, Martinianus Capella, Vitruvius ausgesprochen fand.

Birkenmajer (im folgenden = B.) führt uns in seinen größeren Werken, Mikolaj Kopernik [1900] und Stromata Copernicana [1924][9]) in vielen Einzeluntersuchungen auf zwei ineinander verschlungenen, fast ermüdend lang angeleg-

---

[7]) Ludwig Anton Birkenmajer, Mikolaj Kopernik. Czesc pierwsza. Studya nad pracami Kopernika oraz materyaly biograficzne, Krakau 1900, Seite 84—86.

[8]) Adolf Müller S. J., Nikolaus Copernicus, der Altmeister der neueren Astronomie. Freiburg 1898.

[9]) Ludwig Anton Birkenmajer, Stromata Copernicana, Studja poszukiwania i materjaly biograficzne. W Krakowie 1924.

ten Pfaden tief hinein in die einzelnen Phasen des koppernikanischen Gedankenganges. Die ihm von seinen näheren Landsleuten sehr bald[10]) erwiesene Anerkennung, welche ihm von der deutschen Wissenschaft bisher garnicht gezollt wurde[11]), aber nach der sehr wünschenswerten Uebertragung der polnischen Werke ins Deutsche zu erwarten steht, wird auf die Scheidung dieser beiden Pfade wohl achten müssen, den philologisch-mathematischen Nachweis der literarischen Quellen und den an Zeit, Ort und Persönlichkeiten geknüpften Ablauf. Während letztere Darlegung mit einem in wissenschaftlichen Abhandlungen sehr auffälligen, gereizten Ton und mit oft wiederholten rednerischen Einwirkungen den Leser für eine national-polnische Auswertung des Gegenstandes zu gewinnen sucht und darum erst durch genaue wissenschaftliche Nachprüfung vom Vorwurf der Voreingenommenheit sich wird reinigen lassen, dürfen wir die mit erstaunlichem Fleiß und astronomiegeschichtlichem Verständnis aufgedeckten Quellen und Zeugnisse von vornherein mit größerer Zuversicht in Augenschein nehmen.[12])

Für die Entwicklung des astronomischen Gedankens des Verfassers der Revolut. orb. coel. ist von erstklassigem Wert das in Upsala aufbewahrte eigene Exemplar des Kop. der Tabulae astronomicae divi Alphonsi regis und Tabulae directionum von Regiomontanus. Die Notizen in diesem be-

---

[10]) Eine Besprechung von Mik. Kop. im Bulletin international de l'Académie des Sciences de Cracovie. Classe des sciences mathématiques et naturelles. Cracovie 1902, Seite 200 ff.

[11]) Lediglich eine Zusammenstellung der wichtigsten Ergebnisse aus Birkenmajers Mik. Kop. machte uns zugänglich B. Buszczynski, Eine der neuesten Forschungen über Coppernicus, in Mitteilungen des Coppernicus-Vereins, März 1908, 16. Heft, Nr. 1. Dezember 1909. 17. Heft, Nr. 4. In volkstümlichen Schriftchen sind einige Ergebnisse der Arbeit Birkenmajers von mir verwertet in:

1. Die Sternwarte des Koppernikus in Frauenburg (in: Das Koppernikus-Museum in Frauenburg. Elbing 1916).
2. Frauenburg, die Stadt des Koppernikus. Allenstein 1919.
3. Nikolaus Koppernikus, der Begründer der neuen Sternkunde. Die Sternwarte des Koppernikus in Frauenburg. Die ermländischen Koppernikusstädte (in: Unsere ermländische Heimat. Beiblatt der „Ermländischen Zeitung". Braunsberg, 19. Februar 1923).

Ferner: Zwei Bildnisse des Nikolaus Koppernikus (in: Die Bildnisse der ermländischen Bischöfe. Zeitschr. für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands. Band XX.), Braunsberg 1919.

[12]) Die Übersetzung der wichtigeren Abschnitte in Mik. Kop. verdanke ich den Herren Gerichtsrat Julius Brachvogel in Bromberg und stud. theol. August Scharnowski in Braunsberg, die vollständige Übersetzung von Stromata Copernicana Herrn Studienrat Basmann in Braunsberg. Die geldliche Förderung dieses Unternehmens ist das ausschließliche Verdienst des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands.

reits von Prowe bekanntgegebenen, aber bisher nicht hinreichend ausgebeuteten Buch bringen Licht in die schon erwähnte Feststellung, daß Kop. nicht einen, sondern nacheinander zwei verschiedene heliozentrische Systeme ausarbeitete, ein konzentrisch-zweiepizyklisches und später ein exzentrisch-einepizyklisches. Kop. betrachtete zunächst die Absiden (Abstandspunkte einer Planetenbahn bezüglich eines festen Punktes) der Sonne und der Planeten bezüglich der Fixsterne als unbeweglich. In den Notizen und Berechnungen des Kop., in eben diesen Alfonsinischen Tafeln, sind die Absiden der Planeten sowie deren Bewegungen schon auf die Sonne bezogen. Die Präzession, durch welche die Stelle der Sonnenabside sich verändert, wird schon in den älteren Notizen durch die konische Bewegung der Erdachse gedeutet, die sich in erster Linie an der wendekreisförmigen Bewegung der Sonnenabside widerspiegelt, und das ganze jenen Notizen entsprechende Planetensystem ist schon ohne den geringsten Zweifel heliozentrisch, offenbar in seiner ursprünglichen heliozentrischen Gestalt, die in der Folge nicht wenig verändert wurde[13]. Im Commentariolus[14]), der sich auf seinem ersten System aufbaut, nennt Kop. Ptolemäus, Eudoxos und Kalippos, die Schöpfer des geozentrischen Systems mit homozentrischen Sphären, ihm bekannt aus dem 12. Buch der Aristotelischen Metaphysik samt ihrem Kommentar des Simplicius. Die Pythagoreer sind hier nur im allgemeinen erwähnt, ein Zeugnis dafür, daß Kop. seine damaligen Kenntnisse über sie nur aus Schriften allgemeinen Inhalts über die Pythagoreer, wie aus Aristoteles und Plutarch, geschöpft hat. Ferner nennt er Hipparch und Albategni, ihm vermittelt durch die Epitome des Regiomontanus. Kop. hat sich eben in der ersten Zeit nicht der großen Ptolemäischen Himmelskunde, des Almagest selbst[15]), bedient, sondern der 1496 erschienenen Epitome Almagestae von Peurbach und Regiomontanus[16]). Aus der Metaphysik des Aristoteles schöpfte also Kop. die Nachricht von den homozentrischen Sphären des Eudoxos und Kalippos, d. h. von einem anderen geozentrischen System als dem des Ptolemäus. Gleich in den ersten Sätzen des Commentariolus sowie in der Widmung der Revolut. bekennt Kop., daß der erste Ansporn zu seinen kritischen Erwägungen die Unstimmigkeit der astronomischen Schullehre mit dem System der homozentrischen

---

[13]) Stromata, Seite 345.

[14]) Adolf Müller, Nicolai Coppernici . . commentariolus. Zeitschr. für die Geschichte und Altert. Ermlands, Bd. XII, S. 359 ff. Braunsberg 1899.

[15]) Mik. Kop., S. 84 ff.

[16]) Vgl. unten Anm. 37.

Sphären des Eudoxos und Kalippos sowie der logische Fehler jener Lehre war[17]. Von den logischen Widersprüchen in den Vorstellungen des Ptolemäus hatten seine Gedanken über die Beweglichkeit der Erde den Ausgang genommen: „occasionem nobis praestiterunt de mobilitate terrae cogitandi“[18]. Der Widerspruch im Ptolemäischen System, den wir um des Zusammenhanges des koppernikanischen mit dem griechischen Weltbilde wenigstens in Kürze hier kennen lernen müssen, zeigte sich dem Scharfsinn eines Kop. zunächst bei den Ptolemäischen Aequanten. Im Ptolemäischen System bewegt sich der Mittelpunkt des Epizykles gleichförmig auf der Peripherie der sich erhebenden Exzentrizität (=deferens), derart jedoch, daß ihr Mittelpunkt weder im Mittelpunkt der Erde, noch im Mittelpunkt der Ekliptik, sondern auf der Hälfte des Weges zwischen diesen beiden Punkten (d. h. excentr. aequans) liegt[19]. Der Widerspruch beruht weiter darauf, daß die Bewegung des Epizykels im Hinblick auf den Mittelpunkt des eigenen, sich erhebenden Kreises nicht gleichförmig war. Ein aristotelisches Hauptaxiom der alten Astronomie war aber dies, daß alle Bewegungen der Himmelskörper gleichförmig oder aus gleichförmigen zusammengesetzt sein müssen. Damit konnte der geometrische Teil des Ptolemäischen Systems nicht in Einklang gebracht werden. Die Ablehnung der logisch unmöglichen Aequanten bei den Planeten erschütterte das ganze alte astronomische Gebäude, die Preisgabe ihrer gewaltigen Epizyklen hinwiederum, eben nur eine Folgerung aus jenen, zerstörte es vollständig. Für diesen ersten, den Abschnitt der kritischen Tätigkeit in der geistigen Arbeit des Kop., spricht die Gesamtheit der Untersuchungen, insbesondere auch der Commentariolus. In diesem sehen wir alle Planeten mit einziger Ausnahme der Erde völlig ohne Exzentrizitäten, an ihrer Stelle aber die in ihrer Wirkung ihnen gleichkommenden homozentrischen Kreise, jeden mit einer bestimmten Menge von kleinen Epizyklen, und schließlich ein Neues, die Bewegung der Erde um die Sonne, die an Stelle der Menge gewaltiger Epizyklen eingeführt ist[20].

Nachdem Kop. den im Ptolemäischen System versteckten Widerspruch bemerkt und damit den Glauben an dessen Richtigkeit verloren hatte, begann er nachzudenken, ob die Erscheinungen am Himmel sich nicht auf eine andere verstandesmäßig einfachere und logischere Art erklären ließen, und durch Beobachtungen fand er,

---

[17] Stromata, S. 120.
[18] Mik. Kop., S. 445.
[19] Vgl. über das Ptolemäische System Hinneberg.
[20] Mik. Kop., S. 187—190.

daß die alte astronomische Lehre nicht bloß vernunftwidrig, sondern auch sinnenfällig falsch, mit den Erscheinungen am Himmel unverträglich war. Nachdem er sich in dieser Überzeugung befestigt hatte, beschloß er, wie er das selbst berichtet, die verschiedenen Werke der alten Schriftsteller, die er nur auftreiben konnte, zu durchmustern, ob darin etwa frühere, von Ptolemäus abweichende Vorstellungen vom Weltbau sich fänden. Und siehe da, er fand, wie er selbst aufrichtig bekennt, zuerst bei Cicero (Academicarum quaestionum libri duo 4, 39) die Erwähnung, daß einige Pythagoreer wie Hiketas, Ekphantos und andere der Meinung waren, daß die Erde irgendeine Bewegung haben könnte, dann eine ähnliche, gleichfalls von den Pythagoreern herrührende Nachricht bei Plutarch (De placitis philosophorum 3, 13). Beides war für Kop. eine ausreichende Anregung, um selbst über die Möglichkeit der Bewegung der Erde nachzusinnen. Die wichtigere, von Plutarch überlieferte Nachricht ist zu Kop. durch ein enzyklopädisches, ihm schon in seinen jüngeren Jahren als Informationsquelle dienendes Werk des italienischen Humanisten Georg Valla († 1499) De expetendis et fugiendis rebus 1501 gelangt, worin das genannte Plutarchische Schriftchen zum ersten Mal ins Lateinische übertragen ist. Diese Feststellung, auf die B. mit berechtigter Entdeckerfreude hinweist, ist fraglos ein Hauptglied der Kette, die vom koppernikanischen Weltbild zum griechischen hinüberschwingt[21]). Unter den Anregungen, welche weiter den Gedanken über die Möglichkeit irgendwelcher Bewegungen der Erde und über die Wahrscheinlichkeit der heliozentrischen Einrichtung des Systems der planetaren Welt geschürt haben, schreibt B. der astronomischen griechischen Schrift des Aratos und seines Kommentators Theon eine wichtige Rolle zu. Aus einem in Theons Kommentar von Kop. durchstrichenen Abschnitt empfangen wir die Überzeugung, daß hierbei nicht nur der Glaube an die alten Vorstellungen in Kop. wankend geworden, sondern auch die Idee von der Beweglichkeit der Erde emporgestiegen sei[22]).

Inwieweit die Lehrer des Kop. und seine Zeitgenossen als Vertreter der geozentrischen Lehre in ihrer homozentrischen oder exzentrischen Ausgestaltung die Zweifel des Kop. geweckt, wer ihn in das antike Schrifttum eingeführt hat, beantwortet uns B. für die Krakauer Zeit des jungen Studenten [1491—95], für seinen Aufenthalt in Bologna [1496—1500], in Padua [1501—04] durch Einzeluntersuchungen, die zwar zum Kapitel nationalen Anteils an der geistigen Entwickelung des Scholaren

---

[21]) Stromata, S. 162.
[22]) Mik. Kop., S. 135 ff.

wesentliche Beiträge bieten, aber die Frage einer Uebernahme des griechischen Weltbildes von Kop. nicht fördern. Einen im zeitgenössischen Schrifttum nicht zutage liegenden Zustrom antiker Kenntnisse scheidet dabei B. stillschweigend aus, desgleichen die Untersuchung von Zusammenhängen mit den früher auftauchenden Zweifeln am Ptolemäischen System, obwohl die Gewalt geistiger, nur spärlich ins Schrifttum eingebetteter Strömungen vermutet werden darf, von Pierre Duhem und andern sogar überwiegend in Rechnung gestellt wird. Hepperger ist in seiner schon genannten gemeinverständlichen mechanischen Theorie des Planetensystems an den auffallenden, anscheinend zuerst von König Alfons X. von Kastilien wegen gewisser Unstimmigkeiten erhobenen Bedenken gegen das Ptolemäische System mit Recht nicht vorübergegangen und stellt ans Ende dieses Bindegliedes mit der antiken Weltanschauung unsern Kop. als jenen, der als erster zu zweifeln aufhörte. Ernst Goldbeck, Der Untergang des kosmischen Weltbildes der Antike, [1925][23]) lehnt methodische Untersuchungen nach der Art Birkenmajers völlig ab und rechnet trotz bewußten Mangels streng philologischer Begründung mit einem mystischen, aus Platos metaphysischen Spekulationen gespeisten Einstrom, dessen gestaltende Kraft die wirkliche Ursache für die koppernikanische Geistestat gewesen sei. Es verschlägt nichts, daß Kop. selbst sich zu Ciceros und Plutarchs vermittelnder Urheberschaft bekennt. „Es ist aber wohl nicht angängig", bemerkt Goldbeck, „aus diesen doch geringfügigen Bemerkungen, die jedem gelehrten Astronomen seinerzeit zur Verfügung standen, den zureichenden Anstoß für die neue geniale Konzeption zu erkennen. Erst die neueste geschichtliche Forschung ist auf dem Wege, die wahren Quellen des astronomischen Heliozentrismus aufzufinden . . . In der bei Plato aufsteigenden, durch Vorläufer vor ihm und Nachfolger nach ihm bei Plotin in die Erscheinung tretenden Mystik ist die Mutter der heliozentrischen Lehre . . . zu erkennen." Goldbeck will wahrnehmen, „daß in der heliozentrischen Lehre eine zwar als Neben- oder Unterströmung nie ganz verschwundene Weltansicht, die platonische, wieder an die Oberfläche kommt und in einer freilich gänzlich neuen Gestalt zum Siege gelangt", er will wahrnehmen, „daß an der Wiege der neuen streng wissenschaftlichen Erkenntnis nicht eine rein wissenschaftliche Erfahrung oder ein System von

---

[23]) Ernst Goldbeck, Der Untergang des kosmischen Weltbildes der Antike. (Die Antike, Zeitschrift für Kunst und Kultur des klassischen Altertums, herausgegeben von Werner Jäger. Bd. 1. Heft 1). Berlin, Leipzig 1925.

solchen gestanden hat, sondern eine rein metaphysische Grundannahme.“ Platos astronomische Anschauungen, auf dessen Timäus Kop. hinzuweisen scheint, seien in ein dichtes Gewebe metaphysischer Spekulationen verwickelt. Die Licht- und Sonnenmetaphysik Platos, deren unabsehbare Bedeutung für den Platonismus des Mittelalters Clemens Bäumker und seine Schule aufgedeckt, habe unsern Kop. und auch bedeutende astronomische Nachfolger erfaßt; wenigstens gäbe es deutliche Anzeichen dafür, daß diese „sich in den Bahnen dieser platonischen Religiosität bewegt haben“. Der Mittelsmann für Kop. sei mit großer Wahrscheinlichkeit der damals viel gelesene Marsilius Ficinus gewesen, den er in Bologna kennen gelernt haben werde. „Der innere Vorgang erscheint nachträglich sehr einfach. Der metaphysische Heliozentrismus sprang in der Seele eines jungen genialen Astronomen in einen greifbar astronomischen um. Die zweite Aufgabe aber, diesem ersten blendenden Einfall zu wissenschaftlicher Festigkeit zu verhelfen, darin hat Kop. sein Lebenswerk erblickt und uns die Lösung in seinem Buch „De revolut.“ gegeben.“ Diese großartige Entdeckung des platonischen Gesichtes im koppernikanischen Weltbild erwartet mit unbeirrter Selbstverständlichkeit eine streng philologische Begründung des metaphysisch-platonischen Wirkungsfeldes um Kop. herum, kümmert sich nicht um den tatsächlichen, von logischen Bedenken über Beobachtungen und Quellenstudien in jahrzehntelangen Mühen zur Sicherheit sich entwickelnden Gedankengang, kümmert sich nicht um den aus den hinterlassenen Schriften und zahllosen kleinen Notizen schauenden Geist, der nüchtern rechnend, zweifelnd, sich selbst verbessernd, kaum zur Ruhe kommt, aber keineswegs im Bann einer aus unbewußtem Urgrunde aufgestiegen, beherrschenden, unverrückbaren Idee steht.

Es lohnt sich wohl kaum, auf Einzelheiten des Goldbeckschen Essays einzugehen. Immerhin! Die geringfügigen Bemerkungen bei Cicero und Plutarch, die für jede mit den unzweifelhaft gegebenen Wirklichkeiten rechnende Methode den entscheidenden Anstoß für Kop. gebildet haben, standen gewiß „jedem gelehrten Astronomen seinerzeit zur Verfügung.“ Was beweist denn diese Möglichkeit? Selbst bei Männern, denen die Forschung die Palme der Vorläuferschaft des Kop. reichen wollte, hat man keine Spur von der Kenntnis oder dem Verständnis dieser Stelle entdeckt, so z. B. bei Celio Calcagnini[24]). Dieser Erwägung gegenüber ist es belanglos, daß Kop. nicht nur vermutlich, sondern sogar nachweisbar mit den Werken des Marsilius Ficinus Bekanntschaft gemacht hat[25]).

[24]) Stromata, Abschnitt V.

[25]) Stromata, S. 306—07, 311. Mik. Kop., S. 581.

Des Kop. Stellung zum griechischen Weltbild läßt sich wohl am klarsten mit den Worten Heppergers umreißen: „Mit der Bestimmung des Abstandes der Planeten hat Kop. die Leistungen der scharfsinnigsten Denker des Altertums und Mittelalters überholt. Mit seinem Namen wird auch das heliozentrische System bleibend verknüpft sein, trotzdem wahrscheinlich schon Plato, gewiß aber Aristarch von Samos (260 v. Chr.) die Ansicht ausgesprochen hatten, der Himmel stehe still, die Erde bewege sich dagegen in einem schiefen Kreise um die Sonne und drehe sich zugleich um ihre Achse. Denn Kop. war es, der diese Idee aus dem Schatten der Vergessenheit zog und durch Verallgemeinerung und eingehende Begründung zu einer lebenskräftigen, wissenschaftlichen Lehre erhob."

2.

Der Andeutung Heppergers von mittelalterlichen Widersprüchen gegen das ptolemäische System zu folgen, die Stellungnahme der Scholastiker des Mittelalters und ihre Beziehungen zu Kop. zu registrieren, das gestatten uns die Untersuchungen Pierre Duhems, Professors an der Universität Bordeaux. Duhem hat als einziger den Streit um die beiden aus der Antike überlieferten geozentrischen Systeme, das durch homozentrische Sphären charakterisierte System des Eudoxos und das mit Epizyklen und Exzentren rechnende System des Ptolemäus, bis ins 13. Jahrhundert zurück untersucht und die unerhörte Entdeckung gemacht, daß ein Unbekannter schon vor dem Jahre 1322 das koppernikanische System vertreten, und daß ungefähr 50 Jahre später ein Bischof von Lisieux, gen. Nikolaus von Oresme, mit größter Klarheit und Bestimmtheit die koppernikanische Lehre vorgetragen hat; in Kürze berichtet darüber Überwegs Grundriß der Geschichte der Philosophie [10. Aufl. 1915][26]). Duhem hatte also einen französischen Vorläufer des Kop. gefunden, den er im Überschwang nationalen Hochgefühls nicht bloß als eigentlichen Vorläufer des Kop. verkündete, sondern gern zu dessen Inspirator erhoben hätte. In einem Schriftchen über N. Oresme 1909[27]) schreibt Duhem: „Es ist sehr leicht möglich, daß Kop. den Kommentar des Nik. Oresme zu des Aristoteles De coelo et mundo nicht gekannt hat. Anderseits, wenn man liest, was Kop. in seinem

[26]) Fr. Überwegs Grundriß der Geschichte der Philosophie der patristischen und scholastischen Zeit. 10. Auflage, herausgegeben von Dr. Matth. Baumgartner. Berlin 1915, Seite 571.

[27]) Pierre Duhem, Un précurseur français de Copernic: Nicole Oresme 1377, in Revue générale des Sciences pures et appliquées, Paris, 20e année, 15. Nov. 1909, Seite 866—873.

Werk De revolut. orb. coel. geschrieben hat, um die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit der täglichen Bewegung der Erde aufzustellen, ist man überrascht von den Analogien, die den Gedanken des Domherrn von Thorn dem des Bischofs von Lisieux nähern. Man ist geneigt, das Werk De revolut. für ein „résumé trop concis et quelque peu obscur“ des Oresmeschen Traktates zu halten. Ist N. Oresme nur der Vorläufer des N. Koppernikus gewesen? Ist er nicht noch dazu dessen Inspirator gewesen? Wir stellen die Frage, ohne daß wir es wagen, die Antwort zu formulieren.“ Kop. also fast ein Plagiator, dieser unbestreitbar aufrichtige, bescheidene Charakter, der in der Widmung seines Werkes mit staunenswerter Schlichtheit den Entwickelungsgang seiner Idee bekennt und im Gegensatz zu jeder Ehrsucht erst als 70jähriger sein Manuskript von seinen Freunden sich entwinden läßt! Ein Plagiator der Mann, der nach Birkenmajers Zeugnis in mühevollster, jahrelanger Arbeit ein heliozentrisches System ausarbeitete, es dann verwarf und ein neues schuf, dies zweimal völlig veränderte, ja bis in die letzten Lebenstage hinein nicht völlig davon befriedigt war? Dieser vorbildlich bescheidene und aufrichtige Mann würde es verschwiegen haben, wenn Nikolaus Oresme ihm nicht nur flüchtig bekannt geworden, sondern sein Inspirator gewesen wäre? B. ist an Duhems Arbeiten leider ganz vorübergegangen, aber bei seiner außergewöhnlich erfolg- und umfangreichen Spürarbeit wäre es seltsam, wenn er eine wirklich vorhandene Spur Oresmes nicht entdeckt hätte. Duhem, der bereits 1908 eine Studie über die physikalischen Theorien von Plato bis Galilei veröffentlicht[28]) und in seinen Studien über Lionardo da Vinci das physikalische Weltbild der Pariser Nominalisten des 14. Jahrhunderts in den Jahren 1906, 1909 und 1913[29]) immer weiter aufdeckte, wird später in seiner heißblütigen Ausrufung Oresmes zum Inspirator des Kop. zwar zurückhaltender, steigert aber seine Bewertung Oresmes als dessen Vorläufer. Duhems Linienführung, die über die Gipfelpunkte Albert von Sachsen, Nikolaus von Cues, Lionardo da Vinci geht, gewinnt in seiner abschließenden Studie über Lionardo folgende Gestalt: Während des ganzen 14. Jahrhunderts haben Physiker, wie Franz de Mayronis, der Zeuge des schon genannten, vor 1322 auftauchenden, sonst unbekannten Koppernikaners[30]), und Albert von Sach-

[28]) Pierre Duhem, Essai sur la Notion de Théorie physique de Platon à Galilée. Extrait des Annales de Philosophie Chrétienne. Paris 1908.

[29]) Pierre Duhem, Etudes sur Léonard de Vinci. 1. série Paris 1906. 2. série Paris 1909. 3. série Paris 1913.

[30]) Pierre Duhem, Francois de Mayronnes et la question de la rotation de la terre. Arch. Franc. Hist. 1913, Seite 23—25.

sen[31]), in der Annahme einer beweglichen Erde und eines unbeweglichen Firsternhimmels ein befriedigenderes astronomisches System als das der bewegungslosen Erde gesehen. Unter diesen Physikern hat Nikolaus Oresme die Gründe dafür mit einer Vollständigkeit und Genauigkeit entwickelt, die Kop. bei weitem nicht erreicht hat. Das Prinzip, das er klar formuliert, hat Kop. nur angedeutet (indiqué). Der besonders von Albert von Sachsen und Nikolaus Cues beeinflußte Lionardo hat mit seiner, die Lehre des Cusaners widerspiegelnden These die Lehre des Kop. vorbereitet, mit der These: „Die Erde ist nicht in der Mitte des Sonnenkreises, auch nicht in der Mitte der Welt, sondern in der Mitte der sie begleitenden und mit ihr vereinigten Elemente." Oresme ist nicht nur darin der Vorläufer des Kop., indem er die tägliche Bewegung der Erde gegen die Argumente der Peripatetiker verteidigte, sondern besonders auch dadurch, daß er eine Theorie der Schwere formulierte, die zuerst von Cues, dann von Lionardo, dann von Kop., dann von Giordano Bruno angenommen wurde; erst die Oresmesche Theorie der Schwere hat die koppernikanische Umwälzung ermöglicht. Soweit Duhem. Wir können seinen glänzenden Thesen zunächst nur die Warnung Gerhard Ritters in seinen Studien zur Spätscholastik [1921][32]) entgegenhalten. „Ich habe zuweilen doch den Eindruck," äußert Gerh. Ritter, „daß Duhem seine These von der Bedeutung der Pariser Theorien des 14. Jahrhunderts für die moderne Naturwissenschaft überspannt." Und Alex. Birkenmajer, Vermischte Untersuchungen zur Geschichte der m. a. Philosophie 1922[33]) nennt in anderem Zusammenhang Duhems Untersuchungen zwar geistreich, aber im allgemeinen leider wenig umsichtig. Geradezu mangelhaft und leer an Beweisgründen, wenn auch reich an Beiträgen zur Astronomiegeschichte überhaupt, ist Duhems Versuch, uns begreiflich zu machen, daß von dem heftigen Streit zwischen den Averroisten und Ptolemäern an den italienischen Universitäten, also von dem

---

[31]) Über Duhems Stellung zu Albert von Sachsen: Georg Heidingsfelder, Albert von Sachsen. Sein Lebensgang und sein Kommentar zur Nikomachischen Ethik des Aristoteles. Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters. Bd. XXII, Heft 3—4, Münster 1921. Vorwort.

[32]) Gerhard Ritter, Studien zur Spätscholastik. I. Marsilius von Inghen und die okkamistische Schule in Deutschland. (Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse. Jahrg. 1921. 4. Abhandlung.) Heidelberg 1921. Seite 11, 70, 77, 100.

[33]) Alexander Birkenmajer, Vermischte Untersuchungen zur Geschichte der mittelalterlichen Philosophie. Münster 1922. Seite 216: „Duhems geistreiche, aber (wie es leider auch sonst bei ihm der Fall zu sein pflegt) wenig umsichtige Untersuchungen haben auch in dieser Hinsicht (betr. Tiralloschi) kein neues Material beigesteuert."

Streit um die homozentrische und die exzentrische Form des geozentrischen Systems, des Kop. Geist den zündenden Funken empfangen habe, „a jailli l'étincelle qui allumé le génie de Copernic“[34]). Duhem glaubt hier das Echo der Lehren zu spüren, die im 14. Jahrhundert Albert von Sachsen und im 15. Jahrhundert Nikolaus von Cues gegeben, jene beiden von Lionardo zutiefst erfaßten Geister, die „ont contribué pour une grande part à la révolution copernicaine“[35]). Nach Duhem nahm die Pariser Universität im 14. Jahrhundert das ptolemäische System an, ohne darüber zu streiten, während die christliche Scholastik des 13. Jahrhunderts zwischen den beiden Systemen, dem des Ptolemäus und dem von Aristoteles und seinem bedeutendsten Kommentator Averroes vertretenen (homozentrischen), schwankte. Eine hier nicht zu übersehende Ausnahmestellung scheint der große Bahnbrecher der Wissenschaft im 13. Jahrhundert, der Pariser Lehrer Thomas von Aquin [† 1274] trotz seiner für ihn unbestreitbaren Autorität des (echten) Aristoteles eingenommen zu haben. Seine Bemerkung im Kommentar zu des Aristoteles De coelo et mundo, zweites Buch, 17. Lektion, „quia forte secundum aliquem alium modum nondum ab hominibus comprehensum apparentia circa stellas salvatur“, richtet sich offensichtlich nicht gegen eins oder das andere geozentrische System. Wir werden A e m. S c h ö p f e r beipflichten können, der in seiner volkstümlichen zusammenfassenden Darstellung über Thomas von Aquin [1925] urteilt: Thomas hat hier damit gerechnet, daß durch die Forschung einmal ein anderes Weltsystem aufgestellt werden könnte[36]). Wie die Pariser Universität im 14. Jahrhundert, so schloß sich, nach Duhem, die von einem Pariser Universitätslehrer begründete Universität Wien ohne Diskussion an Ptolemäus an und setzte alle ihre Kräfte daran, die Berechnungen auf Grund dieses Systems zu entwickeln; ihre berühmtesten Lehrer, Georg Peurbach und Johannes Müller von Königsberg (Regiomontanus)[37]), deren 1496 herausgegebene Epitome zum Almagest des Ptolemäus in ihrer Bedeutung für

---

[34]) Essai, Seite 40, 50, 53, 73.

[35]) Etudes, 2. série, 269.

[36]) A e m. S c h o e p f e r, Thomas von Aquin. Innsbruck, Wien, München 1925, Seite 120, 121.

[37]) G e o r g P e u r b a c h (1423—1461), Ein treuer Schüler des Cardinals Nikolaus von Cues, hatte auf seinem Sterbebette seinen Freund Johannes Müller (1436—1476) beschworen, im Andenken an ihren besten und würdigsten Kardinal sein Werk über Ptolemäus zu vollenden, bei Joseph Lenz, De docta ignorantia oder die mystische Gotteserkenntnis des Nikolaus Cusanus in ihren philosophischen Grundlagen (Abhandlungen zur Philosophie und Psychologie der Religion. 3. Heft). Würzburg 1923.

Kop. bereits erwähnt wurde, taten so, und niemals kam ihnen der Gedanke, die Natur und den Wert der dieses Wissen tragenden Hypothesen zu erforschen. Im Gegensatz zu diesen beiden Universitäten standen, nach Duhem, die Averroisten der Schule von Padua, diese als Opfer der Illusion, daß man mit einer mathematischen Doktrin eine astronomische Lehre herleiten kann, jene als Opfer der Auffassung, daß die zuverlässige Feststellung der Himmelserscheinungen den Hypothesen, die von diesen Tatsachen Rechenschaft ablegen sollen, Gewißheit verleihen kann; beide huldigten dem gleichen Irrtum, indem sie den die astronomische Theorie tragenden Hypothesen eine wirkliche Realität zuerteilten.

Und an diesem heftigen Streit zwischen den Averroisten und Ptolemäanern an den italienischen Universitäten soll in Kop. der Entdeckerfunke sich entzündet haben? Gewiß hat sich Kop. mit Averroes, dem Anhänger der homozentrischen Sphären und darum auch mittelbarem Vertreter der Vorstellungen Platos auseinandergesetzt. Genau dieselben Argumente, die Averroes in seinem Kommentar zur Metaphysik des Aristoteles gegen die ptolemäischen Exzentren-Epizyklen vorbringt, haben den Kop. nach seinen eigenen Worten zum ersten Male mit Unglauben an die Wahrheit des geozentrischen Systems erfüllt. In den Folgerungen bestand zwischen Kop. und Averroes ein gewaltiger Unterschied: Kop. entdeckte die wahren, physischen Grundlagen des Weltsystems, Averroes bemühte sich, die homozentrischen Sphären des Eudoxos und Kalippos wiederherzustellen. Aber es ist kein Anzeichen dafür da, daß diese Auseinandersetzung erst in Padua erfolgte; B. hält es mit größerem Recht für verwunderlich, wenn Kop. nicht in Krakau, wo in den 4 Jahren 1491 bis 1495 acht Erklärungen der Aristotelischen Metaphysik und zwei exercitia darüber gehalten wurden, nichts von der Polemik des Averroes gegen die Ptolemäischen Exzentren-Epizyklen gehört hätte. Duhem folgert lediglich aus der Widmung des Werkes De revolut., Kop. fasse das Problem ganz im Sinne seiner italienischen Lehrer an: Die Himmelserscheinungen dürfen nur mit solchen Hypothesen erklärt werden, die der Natur der Dinge gemäß sind. Kop. sei bei einer Hypothese stehengeblieben; nur der Gegenbeweis, daß gerade diese und keine andere Hypothese die Himmelserscheinungen erklären könne, hätte seine Hypothese zur Wahrheit wandeln können. Diese Folgerung eben findet Duhem klar bestätigt in der Narratio prima des Rhetikus. Seine wertende Beurteilung leidet aber unter dem Mangel geschichtlicher Feststellungen und reicht darum ebensowenig hin, als wenn er z. B. den Einfluß der Theorie des

Heraklides auf das System des Kop. leugnet[38]), da dieser doch selbst auf Heraklides im Widmungsbrief der Revolut., auf den entscheidenden Anstoß hinweisend, Bezug nimmt[39]). Auch nach B.'s Gelegenheitsschrift zum Jubiläum der Universität Padua [1922][40]), ist Italien, näherhin Padua die Stätte, wo Kop. zum ersten Male den Gedanken über den wahren Bau des Weltalls faßte und bis zum Frühjahr 1503 sich unzweifelhaft für das heliozentrische System entschied. Während aber Duhem sich in Ausdeutung des Widmungsbriefes des Kop. und der Narratio prima des Rhetikus, der 1539 bis 1541 als Schüler und Gast bei Kop. in Frauenburg weilte, einseitig festlegt, sucht B., fest auf dem Boden geschichtlicher Nachweisbarkeit wurzelnd, den ganzen Kreis der zeitgenössischen Gelehrten Italiens nach jenen Männern ab, deren Anschauungen tatsächlich auf Kop. Einfluß ausgeübt haben, fragt nach bei Maria Novara di Ferrara, bei Laurentius Bonincontri von S. Miniato, Philippus Callimachus, Celio Calcagnini, Benedikt Tiriaca, Nikolaus Vernia, Hieronymus Fracastor, Lukas Gaurikus. B.'s Methode führt unstreitig eher zu sicheren Ergebnissen bei der Frage, woher Kop. den ersten Anstoß zu seinen kritischen Ideen über die astronomischen Theorien seiner Zeit empfangen hat und auf welchem Wege er zu seinem System gelangt ist. Es war also verfrüht und unvorsichtig, wenn A. Süssenguth in der Frankfurter Zeitschrift „Die Umschau" 1920 verkündete: „Der Ausgangspunkt der modernen Mechanik und Himmelsphysik ist nicht Kop. und nicht Galilei, sondern die Pariser Schule Wilhelm von Ockhams im 14. Jahrhundert", oder wenn derselbe in der populären Zeitschrift „Natur und Kultur" 1920 die Worte gebraucht: „Zwar ist Kop. gar nicht derjenige, der das heliozentrische Weltbild zuerst entworfen hat, sondern dies Verdienst gebührt, wie wir heute wissen, mit viel höherem Rechte dem Nik. von Oresme". Gewiß, Kop. ist nicht der erste, der das heliozentrische Weltbild zuerst entworfen hat, das war vielleicht schon Plato oder Herakleides aus Pontos, bestimmt aber Aristarch von Samos [260 v. Chr.], und Verfechter dieses Weltbildes war bereits Seleukos aus Seleukeia [um 150], aber Kop. hat weder das griechische noch das französische Weltbild übernommen, sondern nur von einiger Seite Denkanstöße empfangen.

---

[38]) Pierre Duhem, Le système du monde, histoire des doctrines cosmologiques de Platon à Copernic, Tome III, Deuxième partie. L' Astronomie latine au moyen age (Suite). Paris 1915. Seite 49, 126.

[39]) Stromata, S. 163.

[40]) L. A. Birkenmajer, Niccolò Copernico e l' università di Padova. Cracovia 1922.

3.

Ebensowenig dürfen italienische Humanisten als Vorläufer des Kop. im Duhemschen Sinne angesehen werden. In der schon genannten Jubiläumsschrift für Padua weist B. ausführlich die behauptete Vorläuferschaft des Hieronymus Fracastor ab, dessen Werk Homocentrica diese Rolle gespielt haben soll. Das System der homozentrischen Kreise, belehrt uns B., hat Fracastor gar nicht selbst gefunden, wie man meint, sondern er hat nur die homozentrische Sphäre des Eudoxos und Kalippos erneuert und auf diese auch in seinen Werken Bezug genommen. Jedenfalls brauchte Kop. dieses System nicht erst von Fracastor entlehnen. Die weitere Behauptung, daß Fracastor durch seine Bekämpfung der planetarischen Epizyklen sich den Weg zum koppernikanischen Weltbild gebahnt habe, verstößt gegen die Tatsache, daß Kop. nicht die Epizyklen verworfen, sondern vielmehr in seinem eigenen System mehr als 20 solcher Kreise eingeführt hat. Fast ganz auszuschalten ist der offizielle Vertreter der Astronomie in Padua zur Zeit des Kop., Benedikt Tiriaca, der sich eben in seinen Vorlesungen zweifellos auf die in jener Zeit hochgeschätzten Werke seines Vorgängers, auf die Kommentare des Franziskus Kapuanus von Manfredonia zu der Sphaera Mundi des Johannes von Sacrobosco stützte. Wichtiger ist des Kop. Bekanntschaft in Padua mit dem gelehrten Lektor der Astronomie Lukas Gaurikus, dessen großer Gönner der Kardinal Alexander Farnese, der spätere Papst Paul III., selbst ein großer Freund der Astronomie war; in dem Werk De revolut. finden sich Spuren der Gemeinsamkeit mit Gaurikus. Der berühmteste unter den Gelehrten Paduas war Nikolaus Leonicus Tomeus, Professor der antiken Philosophie und Literatur; er hat mehr als die vorher genannten dem Kop. den Weg geebnet, hat ihn zur Lektüre der alten astronomischen Schriften geführt. Von ihm und Markus Mussurus, nicht von Antonius Urceus in Bologna, wie bisher behauptet wurde, hat Kop. das Griechische erlernt. Mit ganz anderem Maße ist das Verhältnis von Kop. zu Dominikus Maria aus Ferrara zu messen, mit dem zusammen Kop. nach dem Zeugnis des Rhetikus in Bologna Himmelsbeobachtungen entscheidendster Art ausführte. B. kommt zu folgendem Ergebnis[41]: Die ältesten Notizen des Kop. in seinem Buch der Alphonsinischen Tabellen bezeugen die in die letzten Jahre des 15. Jahrhunderts fallende begonnene Konstruktionsarbeit des heliozentrischen Systems. Ebenso bezeugen dies die damals in Italien vorgenommenen Beobachtungen des Mondes, der Fixsterne und

---

[41]) Mik. Kop., S. 445 f.

der Sonne, die das in der koppernikanischen Astronomie angewandte Sternenjahr zum Unterschied vom Wendekreisjahr feststellen sollten; insbesondere eine Himmelsbeobachtung in Bologna im März 1497 fiel so aus, daß sie dem Anlegen der Axt an die Wurzeln des alten, aber unfruchtbaren Baumes glich, des geozentrischen Organismus. „Erscheint es angesichts dessen verwunderlich, daß bei dem vertraulichen Verkehr dieser beiden Menschen (Dominikus und Kop.) der eine dem andern seine Gedanken und Ansichten anvertraute, daß . . . die Vermutungen, Absichten des einen loyal zu einem gewissen Eigentum des andern wurden? Der Charakterumriß des großen Astronomen, den uns Rhetikus aufbewahrt hat: seine Offenheit gegen die Menschen mit einem philosophisch entwickelten Geiste, diese Bescheidenheit, ich würde sagen Demut, die das ganze geistige und öffentliche Leben dieses ungewöhnlichen Mannes auszeichnete, diese Liebe zur Wahrheit um ihrer selbst willen, . . . die soweit ging, daß sie beinahe auf den Eigentumstitel der unsterblichen Entdeckung zu Gunsten der von Cicero und Plutarch erwähnten griechischen Gelehrten verzichtete — dieser Charakterumriß also bewahrheitet wirklich bis zum Übermaß die sicherlich niemandem Schmach antuende Vermutung, daß Dominikus Maria die Erstlinge kannte, die von dem Gedanken des Genossen seiner astronomischen Tätigkeit geboren wurden.“ Ein völlig sicherer Beweis könne freilich erst geboten werden, wenn die Schriften des Dominikus Maria aufgefunden werden.

Noch ernstlicher ist die Frage nach der von Hipler gründlichst erörterten Vorläuferschaft Celio Calcagninis[42]. Wir müssen wiederum die gegnerische Beweisführung B.'s als einzig dastehende Studie[43] gebrauchen. B. erkennt die Gemeinsamkeit zahlreicher Gedanken und sogar Ausdrücke Calcagninis mit Kop. an und stellt hierfür eine Reihe Belege zusammen. Beide begründen die Möglichkeit einer Bewegung der Erde mit einer gewissen Zahl gleicher Behauptungen und berufen sich zum großen Teil auf ebendieselben Autoren des Altertums. B. stellt aber entschieden in Abrede, daß Calcagnini die Schriften des Kop. benutzt habe oder umgekehrt Kop. erst von dem Werke dieses Ferrarischen Humanisten inspiriert worden sei, sondern erklärt diese Verwandtschaft als die Wirkung einer ehemaligen mündlichen Unterredung beider Gelehrten. Den etwaigen Einwand, daß beide unabhängig denselben zitierten Autor verwertet hätten, weist B. als unwahrscheinlich zurück und betont insbesondere, daß Calcagnini, abgesehen von der

---

[42]) Franz Hipler, Die Vorläufer des Nikolaus Coppernicus insbesondere Celio Calcagnini. Thorn 1882. (Mitteilungen des Coppernicus-Vereins, Heft IV.)

[43]) Stromata, Abschnitt V.

Drehbewegung der Erde ein treuer Bekenner der geozentrischen Vorstellungen sei, daß also die Erde sich bei ihm nach alter Weise mitten im Weltall befindet und die Sonne ein beweglicher Planet ist. Calcagnini gestehe selbst, daß er noch im Januar des Jahres 1505 von der kühnen Vorstellung einer unbeweglich mitten in der Planetenwelt stehenden Sonne nichts gewußt hat, und es lasse sich ersehen, daß er noch im Jahre 1516 und 1521 ebensowenig davon wußte, obwohl Calcagnini im Jahre 1518 in Krakau von Dantiskus mündliche Kunde von der koppernikanischen Entdeckung erhalten haben sollte; diese Annahme, zuerst von Hipler in seinem Celio Calcagnini (Mitteilungen des Coppernicus-Vereins, Heft IV) ausgesprochen und anfangs auch von B. geteilt, habe sich als falsch erwiesen. Von den zwei wesentlichen Stücken des koppernikanischen Weltbildes, der doppelten Bewegung der Erde und der zentralen Stellung der Sonne für die Erde und die andern Planeten hat Calcagnini nichts weiter gekannt und gemutmaßt, als die Beweglichkeit der Erde um ihre Achse in 24 Stunden. Offenbar war ihm auch der Inhalt, vielleicht sogar die Existenz des Commentariolus unbekannt, nicht bloß damals, als er sein vielberufenes Schriftchen „Quod coelum stet“ verfaßte, sondern dauernd. Die vier griechischen Astronomen Eudoxos, Kalippos, Hipparch und Ptolemäus, die im Commentariolus genannt sind, erwähnt Calcagnini in seinen längeren Ausführungen nicht ein einziges Mal, und den bedeutenden, im Commentariolus wohl beachteten Unterschied zwischen den beiden geozentrischen Systemen, dem des Eudoxos ohne Epizyklen und dem des Ptolemäus mit Epizyklen, weiß Calcagnini nicht. Ebenso wie andere vor ihm und nach ihm kannte oder verstand er die Plutarchischen Placita und Ciceros Acedem. quaest. nicht. Das in Rede stehende Schriftchen Calcagninis ist nicht, wie Hipler meinte, zwischen 1518 und 1524 entstanden, also nach der Rückkehr Calcagninis aus Krakau; seinen ausschließlichen Beweisgrund für die drehende Bewegung der Erde — von dem jährlichen Umlauf der Erde um die Sonne und vom Umlauf aller anderen Planeten um denselben Zentralkörper steht in Calcagninis Schrift Quod coelum stet kein einziges Wort —, ein Zitat aus Ciceros Quaest. academ. libri 2 brauchte er sich nicht erst aus Krakau holen. Man muß nach B. vielmehr annehmen, daß Calcagnini die Schrift in seinen jüngeren Jahren unter dem Einfluß einer mündlichen Besprechung mit Kop. in Ferrara, wo dieser 1503 sich aufhielt, verfaßt hat. Beide haben damals in Ferrara jene Erwähnung Ciceros von Hiketas gemeinsam erwogen. Aber wenigstens der eine von ihnen, Calcagnini, hat die weiteren und wichtigen Glieder jener alten wissenschaftlichen, vor allem von Plutarch

übermittelten Überlieferung von der Vorahnung einer zweiten Bewegung der Erde, ihrer Bewegung um ein zentrales Feuer, das Symbol der Sonne, nicht erkannt. Kop. war damals, im Sommer 1503, als er in Ferrara mit Calcagnini in Verkehr stand, sich der von Cicero erwähnten Achsendrehung der Erde, wohl bewußt; hingegen war der zweite Kernpunkt seines Systems, der Umlauf um die Sonne, worauf er durch Plutarch geführt wurde, ihm damals noch nicht klar zum Bewußtsein gekommen. B. kommt zu folgendem Ergebnis: „Calcagnini kann als wissenschaftlicher Vorläufer des Kop. schon deshalb nicht gelten, weil mit gleichem und vielleicht noch größerem Recht als solche auch Theophrastus, Cicero, Plutarch . . . dafür gelten müßten, die jedoch als seine Vorläufer weder galten, noch gelten können. Denn sie waren höchstens Bewahrer der alten pythagoreischen Überlieferung, sie haben diese aufbewahrt und für die Nachwelt gerettet. Dem Ferrarischen Humanisten kann man nicht einmal dies Verdienst zuerkennen; denn er hat nur einen fremden, nicht einen eigenen Gedanken nach Cicero wiederholt, ihn umschrieben und durch Vielrederei verwässert. Ja, er hat nicht einmal gegen das Ende seines Lebens [† 1541], wo das Werk des Kop. in Nürnberg schon unter der Druckerpresse war, die geringste Ahnung von dem richtigen Stande der Dinge gehabt, von dem Wesen und dem Thema des heliozentrischen Systems“[44]). Übrigens scheine Calcagnini selbst den Gedanken von der Achsendrehung der Erde bald aufgegeben zu haben, da der bayerische Gelehrte Jakob Ziegler, für Calcagnini der Inspirator und gewissermaßen das Orakel, sich gegen den Gedanken erklärt habe. Die Vermutungen neuerer, besonders italienischer Gelehrter, über den Anteil des Calcagnini an der Entdeckung des richtigen Baues der Planetenwelt seien als Phantastereien zu betrachten[45]).

4.

Und der berühmte deutsche Kardinal Nikolaus von Cues, der in seiner Docta ignorantia das Wort gesprochen: „Terra igitur, quae centrum esse nequit, motu omni carere non potest“[46]) und in seinen Placita den heliozentrischen Gedanken vertreten soll? Nicht nur die früheren Forscher, wie Hipler, sondern auch Duhem weisen dem deutschen Kardinal, wie wir gesehen haben, einen hervorragenden Platz in der auf Kop. laufenden Richtung an. Im volkstümlichen Schrifttum neuester Zeit wird der Cusaner noch höher

[44]) Stromata, Seite 189.
[45]) Stromata, Seite 190.
[46]) Max Jakobi, Das Universum und seine Gesetze in den Lehren des Kardinals Nikolaus von Cusa. (Dissertation.) Berlin 1904.

erhoben. Aem. Schöpfer spricht von ihm in seiner schon erwähnten, Quellen nicht nennenden Darstellung über Thomas von Aquin [1925]: „Den ersten Stoß versetzte dem traditionellen Weltsystem . . . Nikolaus von Cues . . . Er verwarf die Grundlage, auf der das System beruhte, nämlich das Prinzip des Augenscheins, er verwarf die Unbeweglichkeit der Erde und schrieb ihr eine doppelt Bewegung zu, die Drehung um ihre eigene Achse und die Fortbewegung im Weltraum . . . Er kam aber nicht soweit, der Sonne eine zentrale Stellung zuzuweisen und so das Verhältnis der Planeten zu ihr zu bestimmen." Den zweiten Stoß versetzte dem Ptolemäischen Weltsystem der Frauenburger Domherr Nikolaus Koppernikus[47]). Nach B.[48]) finden wir bei Kop. keine direkte Erwähnung des Cusanus, wohl aber eine inhaltliche, da, wo er von der Quadratur des Kreises handelt. Kop. kannte wenigstens einen Traktat dieses deutschen Gelehrten. Zur Frage der Abstammung des Hauptgedankens des Kop. „aus den astronomischen Träumereien" des Cusaners äußert Birkenmajer, es sei noch sehr zweifelhaft, ob die „nebelhaften" Placita den heliozentrischen Gedanken enthalten. Die zeitlich frühere Stellung des Kardinals sei doch nur die Bedingung, nicht ein Beweis der sehr unwahrscheinlichen Abstammung. Unvergleichlich mehr als einem Nikolaus von Cues über die Beweglichkeit der Erde konnte Kop. den Schriften des Cicero, Plutarch, Vitruvius, Makrobius, Martianus Capella entnehmen, die ihm alle schon frühzeitig bekannt waren. Der Cusaner erwähnt solche Schriften selbst dort nicht, wo er eine solche Möglichkeit andeutet, nämlich in seiner Schrift De docta ignorantia, ja an anderer Stelle in derselben Schrift behauptet der Verfasser sogar wieder die Unbeweglichkeit der Erde. Nach B. also spannt sich kein Bogen von Cues nach Frauenburg, vom Moseltal zu dem Dom überm Meer.

5.

Der vollständige Mangel an Besprechungen der Birkenmajerschen Schriften[49]) und an gleichartigen Untersuchungen zwingt uns noch mehr als bisher, da wir den Spuren des koppernikanischen Weltbildes bei den Italienern und bei Nikolaus von Cues nachgingen, den Anteil einer Nation an der Entstehung und Reife des koppernikanischen Geisteswerkes einseitig nach Birkenmajer darzustellen, wenn wir nunmehr den Zusammenhang mit den zeitgenössischen in Polen lebenden Gelehrten aufzeigen. Fast in jedem Kapitel der Birkenmajerschen Schriften brodelt der heiße Atem des Kampfes für einen Nationalheros, der sein

[47]) Aem Schoepfer, a. a. O., S. 112.
[48]) Mik. Kop., S. 250.
[49]) Die unter Nr. 10 und 11 der Anmerkungen genannten Abhandlungen nehmen keine beurteilende Stellung ein.

Werden und Wachsen lediglich der geistigen Fruchtbarkeit des polnischen Reiches verdankt, seine ersten Anfänge der Erziehung und Bildung der Domschule in Leslau, die Abkehr von der ptolemäischen Weltvorstellung der Universität Krakau. Den Rahmen dieser nationalen Ansprüche bilden die äußerst schwierigen Untersuchungen der zeitlich-örtlich zu begrenzenden Abschnitte der Entwicklung der astronomischen Idee des Kop.

Kop. hat nach B.'s gänzlich neuerer Behauptung einige Jahre vor seinem Besuch der Krakauer Universität, der vom Wintersemester 1491 bis Sommersemester 1495 währte[50]), an der Domschule von Leslau, der Hauptstadt des Bistums Kujavien, Unterricht empfangen, und hier hat B. auch den Gelehrten entdeckt, dem die Rolle eines einflußreichen Führers zur Begründung und Entwickelung der Ideen des zukünftigen Erneuerers der Sternkunde und die Rolle des Vaters der ersten in der Seele des jungen Schülers entstehenden Keime der Liebe zu dieser Wissenschaft zukommen könnte[51]). Es ist das mit einer „fast an Gewißheit grenzenden Wahrscheinlichkeit" Nikolaus Wodka, mit dem Beinamen Abstemius, gebürtig aus Marienwerder, geboren ums Jahr 1442, ein großer Freund der Sternkunde. Nach B. wurde der verwaiste zehnjährige Kop. von seinem Onkel, dem nachmaligen Bischof Lukas Watzenrode von Ermland und damaligen Mitgliede des Leslauer Kapitels, in persönliche Obhut genommen[52 u. 53]). Der Antrieb zu den reformatorischen Ideen waren Widersprüche in der Mondtheorie, die nicht so sehr astronomischer als logischer, geometrischer Art waren[54]). Den Widerspruch im ptolemäischen System fand Kop. zu allererst in Krakau, wo er sich im besonderen mit der Theorie der Monderscheinungen beschäftigte[55]) und im Dezember 1493 die nachweisbar früheste Mondbeobachtung vornahm, im Jahre 1494 oder im nächsten Jahre[56]). In den folgenden Jahren, während des Aufenthaltes in Bologna, 1496 bis 1500, hatte Kop. schon das volle Bewußtsein von der Hinfälligkeit der alten astronomischen Lehre[57]). Die astronomischen Stellen der aristotelischen Meta-

---

[50]) Mik. Kop., Seite 97.

[51]) Ludwig Anton Birkenmajer, Mikolaj Wodka de Kwidzyn, médecin et astronome polonais du XVe siècle, (Extrait du Bulletin de l'Académie Polonaise des Sciences et des Lettres. Classe du Sciences Mathématiques et Naturelles. Série B: Sciences Naturelles 1924.) Cracovie 1925.

[52]) Im Dziennik Poznanski vom 18. Februar 1923: O Mikolaju Koperniku i o Biskupie Lukaszu Waczenrode.

[53]) Stromata, Seite 278—284.

[54]) Mik. Kop., Seite 137.

[55]) Mik. Kop., Seite 59—60.

[56]) Stromata, S. 152. Mik. Kop., S. 278.

[57]) Stromata, a. a. O.

physik, insbesondere der Kommentar von Averroes haben Kop. beeinflußt, schon in Krakau, wo während seiner vierjährigen Studienzeit die aristotelische Metaphysik öfters erklärt und durch Exerzitia behandelt wurde[58]). Während bisher über die Dauer des Aufenthaltes des Kop. in Krakau nichts Näheres bekannt war, weiß B. diese Studiendauer zweifelsfrei anzugeben und für diesen Zeitabschnitt, Herbst 1491 bis Frühjahr 1495, ein Verzeichnis der für Kop. in Betracht kommenden Vorlesungen herzustellen[59]). Danach hörte Kop. Vorträge über das Quadripartitum Opus des Ptolemäus von Magister Albert Krypa aus Samter, über die Theorie der Planeten bei Magister Simon de Sierpc, über die Tabulae eclipsium d. h. die Finsternisse bei Magister Bernhard de Biskupie, über die Tabulae resolutae bei Michael von Breslau, über die Sphäre des Johannes von Sacrobosco bei Albert von Pniewy usw. Außerdem besuchte Kop. nach einer alten, an der Krakauer Universität seit dem 16. Jahrhundert ununterbrochen sich fortpflanzenden Überlieferung auch die Vorlesungen des Albertus de Brudzewo. Diese Tradition erscheint um so glaubwürdiger, als dieser in nahen Beziehungen zu Philipp Kallimachus stand, dem Genossen des Bischofs Watzenrode in den politischen Angelegenheiten Polens. B. beweist nun auf dem Wege der Vergleichung nicht nur eine textliche Abhängigkeit des Kop. von den Schriften dieses Albert, sondern auch einen gedanklichen Zusammenhang, ja sogar eine Verwandtschaft mit ihnen[60]). Von Albert von Brudzewo, wie ihn B. durchweg nennt, oder Albert Blar aus Brudzewo, wie ihn einige nennen, dem Hauptvertreter der Astronomie und Mathematik in Krakau, scheint Kop. den ersten Antrieb zu seiner Lehre von zwei Epizyklen der Mondbewegung empfangen zu haben. (B. wendet sich heftig gegen jene Biographen, besonders deutsche, die „aus genügend durchsichtigem Grunde" den Namen Albert de Brudzewo gebrauchen. Dieser Irrtum sei nicht länger zu dulden. Der Gebrauch des Namens Blar beruhe allein auf der Eintragung in ein Promotionsbuch: „Decanatus Mgri Alberti blar de Brudzewo", worin blar eine unbekannte Abkürzung bedeute, während sonst in allen Dokumenten der Zusatz blar fehle)[61]). Von ihm erfuhr Kop. zum ersten Male

[58]) Mik. Kop., Seite 98.

[59]) Stromata, Seite 78.

[60]) Stromata, Seite 83 ff.

[61]) L. A. Birkenmajer, Albertus de Brudzewo super theoricas novas planetarum. Cracoviae 1900 (=Munera saecularia universitatis Cracoviensis), Seite XX. — Über Albert Blar sprechen kurz Gustav Bauch, Laurentius Corvinus, der Breslauer Stadtschreiber und Humanist. Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens. 17. Bd. Breslau 1883. Seite 233. Adolf Müller, Nikolaus Copernicus. 1898. Seite 7.

von den ernsten Vorwürfen, wie sie Averroes der ptolemäischen Astronomie, insbesondere den Epizyklen, Äquanten und Exzentrizitäten machte. Albert nimmt zwar den Ptolemäus in Schutz, verheimlicht jedoch nicht die heiklen Einzelheiten und Zweifel, und es ist bemerkenswert, daß Kop., durch den Mund des Rhetikus redend, als er ihm bereits an der Neige seines Lebens die Gründe anvertraute, die ihn dereinst zur Verwerfung der astronomischen Schullehre veranlaßt hatten, gerade den Hauptvorwurf des Averroes wörtlich anführt. Zu den Stellen bei Albert, die auf Kop. im ersten Stadium seines Schaffens einen tieferen Einfluß üben mußten, gehört unstreitig die Bemerkung von der unermeßlichen Größe des Weltalls im Vergleich zu den Ausmaßen der Erde, eine Idee, die im Mittelalter selbst den Aufgeklärtesten fast unbekannt war, die eine der Hauptforderungen der heliozentrischen Lehre birgt. Eine Überraschung für den Geschichtsschreiber ist auch die Behauptung Alberts, daß die Wege, auf denen die Planeten Merkur und Mond kreisen, sich als ovale Linien darstellen, eine Beobachtung, die allgemein, aber mit Unrecht dem 60 Jahre später lebenden Erasmus Reinhold zugeschrieben wird. Trotz allem war Albert ein treugläubiger Bekenner der geozentrischen Lehre; den Schleier lüftete erst zehn Jahr später sein Schüler Kop. Alberts Lehre, gelegentlich der Erklärung der neuen Theorien der Planeten des Georg Peurbach von Simon de Sierpc im S. S. 1493 vorgetragen, gab den ersten Anstoß zu der Umwälzung, und B. glaubt, gerade diese von einem bescheidenen Lehrer mit den Worten eines fremden Magisters vielleicht schwach und ungeschickt verteidigte Anschauung des Ptolemäus machte sie dem aufmerksamen, scharfsinnigen Zuhörer verdächtig. Namentlich waren ihm hier in Krakau die Disputationen des Johannes von Glogau, der neben Albert von Brudzewo und Michael von Breslau zu den hervorragendsten Vertretern der mathematischen Wissenschaft in Krakau gehörte, bekannt geworden, und Johannes von Glogau hatte bereits ein schwaches Vorgefühl der astronomischen Wahrheit[62]).

Der zeitlich-örtliche Verlauf des Werdegangs der koppernikanischen Geistestat ist also nach B. folgender. Den Widerspruch im ptolemäischen System bemerkte Kop. auch bereits in Krakau, im Jahre 1494 oder im nächsten Jahre. In den folgenden Jahren, während des Aufenthaltes in Bologna [1496 bis 1500], sollten ihm Beobachtungen die Frage beantworten, ob auch die sichtbaren Vorgänge am Himmel der Schullehre widersprachen. Daher sehen wir ihn auch in Bologna in Ge-

[62]) Stromata, Seite 121, 126.

meinschaft mit Dominikus Maria Novara Beobachtungen anstellen. Aber schon eine von diesen, die am 9. März 1497 beobachtete Verdeckung des Sternes a Tauri vom Monde, überzeugte den jungen Kop. endgültig von der Unrichtigkeit des geozentrischen Systems. Damals schloß für Kop. die Periode der Kritik und Verneinung, und es begann das Suchen nach Aufbau. Der Wunsch, an Stelle der alten Lehre etwas Besseres zu setzen, führte ihn dazu, in den Schriften der Alten zu forschen, ob nicht eine Weltauffassung verschieden von der des Ptolemäus bestand. Die weitere Gedankenarbeit des Kop. begann im Jahre 1500 noch in den letzten Monaten seines Aufenthaltes in Bologna, zog sich durch seinen fast einjährigen Aufenthalt in Rom und vollendete sich gerade in Padua. Ebendort stieß Kop. zum ersten Male auf die Bemerkung Ciceros über die Pythagoreer, und diese Stelle wurde der Ausgangspunkt seiner Errungenschaft. Dort, in Padua, fand er auch, bei Georg Valla, die von Plutarch überlieferten Anschauungen der Pythagoreer Philolaos, Heraklides, Ekphantos, und ähnliches in den Schriften von Aratus, Plinius, Martianus Capella, Vitruvius.

In die zweite Hälfte des Jahres 1503, spätestens in die ersten Monate des Jahres 1504 fällt für Kop. die Erkenntnis des zweiten wichtigen Gliedes seines Systems; im Mai d. J., als er auf der Rückreise in Krakau war, konnte Kop. die Zeit einer bestimmten, gerade eintretenden und seltenen Himmelserscheinung, vielleicht zum ersten Male, im Sinn der heliozentrischen Vorstellungen und Grundsätze berechnen[63]).

Immer wieder betont B., daß Kop., als er im Herbst 1495 Krakau verließ, bereits die Überzeugung hatte, daß „die in den Schulen gelehrte Astronomie die Karrikatur der Wahrheit war“[64]). Wenn diese Bewertung der Studienzeit in Krakau als eines so mächtigen, breiten und tiefen Faktors in der koppernikanischen Entdeckung der Nachprüfung standhalten sollte, wird dann nicht das nächste, voraussichtlich unentschiedene Treffen die Aufrollung der Stammesgeschichte der berühmten Krakauer Lehrer Albert von Brudzewo, Johannes von Glogau und Michael von Breslau sein? Oder darf man sie ohne weiteres auf die Liste einer nach Herkunft und Art polnischen Gelehrtenschaft setzen? Dürfen wir der Gegenwart die Fähigkeit reinwissenschaftlicher Einstellung zu dieser Frage überhaupt zutrauen?

---

[63]) Mik. Kop., Seite 460 und die von Birkenmajer herausgegebene Auswahl kopp. Schriften in polnischer Übersetzung (Wybór). Krakau 1920. Vorrede Seite 18.

[64]) z. B. im Niccolò Copernico e l'Università die Padova, S. 73.

II. Zum Lebensgang des Koppernikus.

Die Forschungsergebnisse Leopold Prowes [1883] und Franz Hiplers[65]), auf denen die biographischen Darstellungen wie zahlreiche kleinere, vorher nicht berührte Beiträge zur Geschichte des koppernikanischen Systems[66]) größtenteils fußen, werden auch in wichtigen Einzelheiten durch Birkenmajers Forscherarbeit in eine unsichere Stellung gedrängt. Der naheliegende Wunsch, eine über bloßen Bericht und zweifelnde Fragen hinausgehende darstellende Auswahl aus B.'s Ergebnissen vorzulegen, scheitert wiederum an dem völligen Mangel fachmännischer Stellungnahme im Bereich der deutschen und, soweit wir sehen, auch der außerdeutschen Wissenschaft. Die hier gebotene Auswahl wird darum nur die Aufgabe einer Warnung vor ahnungslosem Zurückgleiten in ältere, durch B. erschütterte und vorab noch nicht gefestigte und ausgebesserte Gleise erfüllen können. Die von B. angekündigte Lebensbeschreibung, angekündigt als zweiter Teil seines 1900 erschienenen Nikolaus Koppernikus, als Schlußstein seiner Studien und Stoffsammlungen, ist ausgeblieben, sein Büchlein Kopernik jako uczony usw. (Kop. als Gelehrter, Schöpfer und Bürger) [1923], bezeichnet B. als gelegentliche Skizze[67]). In den Stromata Copernicana hat er neue Beiträge vor allem zur Geschichte der Familie des Kop. und zu dessen Jugendzeit geliefert.

1.

Als Dominante tritt bei B. stets die Nationalität auf, die ihm „den Hintergrund seiner Erziehung, Ausbildung und bürgerlichen Wirksamkeit bildete", oder vielmehr die Abwehr jeder Bestreitung der polnischen Nationalität des Kop., der „selbst nach Gottes Willen ebenfalls ein Erbe eines andern, ein Schuldner, ebenso wie ein gutes Kind der Schuldner seiner Eltern und Erzieher und weiter des Elternhauses, seiner Heimat und im weiteren Umkreis seines Vaterlandes" war[68]). Es fällt schwer, einem so verdienstvollen Koppernikusforscher die einleuchtendsten Gesichtspunkte entgegenhalten zu müssen:

---

[65]) Leopold Prowe, Nicolaus Coppernicus. Erster Band: Das Leben. Berlin 1883. Zweiter Band: Urkunden. Berlin 1884. Über Hiplers Schriften zur Koppernikusforschung und seine überlegene Besprechung des Proweschen Werkes siehe Dittrich, Dr. Franz Hipler, Domcapitular in Frauenburg. (Zeitschrift f. die Gesch. u. Altertumsk. Ermlands. Bd. XII, S. 403—405.)

[66]) Darunter: Karl Neißer, Ptolemäus oder Kopernikus? Leipzig 1907. — Leonh. Stahl, Kopernikus und das neue Weltsystem. Berlin 1908. — Adolf Kistner, Im Kampf um das Weltsystem (Kopernikus und Galilei). Leipzig 1912.

[67]) Stromata, S. VII.

[68]) Mik. Kop., Vorwort.

Die völlige Internationalität der europäischen Universitäten, Krakau mit einbegriffen, die völlig internationale Wissenschaft also, welche den Geist des Kop. befruchtete, und die Übernationalität der katholischen Kirche, deren Territorialfürsten, Bischof und Domkapitel von Ermland, die äußeren Bedingungen für die Geistesarbeit des Erneuerers der Himmelskunde schufen. Zwingt man uns gleichwohl zur Stellungnahme, so lassen wir folgende Tatsachen sprechen: Weder Thorn, das er als Kind verließ, noch Leslau, wo er ein paar Jahre Schulunterricht erhalten haben soll, noch Krakau oder die italienischen Universitäten, an denen er seine Studienjahre verlebte, können sich mit dem Anteil messen, den das nach Ursprung und Bevölkerung deutsche Bistum Ermland und seine geistlichen Residenzen Heilsberg und Frauenburg an der Schöpfung des heliozentrischen Systems durch Kop. tragen; Heilsberg als Werdestätte des zuerst entworfenen heliozentrischen Büchleins, des Commentariolus, Frauenburg als Arbeitsstätte des koppernikanischen Hauptwerkes und der meisten Himmelsbeobachtungen, von denen B. 22 bisher unbekannte nachgewiesen hat. Der Name „Koppernikus" ist für B. unumstößlich slavisch, andere etymologische Ableitungen sind ihm „ekelhaft"[69]). Die Verdoppelung des p in diesem Namen, die wir wegen der überwiegend von Kop. selbst geübten Schreibweise mit Doppel-p seit M. Curtzes Hinweis [1878][70]) anwenden, wird von B. beharrlich gemieden; gelegentlich spricht er von „der nichts besagenden vereinzelten Verdoppelung des Konsonanten p" im Namen des Kop., obgleich er selber neue Beweise für das Doppel-p des Namens bringt: der mit großer Wahrscheinlichkeit als Großvater des Astronomen anzusprechende Johannes Koppernikus in Krakau wird in den städtischen Ratsakten stets mit Doppel-p geschrieben, 1433, 1434, 1437, 1438, 1440, und zwar hier in der Form „Coppernik", 1441 „Coppernig"[71]); ebenso liefern die in Stockholm von B. neu aufgefundenen Frauenburger Domkirchenrechnungen Beweise für das Doppel-p im Namen unseres Astronomen. Wenn der ermländische Domkustos Andreas von Cletz in der Custodierechnung von 1507 unmittelbar hintereinander unsern Nik. Kop. mit zwei p, dessen Bruder Andreas mit einem p schreibt, hat diese Gepflogenheit eine völlig untergeordnete Bedeutung. B. widerspricht sich, wenn er einmal auf diese

---

69) Mitteil. des Copp.-Vereins Dez. 1909. 17. Heft. Nr. 4, Seite 61. (Buszczynski).

70) M. Curtze, Inedita Coppernicana. Mitteil. des Coppernicus-Vereins für Wissenschaft und Kunst zu Thorn. I. Heft. Leipzig 1878. Seite 33, Anm. 10.

71) Stromata, Seite 249—250.

unterschiedslose Schreibweise hindeutet, anderseits aber stets für die Schreibweise mit einfachem p eintritt. Die Schreibart jenes Domkustos beweist am allerwenigsten ein Für und Wider, und gerade hierher gehört am wenigsten die hämische Bemerkung B.'s: „Wir empfehlen dies der Erwägung derjenigen Biographen des Kopernikus, die die sporadisch auftretende Verdoppelung des Consonanten p in dem Namen unseres Astronomen als einen Hauptbeweis für seine angebliche deutsche Nationalität ansehen"[72]). Beharrt B. etwa bei der ausschließlichen Schreibweise mit einem p deshalb, weil er die verschiedenen Schreibarten abgezählt und die Mehrzahl mit einfachem p gefunden hat, oder um mit der polnischen Schreibweise, die einen Doppelkonsonanten anders bezeichnet, die polnische Nationalität zu behaupten? Unseres Erachtens entscheidet hier, sofern die Frage sich überhaupt entscheiden läßt, nicht die Zahl, sondern der amtliche Charakter der Namenszüge, und da können wir für das Doppel-p z. B. auf die angeführten Krakauer Ratsakten hinweisen mit dem Namen des Großvaters, die Anerkenntnisse des Danziger Rates von 1448 und 1454 und den Thorner Erbvergleich 1464[73]) mit dem Namen des Vaters, seine eigenhändige Unterschrift in den Wahlprotokollen von 1523 und 1537[74]) und im Entlastungsprotokoll der Domkirchenrechnung von 1511, 1512, 1513[75]). Doch halt, gegenüber diesen „sporadisch" (!) auftretenden Verdoppelungen des p findet sich 1529 endlich auch eine amtliche Unterschrift in der Form „Nicolaus Copernic", die B. mit folgender leidenschaftlicher Bemerkung registriert: „Wir haben hier eine ausgezeichnete Probe der Schreibweise des Koppernikus. Die ekelhaften Umänderungen mit Hilfe von zwei p oder gk oder gar gck am Ende sind Barbarismen und haben sogar aufgehört spaßig zu sein"[76]).

2.

Während G. Bender[77]), L. Prowe und M. Kurtze die Herkunft der mütterlichen Ahnen des Kop., der Familie Watzelrode, nach Westfalen oder Mecklenburg verlegen, behauptet B.[78]), die Familie der von Watzelrode, eigentlich aber Watzenrode (er selber schreibt statt tz cz), stammte aus

[72]) Stromata, Seite 275.

[73]) Hipler, Spicilegium Copernicanum. Braunsberg 1873. Seite 295, 371, 297.

[74]) Sie befinden sich eingerahmt im Koppernikusmuseum in Frauenburg.

[75]) Stromata, Seite 275—276.

[76]) Stromata, Seite 277.

[77]) Georg Bender, Heimat und Volkstum der Familie Koppernigk (Coppernicus). Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte. 27. Bd. Breslau 1920.

[78]) Stromata, Abschnitt I.

Schlesien, ursprünglich aus einer Ortschaft dieses Namens bei Schweidnitz, und bildete einen Zweig der schlesischen adligen Familie der Erbherren auf Würben bei Schweidnitz. Später ließ sich diese Familie in Breslau nieder und siedelte von dort ums Jahr 1360 nach Thorn sowie andern Orten des Kulmerlandes über. Die Herren auf Würben bzw. Watzenrode pflegten für ihre Familienmitglieder Kanonikate am Kollegiatstift vom hl. Kreuz in Breslau zu erwirken, hatten sie gleichsam mit Beschlag belegt, und so erkläre es sich, daß Kop. in seinem Doktordiplom vom 31. Mai 1503 sich als ermländischer Domherr und Breslauer Scholastikus bezeichnete. Zum Beweise führt B. fast ausschließlich aus schlesischen Geschichtsquellen und -darstellungen zahlreiche Träger des Namens Watzenrode an und geht dann zur Erklärung des Namens über. Die Endsilbe rode ist für ihn dasselbe wie rad, rade, hrad, horod, grod, gerode, gard usw. Ortschaften mit dieser Endung seien sehr zahlreich „nicht nur in den rein slavischen Ländern, sondern auch auf den ihnen benachbarten Gebieten, die dem Slaventum einst mit Gewalt oder durch allmähliche Besiedelung mit fremden Elementen entrissen sind.“ Die verschiedene Rechtschreibung sei der Unstätigkeit der mittelalterlichen Schreibweise zu verdanken und der Entstellung durch die andersstämmigen deutschen Ansiedler. „Wozu da also einen ekelhaften und albernen Apparat aufbringen zum angeblichen Beweise, als ob Weißtritz, der ‚amtliche‘ Name des an Schweidnitz vorbeiströmenden Flusses vom weißen (An-) Strich herkomme, anstatt zunächst etwas polnisch zu lernen und dann zu verstehen, daß der Fluß in Wahrheit Bystryca (der schnelle Fluß) heißt, wie ihn auch die Ortsbewohner bis heute nennen? Die Silbe rod sei mit ogròd gleich Garten verwandt; die Etymologie Prowes, Benders und anderer, die als gemeinsame Wurzel dieser Silbe roden, ausroden erklären, sei kindisch. Im 6. Jahrzehnt des 14. Jahrhundert schwinden in den schlesischen Geschichtsquellen alle Nachrichten von den Watzenrodes, dafür erscheinen sie fast gleichzeitig in den preußischen Geschichtsquellen, wo man sie früher vergebens suchen würde. Ein anderer Beweis für ihre Abwanderung ins Kulmerland läßt sich nicht beibringen. B. findet weiter, daß die Anzahl der Ortschaften des Schweidnitzer Bezirks, die in der Hälfte des 14. Jahrhunderts unzweifelhaft polnische Namen hatten, 60 bis 70 vom Hundert betrage und daß die damaligen nationalen Empfindungen und Strömungen in Schweidnitz polnisch waren, ja die Watzenrodes vermutlich aus Abneigung gegen die im Jahre 1356 anbrechende Oberherrschaft des germanischen Fürsten Karl IV. ausgewandert sind.

Den augenscheinlich recht anfechtbaren Behauptungen wollen wir, die Stellungnahme der hierfür berufenen schlesischen

Geschichtsforscher abwartend, zunächst eine die Herleitung der Familie Watzenrode angehende Berichtigung im Codex diplom. Siles. Bd. XXIX, S. 193 entgegenstellen. Die Bemerkung lautet: Die Ableitung des Breslauer Patriziergeschlechts Watzenrode (C. d. Sil. XI, 127) von Watzenrodau bei Schweidnitz ist, wie H. Dr. jur. von Loesch unter Hinweisung auf Pfotenhauer, Urkdbch. d. Kl. Kamenz, C. d. Sil. X, 102 Anm. 1, berichtigt, nicht angängig, da Weizenrodau nie Waczenrode, sondern stets Weisinrode oder ähnlich gelautet hat. Watzenrode ist eine Wüstung in Oberhessen. Danach sind auch die Register in C. d. Sil. XVIII, S. 387 und C. d. Sil. XXII, S. 287 sub Weizenrodau zu berichtigen[79]). Nach Bender ist die Heimat der mittelalterlichen Koppernigke im Dorfe Koppernig bei Neiße zu suchen, einem Dorf, für dessen Deutschtum wir sichere Beweise haben. Wie wenig in Schlesien im Spätmittelalter und zu Beginn der Neuzeit eine nationalpolnische Richtung vorhanden war, dafür liefern uns die Beiträge zur schlesischen Geschichte polnischer Verfasser wie Felix Koneczny [1897] und Kasimir Zimmermann [1915][80]) Zeugnisse.

3.

Von der Mutter des Kop., Barbara, geb. Watzenrode, hat die Überlieferung nichts aufbewahrt. Aus Notizen des Kop. in dem astrologischen Buch Albohazen Hali filius Abenragel in judiciis stellarum und anderen Umständen macht B. folgende Schlußfolgerung. Barbara Kop. blieb nach dem Tode ihres Gatten († 1483) nicht lange mehr in Thorn, sondern verkaufte ihre Häuser, Buden und dgl. unbewegliches Gut und siedelte dann mit ihren beiden minderjährigen Söhnen nach Leslau über, wo sie in der Kurie ihres Bruders Lukas Watzenrode, der seit einigen Jahren Domherr der dortigen Kathedrale war, für ihren Witwenstand und die Waisen natürlichen Schutz und eine dauernde Stütze fand. Eine Notiz betreffe die astrologische Prognose eines Anfängers für Vater oder Mutter; damit könne hier, im Jahre 1494, nur die damals schon hochbetagte eigene Mutter des Kop. gemeint sein[81]). Die Übersiedelung des Vaters des Astronomen aus Krakau nach Thorn, bisher in die Jahre 1454 bis 1464 gelegt, fand bereits

---

[79]) Nach einem freundlichen Hinweis des Herrn Staatsarchivrats Dr. H. Bellée-Breslau.

[80]) Felix Koneczny, Geschichte Schlesiens. 1897. Seite 112—113. Kasimir Zimmermann, Friedrich der Große und seine ländliche Siedelung in polnischen Landesteilen. 2 Bd. 1915. Bde. I, S. 238. (Beide polnisch verfaßten Werke werden zitiert bei Manfred Laubert, Das Heimatrecht der Deutschen in Westpolen. Beiheft zu Heft 4 der Dt. Wissensch., Zeitschrift für Posen.)

[81]) Strom., Abschnitt II, 1.

vor 1461 statt[82]). Lukas Watzenrode, der Großvater des Kop. mütterlicherseits, war 1462 verstorben; sein Stiefsohn war Johann Peckow[83]). Ein Schwager des Kop., Bartholomäus Gertner, der mit des Kop. Schwester Katharina verheiratet war, vorher Krakauer Bürger, tritt als Thorner Schöffe zuerst 1492 auf[84]).

Nach der Thorner genealogischen Tafel der Familien Koppernikus und Watzenrode war des Kop. Großmutter mütterlicherseits Katharina Watzenrode, nach dem ersten Ehemann Peckow, geborene Modlibog[85]). Gegenüber der Behauptung Prowes, daß die Familie Modlibog weder in Thorn noch im Kulmerlande je vorgekommen sei, behauptet B. auf Grund neuer Funde in den Thorner Schöffenbüchern, daß um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts die Modlibogs im Kulmerlande verbreitet waren und zu Thorn in nahen Beziehungen standen; für B. ist der Name Modlibog als polnischer Name von Wichtigkeit[86]). B. folgt übrigens mit dem Gebrauch des Witwennamen Peckau für die Großmutter unseres Kop. der Danziger genealogischen Tafel[87]), die hierfür in den Aufzeichnungen des Thorner Pfarrers Hieronymus Waldau eine Bestätigung erhalten hat[88]). Von Johannes Koppernikus in Krakau († 1543), der schon 1873 mit hoher Wahrscheinlichkeit als Großvater des Astronomen erkannt wurde, hat B. aus Krakauer Quellen neue Nachrichten, näherhin über dessen Ehefrau, geborene Basgert oder Bastgert und deren aus Oppau nach Krakau eingewanderten Familie[89]), über deren offenbar deutsche Nationalität B. kein Wort verliert.

Nicht unerwähnt mag hier bleiben, daß ein Zweig der Familie Koppernigk auch in Rössel in Ostpreußen ansässig war. In dem Totenbuch der dortigen Roratebrüderschaft, in die nur Mitglieder des Rats, des Gerichts und andere angesehene Bürger aufgenommen wurden, ist ein Laurentius Koppernick verzeichnet, dessen Sterbejahr nach Vergleich mit den an dieser Stelle eingetragenen Brüdern in die ersten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts fällt.

4.

Besondere Sorgfalt hat B. darauf verwendet, das bisher fast ganz unbekannte Vorleben des Bischofs Lukas Watzenrode

82) Strom., Abschnitt X, 2.
83) Strom., Abschnitt X, 3.
84) Strom., Abschnitt X, 4.
85) Hipler, Spicil. Cop. Seite 299.
86) Strom., Abschnitt X, 4.
87) Hipler, Spicil. Cop. Seite 300.
88) Darauf wird hingewiesen in meinem Aufsatz „Kleine Beiträge„ in der Zeitschrift für Gesch. Ermlands, Bd. XXII (1924), Seite 153—154.
89) Strom., Abschnitt X, 5.

(1489 bis 1512) zu erfassen, die Zeit von 1475 bis 1489. Er verwirft unter Ausfällen auf die Darstellung deutscher Verfasser die Behauptung vom Besuch der St. Johannisschule in Thorn durch Kop. und von der Amtstätigkeit des Lukas Watzenrode als Ludimagister dieser Schule und berichtet auf Grund polnischer Quellen und Darstellungen: Lukas W. war ehedem Domherr von Kujavien, außerdem von Gnesen, Rechtsberater und Begleiter des Primas Olesnicki, Archidiakon von Kalisch, 1485 Archidiakon in Schrimm, vor 1489 Domherr Scholastikus in Leczyce usw.[90]). Für die Jugendgeschichte des Kop. ist die Kanonikatswürde seines Oheims in Leslau, wo er frühestens am 17. August 1478 nachweisbar ist, am wichtigsten[91]). B. behauptet, daß die Brüder Andreas und Nikolaus Kop. kurz nach dem Tode ihres Vaters († 1483) zu ihrem Oheim nach Leslau übersiedelten und in die dortige Kathedralschule aufgenommen wurden. Unter den dortigen Domherren habe der (von uns schon genannte) Nikolaus Abstemius es verstanden, den jungen Kop. für die Sternkunst zu gewinnen[92]). Wir werden gegen diese Schlußfolgerungen, die unter zu scharfer nationaler Blickrichtung auf die Erziehung des jungen Kop. gelitten haben könnten, uns abwartend verhalten müssen. — Die Geburtsstätte unseres Astronomen, das aus einigen Thorner Schöffenakten bekannte Haus an der St. Annenstraße in Thorn, läßt sich durch einen neuen Beleg als Eigentum der Watzenrodes bzw. der Koperniks schon seit 1459 nachweisen[93]).

5.

Aus bisher unbekannten ermländischen Archivstücken zu Stockholm bringt B. mehrere Einzelheiten zum Lebensgang des Kop. Der Zeitpunkt des Empfanges des Kanonikats durch Kop., der bisher zwischen 1495 und 1498[94]) angesetzt wurde, wird berichtigt. Kop. wurde schon im Jahre 1495, bevor er Krakau, im Sommer oder Herbst, verließ, dank dem Einfluß seines bischöflichen Oheims designierter ermländischer Domherr.

---

[90]) Darüber habe ich bereits berichtet in der Zeitschr. f. Gesch. Erml. (vgl. Anm. 88), Seite 155.

[91]) Strom., Abschnitt XII, 2.

[92]) Strom., Abschnitt XIV, 1.

[93]) Strom., Abschnitt X, 1. — Vgl. R. Heuer, Thorn zur Zeit des Coppernicus. Thorn 1923.

[94]) Bei der Annahme des Datums 98 spielt eine gewichtige Rolle das Todesdatum auf dem Grabstein des Frauenburger Domherrn Johann Czanow, der 26. August 1497. Dieses, nur aus früheren, sehr fehlerhaften Aufzeichnungen der Grabinschriften des Domes in Frauenburg bekannte Datum weist B. als falsch nach. Heute ist diese Grabinschrift unter den noch rund 100 in einem unvollendeten Manuskript von mir verzeichneten Grabsteinen nicht auffindbar.

Die kanonische Institution stieß jedoch, wahrscheinlich in Rom, auf Hindernisse, die von den älteren Biographen Broszius († 1652) und Gassendi angedeutet werden; so verzögerte sich die Übernahme des Kanonikats mindestens zwei Jahre. Diese uns nicht näher bekannten Hindernisse waren derart, daß der seit Spätherbst 1496 von Frauenburg abwesende, seitdem ständig in Bologna und im Jahr 1500 in Rom weilende Kop., als er sich am 6. Januar 1497 in die Matrikel der Universität Bologna eintrug, trotz der Verpflichtung zur Angabe seines vollen Titels keinen einzigen gebrauchte, also nicht mehr oder noch nicht ermländischer Domherr war. — Die seit 1515 in den Domkirchenrechnungen auftretenden Ausgaben für eine Domuhr führt zu der Vermutung, daß zwischen der gerade damals stärker einsetzenden Beobachtungstätigkeit (zahlreiche Stellen in De Revolut. bezeugen dies), des Kop. und der Obsorge für die Uhr ein Zusammenhang bestand. (Vielleicht ist der in einer Jahresrechnung des bischöflichen Schlosses in Heilsberg von 1533 von uns jüngst aufgefundene Ausgabeposten „pro cassia fistula doctori Nicolao Coppernic" (Orgelwerk?) mit ähnlicher Obsorge in Verbindung zu bringen)[95]. Kop. war, was bisher unbekannt geblieben ist, eine Zeitlang Kanzler des Domkapitels; davon zeugen die Domkirchenrechnungen von 1511, 12, 13, 24, 29[96]. Die Zeit der Rückkehr des Kop. nach dem Ermlande von seiner zweiten italienischen Reise, bisher in den Zeitraum von 1503 bis 1507 angesetzt, fand im Jahre 1504 statt. B. kann dies nach Auffindung der Landtagsrezesse von 1504 und den folgenden Jahren im Thorner Stadtarchiv als zweifellose Tatsache feststellen. Kop. war im Dezember 1504 und Januar 1505 als Abgeordneter des Domkapitels auf den Provinziallandtagen in Marienburg anwesend. Im Frühjahr 1504 war er auf der Heimreise und hatte im Mai bereits Krakau erreicht, spätestens im Herbst war er in seiner ermländischen Heimat[97].

III. Die Schriften des Koppernikus.

1.

Zu der Sammlung von mehr als 20 bis jetzt bekannten Altdrucken, die einst des Kop. Eigentum waren oder wenigstens in seinen Händen sich befanden, hat B. etwa ebensoviele neue, die einst den ermländischen Bibliotheken in Frauenburg und Braunsberg gehörten, in den schwedischen Bibliotheken entdeckt. Zahlreiche Notizen von des Kop. eigener Hand auf den Deckeln und Blättern dieser Bücher tragen zur Klärung der Geistestätigkeit des Kop. bei. B. gibt hier ein Ge-

[95]) Domk.-Archiv Frauenburg, II, 54.
[96]) Strom., Abschnitt XII.
[97]) Strom., Abschnitt VI.

samtverzeichnis der in Einzelveröffentlichungen bekanntgemachten Bücher, nämlich in: L. Birkenmajer und J. Collijn, Nova Copernicana 1909; E. Barwinski, L. Birkenmajer und J. Los, Sprawozdanie usw. (Berichterstattung über die im Auftrage der Akademie der Wissenschaften vollzogenen Forschungen in Schweden) 1914; Hipler, Analecta Warm, 1892; Hipler, Spicileg. Copern. 1973; Curtze, Inedita Copernicana 1878; L. Birkenmajer, Mic. Kopernik 1900[98]).

Wichtig für die Entwickelung der astronomischen Lehre des Kop. sind besonders vier Altdrucke mathematischen und astronomischen Inhalts, mit zahlreichen eigenhändigen Notizen, die Kop. schon während seiner Krakauer Studienzeit von dem Krakauer Buchhändler Johannes Haller erworben haben soll, eine Ausgabe des Euklid von 1482, die astrologische Abhandlung des Haly-aben-Ragel 1485, die astronomischen Tafeln des König Alfons X. 1492 und die Tabulae directionum des Regiomontanus[99]).

2.

Für den Anteil des Kop. an der Reform des Kalenders ist wichtig die Aufklärung der Beziehungen des Kop. zu Paul v. Middelburg, einem der gelehrtesten Männer seiner Zeit, Professor der Medizin und Astronomie in Padua, darauf Astronom des Fürsten Friedrich in Urbino und schließlich, seit 1494, Bischof im benachbarten Fossombrone. Er war der eifrigste Sachwalter der Reform des Julianischen Kalenders. Frühere Forschungen in Rom, insbesondere in den Akten des V. Laterankonzils [1512—17], das sich mit der Frage befaßte, dessen Sekretär der ermländische, mit Kop. eng befreundete Domdechant Bernhard Skulteti war, ebenso von B. betriebene Nachforschungen in Fossombrone waren ergebnislos. B. macht nun auf eine Erzählung in dem Werke Paulina, de recta Paschae celebratione des Paul Middelburg aufmerksam. Er findet in ihr eine ganz nahe Beziehung auf die Kalenderreform und auf Kop. Es wird darin ein namenloses kalendariographisches Schriftchen erwähnt, dessen Autorschaft B. für Kop. in Anspruch nehmen zu können glaubt. Am stärksten spricht ihm dafür der Umstand, daß jener Anonymus als Grundlage der Kalenderreform, abweichend von allen damaligen Projektmachern, nicht die allgemein angenommene Länge des Wendekreisjahres, sondern eine bedeutend kürzere annahm, genau so, wie sie Kop. ursprünglich annahm und in seinem Commentariolus gebrauchte. Außer Kop. kennt die Geschichte der Astronomie keinen zweiten Gelehrten jener Zeiten, der im Gegensatz zu der

---

98) Strom., Abschnitt XIII.
99) Strom., Abschnitt XIV, 2.

durch Jahrhunderte geheiligten Überlieferung einen andern, nichtalphonsinischen Wert für die Länge des Wendekreisjahres zu Kalenderberechnungen angenommen hätte[100]). Ein späterer Fund bestätigte die Vermutung, daß Kop. dem Bischof mit der Antwort auf seinen Brief auch ein Schriftchen mit der Begründung seines eigenen Projektes übermittelt hatte[101]).

3.

Ein Konvolut des Staatsarchivs in Stockholm, ehedem Eigentum des Domkapitulärischen Archivs in Frauenburg, enthält eine bisher nur aus einer fehlerhaften Abschrift bekannte, von Kop. eigenhändig geschriebene Instruktion für die polnische Gesandtschaft an den ungarischen König von 1497. Es handelt sich dabei um den polnischen Plan, den Deutschen Ritterorden um Verlegung seines Wohnsitzes nach Podolien und der Moldau zu bewegen. B. vermutet als den eigentlichen Urheber dieses hochpolitischen Schriftstückes den ermländischen Bischof Lukas Watzenrode [1489—1512], der „mehr wie jeder andere die Nachbarschaft des listigen und raublustigen Deutschen Ritterordens loswerden wollte“, und erklärt die Niederschrift des Kop. aus dessen Stellung als Sekretär und Leibarzt seines bischöflichen Oheims[102]).

Ein anderes Konvolut des Stockholmer Staatsarchivs gleicher Herkunft enthält einen Brief des ermländischen Domkapitels an König Sigismund I., von Kop. eigenhändig unterschrieben. B. hat dieses von ihm 1908 entdeckte Schriftstück in seiner Abhandlung Mikolaj Kopernik i Zakon krzyziacki, Kwartalnik Lamus Lwow 1909/10 (Nikolaus Koppernikus und der Deutsche Ritterorden, Quartalsschrift Lamus, Lemberg 1909/10, veröffentlicht[103]).

Außer der im Jahre 1522 dem Landtage in Graudenz vorgelegten, schon mehrmals veröffentlichten Denkschrift des Kop. über die Verbesserung der Münze in Preußen, hat Kop. noch eine kürzere, von jener vielfach abweichende Abhandlung in derselben Münzangelegenheit verfaßt. B. hat sie in einer bisher unbekannten anonymen Abhandlung des bereits 1855 veröffentlichten Tomus V der Acta Tomiciana erkannt. Dieses Schriftstück ist der 1519 entstandene, noch zweimal umgearbeitete und erweiterte Entwurf der Denkschrift des Jahres 1522 und zeugt als Eigentum der Königlichen Kanzlei Polens

---

[100]) Strom., Abschnitt VIII.

[101]) Strom., Seite 378 ff. — Beiträge von Fr. Hipler zum Anteil des Kop. an der Kalenderreform des 5. Laterankonzils s. Spicil. Cop. Seite 272 und Pastoralblatt für die Diözese Ermland, Jg. 1894, Seite 62.

[102]) Strom., Abschnitt XI, 1.

[103]) Strom., Abschnitt XI, 2.

von einer über Preußen, Ermland und das Kulmerland hinausreichenden Bedeutung[104]).

4.

Ganz wesentlich neue Aufschlüsse bieten B.'s Untersuchungen über den Commentariolus, dessen Entstehung von Curtze, Prowe und Adolf Müller mit dem Aufenthalt des Joachim Rhetikus im Ermlande [1539—41] in Verbindung gebracht und in die Jahre 1533 oder 1539 gelegt war. Nach B. ist diese Schrift zwischen den Jahren 1504—12 entstanden.

In einem von dem polnischen Gelehrten Dr. Anton Kurpiel im Jahre 1906 im Bischöfl. Archiv in Frauenburg aufgefundenen, den früheren Koppernikusforschern entgangenen Brief des Löwener Universitätsprofessors Rainer Gemma Frisius an Johannes Dantiskus aus Brüssel vom 17. Juli 1541, findet B. die endgültige und entschiedene Widerlegung der Datierung des Commentariolus vom Jahr 1533 oder 39. Diese zeitliche Ansetzung stützte sich auf einen fast gleichlautenden Ausdruck eines von Gemma Frisius drei Tage später aus Löwen an Dantiskus gesandten Brief, einen Ausdruck, der nach B. in Wirklichkeit auf Joachim Rhetikus und dessen Schriftchen Narratio prima zu beziehen war. Gemma Frisius [1508—1555] war am Hofe Karls V. mit Johannes Dantiskus, dem späteren Bischof von Ermland [1537—48], bekannt geworden und hatte wahrscheinlich von diesem ums Jahr 1530 das Geheimnis der großen Entdeckung des Kop. erfahren[105]). (Der hier von B. aus dem Frauenburger Archiv veröffentlichte Brief aus Brüssel an Dantiskus muß freilich von Flüchtigkeitsfehlern gesäubert werden. Nicht Gemma Frisius, der ganz merkwürdigerweise als „Gemma tuus" unterschrieben und im Brief sich ebenso lieb bezeichnet haben soll, ist der Verfasser, sondern Cornelius Scepperus hat den in Vol. D. 70, nicht Vol. 70 erhaltenen Brief am 15., nicht 17. Juli abgeschickt. B. hat weder an der Autorschaft der ihm übermittelten Abschrift des Briefes, in Wirklichkeit eines Abschnittes eines längeren Briefes, Anstoß genommen, noch an der seltsam schnellen Aufeinanderfolge der Briefe des angeblich gleichen Verfassers. Der im Brief genannte Bote hieß übrigens Jakobus a Barthem, nicht Barthen, Kop. trägt den Beinamen Torunnei canonici Varniensis.)

Nachdem Kop. ums Jahr 1507 in dem bischöflichen Residenzschloß in Heilsberg den Commentariolus verfaßt hatte, weihte

---

[104]) Strom., Abschnitt XI, 3. — Vgl. auch Schwinkowski, Das Geldwesen in Preußen unter Herzog Albrecht. Berlin 1909.
[105]) Strom., Abschnitt XI, 5.

er in seinen Inhalt nur eine sehr kleine Zahl der Vertrautesten ein, wie den gelehrten Laurentius Corvinus, Johannes Dantiskus, seinen Kapitelskonfrater und späteren Bischof Tidemann Gise, seinen Krakauer Studienfreund Bernhard Wapowski. Ihm übergab Kop. bei seiner Anwesenheit im Sommer 1509 in Krakau eine Abschrift des Commentariolus, und von hier wanderte eine Abschrift, möglicherweise von Wapowski's Hand hergestellt, in die Bücherei des Dr. med. Matthias von Miechow [† 1523]. Man darf annehmen, daß der Commentariolus noch in mehr Abschriften in Krakau verbreitet war. Im Jahre 1515 und den folgenden Jahren traten bei Kop. in den Einzelheiten des heliozentrischen Systems zufolge eigener Beobachtungen weitgreifende Veränderungen ein, Kop. mußte die Unbeweglichkeit der planetaren Absiden, die Unveränderlichkeit der Exzentren, die Unveränderlichkeit der Neigung der Ekliptik zum Äquator und dgl. mehr, was er im Commentariolus behauptet hatte, aufgeben. Die Rücksicht auf sein Hauptwerk, die Revolutiones, verlangte es, daß schon während dessen Abfassung [1515—32], und besonders während des Aufenthaltes des Rhetikus im Ermland der an so vielen Stellen den Revol. widersprechende Commentariolus verschwände. Das Schriftchen war aber inzwischen so verbreitet, daß an eine Vernichtung gar nicht mehr zu denken war. Kop., der in den Jahren 1539—41 „in Musaeo nostro Varmiae“ zusammen mit seinem Gaste Rhetikus an der letzten Bereitung des Werkes zum Druck arbeitete, konnte und wollte diesem seine eigenen früheren, im Commentariolus offenbarten Fehler nicht bekennen. (Wir können uns freilich nicht enthalten zu fragen, wie diese Annahme B.'s ins Charakterbild des Kop. einzufügen ist.) Als daher Rhetikus im Jahre 1541 Ermland verließ und die kostbare Handschrift des Hauptwerkes zur Nürnberger Druckerei brachte, wußte er also nicht, daß vor mehr als 30 Jahren ein mit unhaltbaren Ansichten auftretendes jugendliches Werk seines genialen Lehrers und Meisters vorhanden war. Erst nach Jahren, als das gedruckte Buch „De Revolut.“ schon lange in den Händen der Gelehrten war, als Rhetikus Wittenberg verließ und schließlich nach Krakau sich flüchtete, erfuhr er hier von dem Commentariolus, gab diese Kunde und eine Abschrift an seinen Freund Dr. Thaddäus Hagecius weiter, und dieser auf dem Reichstag in Regensburg 1575 an Tycho Brahe. Aus der Abschrift, die einst Eigentum des Brahe war, entstanden die beiden gegenwärtig einzigen, dem beginnenden 17. Jahrhundert angehörenden Abschriften, die Wiener von Curtze 1877 entdeckte und die Stockholmer[106]).

[106]) Strom., Abschnitt VII.

Eine Vergleichung der Ausgaben des kopp. Hauptwerkes „De Revolut." mit dem den Grafen Nostiz in Prag gehörigen Autograph des Kop. brachte das Ergebnis, daß sogar die Ausgabe von 1873, die genaueste von allen, noch eine ziemlich große Menge Abweichungen vom Original enthält, offenbare und mitunter ziemlich bedeutende Lesefehler, welche die Gedanken des Astronomen veränderten und keineswegs als Varianten bezeichnet werden konnten. Ferner ergab sich, daß im kopp. Manuskript eine gewisse Zahl Einschiebungen und Verbesserungen vorhanden sind, die aus alter Zeit, aber von einer anderen Hand als der des Kop. stammen. B. hat zu den drei schon früher bekannten Fälschern des Manuskriptes, Petrejus, Johannes Schoner und Osiander, noch einen entdeckt, der das Manuskript schon vor diesen vor Augen gehabt hat, Erasmus Reinhold [1511—1553], einen Freund des Joachim Rhetikus. Wahrscheinlich rühren also die meisten der fremden Verbesserungen in dem Autograph von der Hand dieses Reinhold her. Die Feststellung des von Kop. als endgültig betrachteten Textes ist eine schwer zu lösende, aber dringliche Aufgabe, besonders auch wegen der teilweise von Kop. selbst, zum Teil aber auch von anderer Hand vorgenommenen Rasuren[107]. (Danach ist eine jetzt unternommene englische Übersetzung des Werkes „De Revolut." zu werten, die von Charles Singer in Highate Village in England herausgegeben wird. Die Ausgaben von 1543 und 1873, die dieser Übersetzung zugrunde gelegt werden, sind nach B.'s unzweifelhaften Feststellungen über die Beschaffenheit des Originaltextes, der übrigens heute bereits aus der Bibliothek des Hauses Nostiz in Prag entfernt und in tschechoslowakischen Staatsbesitz übernommen sein dürfte, durchaus unzureichend.) Die Revolut. waren ursprünglich auf einem von dem jetzigen verschiedenen heliozentrischen System aufgebaut. Kop. hat sein ursprüngliches und schon vollständiges Manuskript zweimal von Grund auf geändert, zuerst zwischen 1515 und 1519, dann zwischen 1523—1532, einige weniger wichtige Stellen noch in den Jahren 1540 und 1541 während des Besuches des Rhetikus[108].

Eine dem Kop. zugeschriebene und zu seinen Lebzeiten aufgezeichnete Tabelle zur Bestimmung des Anfanges der kirchlichen Vesperzeit im Ermland entdeckte Fr. Hipler im Jahre 1893[109].

---

[107]) Bulletin international (vgl. oben Anm. 10), Seite 200 ff.

[108]) Mik. Kop., Seite 350—387.

[109]) Pastoralblatt für die Diözese Ermland, Jg. 1894, Seite 10.

5.

Einige für die Geschichte der Mathematik wichtige Tatsachen nach B.: Kop. kannte die Unmöglichkeit der Dreiteilung des Winkels auf elementare Art, d. h. mit Hilfe von Lineal und Zirkel. — Er erstrebte bei allen Bruchwerten mit großen Zählern und Nennern die Darstellung in möglichst kleinen Zahlen und ebnete damit den Weg für die spätere Theorie der Kettenbrüche. — Im 6. Buch Kap. 7 der Revol. nimmt er von zwei nicht sehr verschiedenen Werten derselben gemessenen Größe ihren mittleren Wert an, ein Verfahren, das seit der Ars conjectandi des Jacob Bernoulli [1713] zum Eckstein eines der schönsten Gebiete der angewandten Mathematik geworden ist.

Die Thorner Herausgeber der Revol. haben die völlig falsche Behauptung aufgestellt, das Kop. einmal die Bahnen der Planeten für Ellipsen gehalten habe. Kop. beweist zwar, daß diese Bahn von einem Kreise verschieden ist, spricht aber hier mit keinem Wort von Ellipsen, sagt auch nicht deutlich, worauf die Abweichung von einem vollständigen Kreis beruht. (Auch Theodor Häbler kommt in einer Untersuchung der fraglichen Stelle [1898] zu dem Schlusse, daß Kop. die eliptische Gestalt der Planetenbahnen nicht geahnt habe)[110].

Kop. kannte mit großer Genauigkeit die siderische Umlaufszeit des Mondapogeum, die erst im 17. Jahrhundert entdeckt wurde. — Er bringt das älteste, heute bekannte Beispiel für die allgemeine Auflösung des sphärischen Dreiecks, von welchem die drei Seiten bekannt sind. — Er entdeckte als erster, daß Christus im vierten Jahrhundert vor der gewöhnlichen Zeitrechnung geboren wurde[111].

6.

Zur Würdigung der koppernikanischen Geistestat. Unter den wiederholt auftauchenden, einer wissenschaftlichen Widerlegung nicht zu würdigenden, aber die Öffentlichkeit in Anspruch nehmenden Gegnern des koppernikanischen Weltbildes sind in neuerer Zeit häufiger genannt worden: Madame veuve Pierrel, Réfutation du système de Copernic, 2. edition, revue Macon. 1906, ferner der deutsche

---

[110]) Theodor Häbler, über zwei Stellen in Platons Timäus und im Hauptwerke von Coppernicus. Inhalt II. Die Stelle der Handschrift des Hauptwerkes von Coppernicus, aus der man geschlossen hat, daß der Verfasser die elliptische Gestalt der Planetenbahnen geahnt habe. (Abhandlung zum Jahresberichte der Fürsten- und Landesschule zu Grimma 1898.) Grimma 1898.

[111]) B. Buszczynski hat in den Mitteil. des Copp.-Vereins (vgl. oben Anm. 11) diese und zahlreiche andere Hauptergebnisse aus Birkenmajers Mik. Kop. zusammengestellt.

Dichter und Schriftsteller Johannes Schlaf, der gelegentlich des 450. Geburtstages des Nik. Kop. (1923) sich in der Tagespresse und in Vorträgen Gehör zu verschaffen wußte, und einige volkstümliche Lobredner der Einstein'schen Relativitätstheorie. Der Rahmen dieser Abhandlung, wie der Charakter dieser Zeitschrift duldet es wohl und manche Erfahrung empfiehlt es, daß dieser Gegnerschaft eine registrierende Bemerkung gewidmet werde.

Die „Widerlegung des koppernikanischen Systems" von Frau Pierrel ist von B. Buszczynski in den Mitteilungen des Koppernikusvereins [1908] kurz zurückgewiesen[112]. Johannes Schlaf stellt die Behauptung auf, daß die größeren Sonnenflecke stets auf der der Erde abgekehrten Seite entstünden, und zieht daraus den Schluß: Bei einem Umlauf der Erde um die Sonne oder bei einer Rotation der Sonne wäre dies unmöglich; in beiden Fällen müßte der auf der Rückseite der Sonne befindliche Hauptherd der Fleckenbildung dem irdischen Beobachter periodisch sichtbar werden. Die volkstümliche Zeitschrift „Kosmos, Handweiser für Naturfreunde", Heft 7, 1923, gibt darauf zur Antwort: „Wie alle andern „Tatsachen", die gegen das koppernikanische Weltsystem angeführt werden, ist auch die eben angeführte Behauptung völlig aus der Luft gegriffen. Da seit mehreren Jahrzehnten an zwei bekannten Sternwarten, in Greenwich und Zürich, alle visuellen und photographischen Beobachtungen der Sonne auf das sorgfältigste gesammelt und zeitlich geordnet werden, sind wir über alle wesentlichen äußeren Erscheinungen des Tagesgestirns von Tag zu Tag, oft sogar von Stunde zu Stunde genau unterrichtet. Verschiedene Forscher, in letzter Zeit z. B. Maunder, Lockyer, Akesson u. a. haben dieses gewaltige Material sorgfältig nach Größe, Lage, Umdrehungsverhältnissen und andern Eigenschaften der Flecke durchgearbeitet, aber auch nicht die Spur der behaupteten Erscheinung gefunden. Irgendwelche bevorzugten Herde der Sonnenbildung sind, abgesehen von der allgemein bekannten gesetzmäßigen Breitenverteilung, höchstens für ganz kurze Perioden nachweisbar. Die Zählungen widersprechen jedenfalls völlig der Annahme, daß die Flecke auf der der Erde abgewandten Sonnenhälfte entständen." Gegen Folgerungen aus der Einsteinschen Relativitätstheorie dürfen wir wohl den Einspruch der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte gegen die Erörterung dieser Theorie auf ihrer Leipziger Jahrhundertfeier im September 1922 gebrauchen. In diesem Einspruch heißt es: „Sie beklagen aufs tiefste die Irreführung der öffentlichen Meinung, welcher die

---

[112]) Mitteil. des Copp.-Vereins März 1908, 16. Heft Nr. 1.

Relativitätstheorie als Lösung des Welträtsels angepriesen wird, und welche man über die Tatsache im unklaren hält, daß viele und auch sehr angesehene Gelehrte der drei genannten Forschungsgebiete (Physiker, Mathematiker und Philosophen) die Relativitätstheorie nicht nur als eine unbewiesene Hypothese ansehen, sondern sie sogar als eine im Grunde verfehlte und logisch unhaltbare Fiktion ablehnen."

Gegen P. Volkmann, der in seinen erkenntnistheoretischen Grundzügen der Naturwissenschaften [1896] vor einer Überschätzung des dem Kop. zugeschriebenen Fortschrittes warnt[113]), faßt Theodor Häbler seinen Standpunkt in folgender, auch für einen weiteren Leserkreis durchsichtigen Weise zusammen. Volkmann meint, es habe sich zunächst doch nur um Aufstellung von Regeln gehandelt, nach denen die Planetenbewegung vor sich gehen soll, und da sei erkenntnistheoretisch auf die Relativität aller Bewegung im Raum hinzuweisen, welche an sich dem geozentrischen Standpunkt gleiche Berechtigung wie dem heliozentrischen Standpunkt gewähre; es sei mehr ein ästhetisches Moment, das der Einfachheit der Beschreibung, welches den Ausschlag für den heliozentrischen Standpunkt gebe. Demgegenüber hält Häbler die durch die Relativität der Bewegung begründete geringere Schätzung der Verdienste von Kop. nicht berechtigt. Zwar hatte Kop. keinen durchschlagenden Grund für seine Behauptungen, er kannte unsere heutigen Beweise nicht, und hatte also, genau genommen, keine Berechtigung, dem heliozentrischen Standpunkt vor dem geozentrischen den Vorzug zu geben. „In der Tat hatte er, wie er selbst recht wohl wußte, im wesentlichen keine andern Gründe als die der größeren Einfachheit, aber diese in geradezu überwältigendem Maße .. Die Frage der Erdbewegung war gerade deshalb, weil wir nur relative Bewegungen unmittelbar wahrnehmen können, sehr schwer zu beantworten; um so bewundernswerter ist es, daß Kop. das Richtige sicher erkannt hat. Indessen bestand sein Hauptverdienst nicht darin, die Erkenntnis gewonnen zu haben, daß aus den Erscheinungen notwendig auf die Bewegung der Erde geschlossen werden müsse. Seine große Tat war vielmehr, daß er die ganze Astronomie auf die neue Anschauung gründete. Gelegentlich den Gedanken auszusprechen, daß sich die Erde bewege, war nicht so schwer, und schon im Altertum und später geschehen; hätte sich Kop. darauf beschränkt, so wäre an keine Umgestaltung der Astronomie zu denken gewesen. Er widmete aber sein ganzes Leben der Aufgabe, die neue Lehre so durchzuarbeiten, wie es Ptolemäus mit

---

113) Vgl. Anm. 110.

der alten getan hatte; er schrieb einen neuen Almagest. Hätte er nicht aus seinen Rechnungen die volle Überzeugung von der Richtigkeit der heliozentrischen Anschauung geschöpft, so würde er nicht die Energie besessen haben, sein Werk zu vollenden, angesichts der Tatsache, daß einerseits großer Widerstand erwartet werden mußte und andererseits schlagende Beweise für die Rotation und Revolution der Erde damals nicht bekannt waren.“

Beiträge zur Fischerei aus Ostpreußens Vergangenheit.

Von General Stadie †.

Die folgenden Notizen sind gelegentlich von Familien-Nachforschungen in den Urkunden und Folianten des Staats-Archivs in Königsberg gemacht worden, das eine bis heute erst in ihren Anfängen stehende Ausbeute an kulturhistorischen Dingen aus Ostpreußens Vorzeit verspricht. Sie bieten daher kein lückenloses Bild, sondern sind mehr Einzelbilder, die aber doch ein gewisses kulturelles Interesse haben und zu Weiterforschungen Anlaß geben könnten. Dann wäre der Zweck dieser Zeilen erreicht, bei deren Abfassung mitten im Krieg und Feindesland mir leider keine einschlägigen Werke — besonders das von Beneke über die ostpreußische Fischzucht — zur Verfügung gestanden haben, so daß Wiederholungen, besonders des letzteren Werkes, nicht ausgeschlossen sein werden.

Fischerei-Gerechtigkeiten. Daß bei den alten Preußen bei dem großen Reichtum an Seen die Fischerei im großen Maßstab betrieben worden ist, unterliegt keinem Zweifel, sie war wohl auch, wie die Jagd, für jedermann auf seinem Besitztum frei. Verboten war sie nur — nach Duisburg — in den allerdings zahlreichen heiligen Gewässern. Der Orden betrachtete das ganze, von ihm eroberte Preußen als sein Besitztum, von dem er nach seinem Belieben, ohne sich an die bisherigen Besitzerverhältnisse zu kümmern, besonders nach dem großen Aufstand, an die Verräter ihres Volkes, die sogenannten ersten oder alten Withinge, sowie an die ihm aus Deutschland zugezogenen Ritter, Bauern und Städter das Land der Unterworfenen nach Willkür verteilte. Solange er noch mit den erst zum Teil unterworfenen Preußen und den angrenzenden heidnischen Litauern zu kämpfen hatte, und ihm jede Verstärkung durch Zuzug von Ueberläufern und von Deutschen am Herzen lag, verlieh er den mit Land Beschenkten dasselbe unter den günstigsten Bedingungen, hohe und niedere Gerichtsbarkeit, Freiheit von Scharwerk und alle Nutzungen ihres Bodens, einschließlich Jagd und Fischerei und dergl. Je mehr seine Macht sich festigte, umso mehr verkürzte er diese Vergünstigungen. So behielt er sich den Bernstein ganz vor, bei der Jagd meistens die hohe Jagd und bei der Fischerei besonders die größeren Seen

oder in ihnen wenigstens die ergiebigste Fischerei mit dem großen Zugnetz, dem Niewot oder Keutel, und verlieh nur die kleinen Netze. Eine bestimmte Regel scheint indes nirgends und zu keinen Zeiten bei diesen Verleihungen oder Fischerei-Gerechtigkeiten geherrscht zu haben.

In den ersten, lateinisch geschriebenen Verleihungsurkunden an die samländischen Withinge, die ihren Glauben und ihr Volk verließen und dem Orden halfen, ihre noch nicht bezwungenen Landsleute zu unterjochen, finden wir die Ausdrücke: „cum omni jure et utilitate questu et proventu oder eadem qua et nos polena gaudeant libertate oder cum omnibus juribus et pertinenciis" — später in deutschen Urkunden: „mit allen und jeglichen Gerechtigkeiten, Nutzungen, Zufällen und Zubehörungen nichts ausgeschlossen an Äckern, Wiesen, Wäldern, Feldern, Püschern, Brüchern, Fließen und Sträuchern . . . ." und ähnlichen, meist im Wortlaut gleichen Bestimmungen. Hierin lag die Fischerei in Fließen mit einbegriffen, die dann meist so begrenzt war, daß die Mitte des Fließes die Grenze der beiden Anlieger der Flußufer bildete. Aber auch kleine Seen, die ganz in dem betreffenden Gebiet lagen, waren meist dem Besitzer ganz freigegeben. Größere Seen, an denen mehrere Dörfer lagen, wurden entweder gleichmäßig an sie verteilt unter Bestimmung gewisser Ufergrenzen und Netzarten, — sogenannte Züge, wobei sich der Orden meist bestimmte Züge — sogenannte Küchenzüge mit dem Küchenkeutel vorbehielt — oder bei großen Seen der Wildnis war jedes Fischen verboten und der Orden fischte unter Aufsicht seiner Fischerei-Beamten, der Fischmeister und Fischkugger mit seinen Hausleuten oder verpflichteten Fischern bei letzteren gegen Lohn oder meistens Abgabe vom Fang. Einige Belege aus den Ordensfolianten mögen dies erläutern:

So hatte das Freien Geschlecht der Perkuhns, das im Jahre 1918 auf einen 400jährigen, ununterbrochenen Besitz seines Stammgutes Hartels im Kreise Rastenburg zurückblicken kann, laut seiner Verleihungs-Urkunde: „Frey Fischerei im Fließ Zain binnen seinen Grenzen". Die Besitzer des Gutes Queden bei Rastenburg erhalten 1518 die Fischerei im Queden See ohne jede Einschränkung, dagegen ein Dorf im Amt Lötzen 1440 die Fischerei eines Sees nur mit dem Staknetz, dem Darnig und der Angel. Die Bestimmung bei der Verleihung der Fischerei eines Sees bei Saalfeld 1417 „von eynem yse bis czum anderen" bedeutet wohl, daß dem Besitzer die Winterfischerei auf dem Eise nicht gestattet war, und der Orden sich dieselbe als für den Großbetrieb und den Handel günstigste vorbehielt. Das Dorf Prinisdorf oder Prinsdorf, später als die Polen Süd-Ostpreußen überfluteten und die meisten Dörfer

polnische Namen bekamen, Prinowen genannt, erhält 1435 freie Fischerei in der Angerapp mit Waten, Angeln und Breusen. So hat nach einer Verleihungsurkunde eines Dorfes im Amt Hohenstein der Komtur von Osterode den ersten Zug auf dem See Melen „so es zum ersten Eyse kommt" 1486. Das Dorf Sokenbrust, jetzt Groß-Sobrost im Kreise Darkehmen, erhält 1394 die Fischerei auch in den Stauungen der Angerapp. Solche Bestimmungen waren notwendig, um bei Hochwasser die Fischereigrenze festzulegen, um Streitigkeiten zu vermeiden. So heißt es in einem anderen Falle „es sy wasser, see, mot die Modder oder mores die Bruch". Im Drausen-See erhält 1475 eine anliegende Ortschaft freie Fischerei „mit einem großen garne itzlich flogel von dreyßig klafftern inhaltende", also mit dem großen Zugnetz, eine große Vergünstigung, während in einem anderen See, den wahrscheinlich der Orden selbst befischt, dem betreffenden Dorf nur das Fischen „mit kleinem Gezeuge, das da heißt der Angell" erlaubt wird, an einer anderen Stelle wird diese „Angell" noch genauer beschrieben. „Angell, nicht anders als an einem Stabelein gebrauchen". Also das Legen von Angelschnüren war damals verboten. Dafür wurde aber der betreffenden Ortschaft das Hechtstechen erlaubt. Die Königsberger, und zwar die Altstädter, erhalten 1466 zwei Lachszüge oder Lachswehren im Pregel, den einen oberhalb Neuendorf, den anderen auf der großen Insel unterhalb des Kneiphofes. 1491 erhält Philipp Greusing eine Fischerei im Ponart'schen Graben bis zum Pregel und eine Bude am Frischen Haff am Preußischen Wasser anscheinend nur auf Lebenszeit, denn 1531 erhält ein Balthasar Scheunemann für sein an den Herzog abgetretenes Haus am Schloß den im letzten Krieg 1519—1521 von den bis Königsberg vorgedrungenen Polen ganz niedergebrannten Hof Contyn — das jetzige Contienen — mit allen Gerechtigkeiten, sowie Fischerei im Pregel und Ponarthschen Graben, im Haff und Preußischen Wasser — „doch unseren Haus- und Küchenzügen im Hab und Pregel unschädlich". Der Herzog, welcher den Besuch der von ihm gegründeten Universität, der heutigen Albertina auf jede Weise heben und ihn auch Unbemittelten ermöglichen wollte, verschaffte denselben Freitische. Zu diesem Zwecke wird 1552 dem Probst im Collegium Niclas Baltzer freie Fischerei im Contin'schen Graben auf 8 Jahre verliehen „damit er die armen Studenten, so bey ime zu Tisch gehen, besser speysen möge". Dieser Continsche Graben muß ein anderer sein, als der in der vorhergehenden Verleihung erwähnte Ponarthsche, aber auch bei Contienen in den Pregel mündende Bach, die heutige Beek. Es ist wohl ein toter Arm, oder eine Abzweigung des damals noch von Schiffen befahrenen, bei Haffstrom in die Haffbucht des Spicking münden-

den, heute völlig versumpften, südlichen Pregel-Arms. Eine ähnliche, zeitweise beschränkte Fischerei-Gerechtigkeit finden wir in dem Sehestischen Amtsbuche von 1449 erwähnt, wonach die Fischerei zum Haus Sehesten gelegenen Sallant-See demjenigen Freien des Dorfes Weißenburg zusteht, der in dem Jahre „den Dienst bereitet". 1568 heißen diese „Hege- und Seebereiter", der also als Landkämmerer oder Packmohr die Scharwerksarbeiter für das Ordenshaus zu bestellen, „zu verbotten" und deren Arbeit beim Pflügen, Ernten, — noch heute wie damals Austen genannt, weil es der August — oder Austmonat, der eigentliche Erntemonat war — Schaafschur, Holzschlag oder dergleichen Frohnden zu beaufsichtigen hatte. Auch für den zu demselben Haus gehörigen Perlauken-See galt für ein anderes Dorf dieselbe Bestimmung. Das im ersten Contiener Privileg erwähnte „Preußische Wasser" ist ein auch sonst öfter erwähnter Teil des Frischen Haffs an der Pregel-Mündung. Er wurde später festgelegt durch einen Stein an der Landstraße mit einem Kreuz und der Jahreszahl 1559, am Südufer bei Heide-Marchen und durch einen rothen Stein im Haff beim Anker. Im Amt Rudau wird einem Besitzer 1400 in einem Gewässer gestattet, mit einer „waten" zu fischen, soweit er waten kann. 1460 wird das Watnetz bezeichnet als kleines Netz: parvis retibus, que Polonice dicumtur waty. Das Dorf Allenau erhält in seiner Handfeste von 1370 die freie Fischerei in der Alle zu Tisches Notdurft. Diese Beschränkung mit dem Zusatz „und nicht zu verkaufen", findet sich dann öfter in den Verschreibungen. 1470 erhält eine Ortschaft Fischerei in einem See „mit 6 Säcken, dazu mit eine klobutz oder klobnetz, staknetz, gutnetz und einer fußwaten." Eine Ortschaft im Amt Soldau erhält 1378 freie Fischerei in der Neide mit kleinem Gezeuge „ohne Wehr und stawunge".

Im Kurischen Haff wird die Fischereigrenze zwischen dem Amt Memel und den Ämtern Schaken und Labiau und Laptau bezw. zwischen dem Orden und dem Bischof von Samland, gezogen vom „mohtem Cropsteyn", d. i. der heutige Grabschter Haken südlich Nidden — gerade über das Haff „lineariter procedendo contra latum lapidem", der wohl am Ostufer bei Skerwieth lag. Solche Fischereigrenzen für die an Seen liegenden Ortschaften, sowie auch für die Küchen- oder Hauszüge, die sich der Orden fast überall vorbehielt, gaben natürlich viel Anlaß zu Streitigkeiten. So wurden in einem solchen Streit um das „gemeine Wasser" im Frischen Haff 1501 die ältesten Fischer der Nehrung zusammenberufen, um darüber Klarheit zu verschaffen „weil sie wissen, wie es damit steht". Im Archiv zu Königsberg befindet sich eine sehr interessante, genaue Karte des Ostwinkels des Frischen Haffes aus dem 17. Jahrhundert, auf

granice ?

der die den einzelnen Ortschaften verliehenen Züge, sowie die herzoglichen Haus- und Küchenzüge des Schlosses zu Königsberg eingezeichnet sind.

Ausübung der Fischerei. Die Fischerei in seinen eigenen Seen, in denen niemand fischen durfte, sowie in denjenigen, in welchen der Orden sich Küchenzüge oder die Fischerei auf dem Eise ganz oder zum Teil vorbehalten hatte, betrieb er nicht nur mit seinen eigenen Leuten, sondern ebenso, wie zur Jagd mußten die Freien und Scharwerksdörfer auch zum Fischen Leute und Gespanne stellen, die dann dafür eine kleine Entlohnung in Geld oder einem Teil des Fanges erhielten und wohl auch zum Teil verpflegt wurden. So heißt es in einer Verleihung vom Jahre 1497 im Amt Laukischken „falls des Komthurs Fischmeister in der Thabe — jetzt Thawe — ader in Welm — vische derschlüge und fangen würde, wo das were ufs komthurs wasserm, und seine erben helfen vergatten, gleich anderen seinen nachparn . . .“ Sie mußten also helfen die Netze aufstellen und ziehen.

Die Aufsicht über die Fischerei in den Komtureien hatten die Fischmeister, unter denen die Haus- oder Fischkeuper standen, ähnlich wie die Forstwarte unter den Wildnisbereitern. Außerdem waren wohl auch außerhalb der Häuser an großen Seen oder über mehrere Seen Fischkeuper angesetzt, welche die Kontrolle über die Innehaltung der für die einzelnen Ortschaften vorgeschriebene Art des Fischens zu überwachen hatten. So finden wir in Ordensburgen, zu denen viele Seen gehörten, wie in denen Masurens, Lötzen, Lyck, Ortelsburg, Johannisburg, Sehesten u. a. ein zahlreiches ständiges Fischereipersonal. Schon 1400 nennt das Pfennig-Buch der Marienburg einen alsleger zu Tollenstete, jetzt Dollstädt am Drausen-See, so zählt das Amtsbuch letzteren Hauses 1449 auf: den Fischmeister Merten, 2 Keuper, 3 Klappner oder Fischer und 1 Fischjungen. Von den beiden Keupern ist der eine Haus-, der andere Keuper auf der Mockerau, die im Jahre 1537 Haus- und Wildniskeuper genannt werdn. Auch im Amt Lyck werden 1601 ein Fischmeister und 2 Keuper aufgeführt.

An Fischerei-Gerät nennt das Inventar des Hauses Sehesten: Sawe, Fischkahnen, Watschiffe, Folgekahnen und Klappenkahnen, an Netzen: Metrietücher, Hering-, Mittel- und Weite Tücher, Handgarne oder Klappen, ferner Fischwagen, Fischkarren und Eissporne. Mit Fisch-Sweiken, das sind die kleinen, einheimischen Arbeitspferde — hatte der Fischkeuper das zur Fischerei nötige Heu anzufahren. Außer den hier und auch schon in den Fischerei-Gerechtigkeiten genannten Netzarten finden wir sonst noch erwähnt 1363: „das Garn, das man mit der Winde ziehet, das große Niewotgarn, 1521 Newat oder

Wintergarn genannt; das wohl mit dem sogenannten Flügelgarn identisch ist. Ebenso scheint das 1362 im Amt Lötzen genannte „Prozenlock-Ziehgarn", das „4 manne ziehen können", und das Keutelnetz, — ein großes Netz mit Flügeln und einem Sack —, dasselbe zu sein. Für das die Fischzucht ruinierende Fischen mit dem großen Schleppnetz, dem Keutel, wurden besondere Keutelbriefe ausgestellt, so 1512. 1503 werden Küchenkeutel erwähnt. Ferner finden wir als besondere Netze — vielleicht nur in bestimmten Gegenden so genannt — die Garne „Senge und Schryl", 1537 im Amt Schaaken, ein Wine-Netz im Kurischen Haff. Im Jahre 1438 heißt es „das Windegarn den Syngen oder Schriele" genannt". 1497 werden erwähnt „Podalie, Stacknetze und Wath". Die „Saue" waren Fischkähne mit einem doppelten Boden, deren unterer mit Löchern versehen war, damit die gefangenen Fische lebend blieben. Es werden genannt „Fahrsau oder Angelkahn und Lagersau" — letztere wohl unsere heutigen Hüttkasten — im Frischen Haff, 1614, wo auch ein Haffjäger zur Beaufsichtigung der Fischerei erwähnt wird. 1425 werden im Amt Lyck „Plützenangel" erwähnt, anscheinend für „Plötze", 1547 Rückangeln. Die heute im Kreise Darkehmen zur Kleinfischerei gebrauchten Wenter oder Butscke werden wohl auch in früheren Zeiten benutzt worden sein, da solche Fang-Geräte meist uralt sind. Den Ausdruck „Reusen" habe ich nirgends finden können. Böck nennt in seiner Naturgeschichte die Fischer beim großen Garn „Zesser". Mit „Pricken" wurden die Netze fortgeschoben, mit „Pompen" die Fische in die Netze hineingetrieben. Über die Art dieser einzelnen Netze und ihre Verwendung will ich mich jeder Erklärung enthalten, da mir als Nicht-Fachmann die einschlägige Literatur nicht zur Verfügung steht.

Ob zu Ordenszeiten schon gesetzliche Schonzeiten für einzelne Fische waren, weiß ich nicht, es finden sich aber in den Akten einzelne Verbote, besonders während der Laichzeit. So heißt es in einer Handfeste des Amtes Rhein um 1351 „freye fischerei ausgenommen im Strich, wenn Hecht und Bressem streichen". 1509 in einem Vertrage mit dem Fischmeister in Angerburg erhält derselbe Fischereigerechtigkeit in einigen Seen mit der Bedingung, „daß dieselben im Strich und Laich verschonet werden". So noch öfter. Einen sehr löblichen Entschluß, der leider, wenn überhaupt ausgeführt, bald wieder einschlief, faßte 1509 der Hochmeister Friedrich von Sachsen, indem er befahl, „die kleinen Seen in der Wildnis von Rastenburg sollen nicht mehr den Masuren und anderen vermiethet werden, weil sie von denselben ruiniert würden, auch das Wild geschädigt". Der Hochmeister will einen Eisenhammer daselbst anlegen. So ist es denn gekommen, daß noch bis vor wenigen Jahren die mei-

sten unserer wundervollen und fischreichen Seen von russischen Juden oder vielmehr einem jüdischen Generalpächter befischt wurden, welche die Fische nach Rußland schleppten, so daß die Provinz nichts davon hatte. Unser braver Fiskus hat damit Jahrhunderte lang unserer Volks-Ernährung geschadet.

Ein ferneres Verbot betraf das Hechtsperren und das Versetzen der Wasserläufe mit Wehren oder Aalkästen, wie es 1565 im Amt Hohenstein verboten wurde, sowie das Pompen, d. h. das Scheuchen der Fische in die Netze durch Aufstoßen mit sogenannten Pompkeulen, Stangen mit verdicktem Ende, die im Wasser ein großes Geräuscht machten, so z. B. 1510 beim Fischen auf den Haffen. Sonst waren die Fischerei-Verbote ziemlich selbstsüchtiger Natur, so, wenn 1441 den Ortschaften bei Balga verboten wird, beim Fischen „den Strömen und Oertern, welches man die Minge nennt, und dadurch der Fisch aus dem Habe in die Wolitte kommt, zu nahe zu kommen", wodurch die Fischerei des Ordens in der alten Balge beim Ordenshaus geschädigt wurde, oder wenn 1508 die Untertanen des Komturs von Memel nicht in und vor den Karken fischen dürfen, weil der Fischmeister von Schaaken in den Wassern des Gebietes fischen soll.

Hin und wieder werden auch besondere Abgaben von Fischen erwähnt. So heißt es in dem Handfestenbuch des vormaligen Amtes Balga von der Vilte, die eine Fischeransiedlung — Schillen, jetzt Schölen, 1378 soll „wie die anderen von jedem Wintergarn die Lachstonne geben, das ist eine Tonne Bier oder eine Mark gewonlicher preuscher Münze". 1478 wird von der Fitte zu Kahlholz dasselbe erwähnt. 1552 nennt die Amtsrechnung des Amtes Labiau einen Schriell-Zins. 1602 wird in der Jahres-Rechnung des Bernsteinamtes Dirschkeim ein Fischerzins erwähnt, den die Kuren geben aus dem Dorf Cauren, jetzt Groß-Kuhren bei Finken. Auch Seehundsfelle werden als Einnahme aufgeführt, wohl auch eine Art Zins der Kuren.

Fischarten.

Dieselben Fische wie heute bewohnten Ostpreußens Seen und Flüsse wohl schon seit undenklichen Zeiten. In dem großen See des jetzigen Zedmar-Bruches im Kreise Darkehmen habe ich in den Küchenabfällen der steinzeitlichen Dörfer Wirbelknochen und Gebisse von 20 bis 30pfündigen Hechten gefunden. Von den Seefischen scheint allerdings der Hering, der früher regelmäßig an den Küsten Ost- und Westpreußens erschien, seit dem 14. Jahrhundert verschwunden zu sein, wenn nicht vielleicht eine Verwechslung mit dem kleinen, heringsartigen Strömling vorliegt. Letzterer heißt bei den Esten Sylls, isländisch Sili, der eigentliche Hering bei den alten Preußen

Syleke, bei den Kurländern Sileke, den Littauern Silke, den Finnen Silakka, altnordisch Sild; somit ist es möglich, daß das altpreußische Syleke, das aus dem 15. Jahrhundert stammt, auch den Strömling bezeichnete.

Von anderen Seefischen hat der Stör und der Lachs, welch letzterer noch im vorigen Jahrhundert so reichlich auf den Danziger Markt kam, daß die Dienstboten bei ihren Dienstverträgen sich ausbedangen, nicht mehr als zweimal in der Woche Lachs zum Essen zu bekommen, ganz bedeutend abgenommen, so daß beide Fischarten heute zu den Delikatessen gehören. Noch im 15. Jahrhundert wurde er alljährlich bis über Königsberg hinauf im Pregel gefangen, was aus der Verleihung zweier Lachszüge oder Lachswehre hervorgeht, deren Erneuerung 1466 durch den Hochmeister Ludwig von Erlichshausen erfolgte, der den Altstädtern neben mehreren Dörfern 2 Lachszüge „einen oberhalb des Domes, den anderen nyderhalb des Kneiphoffes" gewährt, „doch also, daß sie auf das Werder nyderhalb des kneiphoffs beym selbigen Lachszüge keine befestigunge in und zu ewigen Zeiten sollen bauwen lassen, sondern nur eine schlechte vischerbude". Das obere Lachswehr lag im alten, südlichen Natangischen Pregel bei Neuendorf, das untere etwa bei Cosse. Das genannte Werder wurde gebildet durch die an der Lastadie aus dem nördlichen ,neuen Pregel ausgehenden und bei Cosse wieder einmündenden toten Pregel-Arm, eine sogenannte Lache, die im 16. Jahrhundert zugeschüttet und Laak genannt wurde, sowie nach ihr der ganze Stadtteil. Die Erklärung des Namens Laak vom alten „lauks-Feld", welche Branddirektor Bruhns in seiner Abhandlung über die verschwundene insula minor, — das ist das obige Werder — gibt, ist falsch, da altpreußisch lauks niemals in Laak sondern immer in Lack abändert, wie Sprindlauken in Sprindlack, Götzlauken in Götzlack u. a. Noch im 16. Jahrhundert wird in der Gegend bei Lawsken eine Lachsbude erwähnt, auch bei Zimmerbude wird eine solche erwähnt. Der Fischhof des Ordens lag bei Holstein und ist erst im 16. Jahrhundert nach dem Südufer verlegt worden. Auch bei Margen lag 1438 ein Ordens-Fischhof.

Später hörten dann die Züge des Lachses in den Pregel auf. Die Anlage von Fischwehren in den Flüssen, die das Aufsteigen der Fische beim Laichen verhinderten, und so die oberhalb gelegenen Fischereiberechtigten beeinträchtigten, gab öfters zu Streitigkeiten Veranlassung, so 1619 wegen eines Fischwehrs in der Alle, und war sonst verboten. Noch mehr zurückgegangen ist der Stör, der im Mittelalter noch bei Pillau und im übrigen Frischen Haff so häufig war, daß die Stadt ihn in sein Wappen aufnahm. 1431 wird daselbst ein Störmeister

erwähnt, Störbuden daselbst und auf der Frischen Nehrung bei Scheut — heute Schreitschhaken 1591. In den 70ger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde in Pillau ein über zwei Meter langer Stör gefangen, der zwölf Pfund Kaviar ergab, welcher zu 1 Mark das Pfund verkauft wurde; da der Preis des Fisches von der Menge des Kaviars abhing, wurde er lebend aufgeschnitten. Ob diese barbarische Handlungsweise heute noch erlaubt ist, weiß ich nicht, damals muß sie es wohl noch gewesen sein, sonst hätte der Pillauer Oberfischmeister sie wohl nicht geduldet.

Von den Flußfischen ist der Karpfen, oder eine besondere Art, der böhmische Spiegelkarpfen, erst im Anfange des 16. Jahrhunderts unter dem letzten Hochmeister, Albrecht von Brandenburg eingeführt. Seine erste Erwähnung finde ich im Jahre 1515, wo Leichtkarpfen, sowie 1517 und 1518, und dann gar nicht mehr genannt werden. In diesen Jahren sind dieselben also vermutlich zum erstenmal nach Ostpreußen gekommen. Dagegen spricht allerdings, daß schon das Ende des 14. Jahrhunderts aufgeschriebene Elbinger deutsch-preußische vocabular, unter den Fischen aufführt: carpe, altpreußisch sarote". Wir finden dann aber bald überall Karpfenteiche bei Ortschaften und Gütern. Daß der Orden mit Fischen, geräucherten oder getrockneten oder gesalzenen, Handel trieb, ersehen wir aus der Erwähnung des Handels mit Aal und Hecht 1413, und einer Klage des Ordens vom Jahre 1430 wegen Beschlagnahme von Hechten in Schlesien, sowie aus einem Befehl zur Ansammlung eines Vorrates von Hechten 1519.

Daß der Fischreichtum damals größer war als heute, beweist, daß die bis vor kurzem fast nur im Spirding-See vorkommende und erst durch die verdienstvollen Bemühungen des Fischerei-Vereins auch in anderen Seen eingebürgerte Maräne im Jahre 1695 im Amt Lyck allein noch in 15 Seen vorkam. Im Jahre 1564 wurden in der Jahresrechnung des Amtes Rhein, in Einnahme folgende Fische aufgeführt: „Sanndas, d. i. Zander, Perschke d. i. Barsch, Marenen und Stynt", in dem Amtsbuche des Amtes Seheſten 1449: „Bleyfische und Uckeleien zur kuche und den hunden und den armen Leuten in dem Dorffe." Die Fische spielten damals, besonders zu Ordenszeiten, als Fastenspeise eine große Rolle, und waren für jeden Haushalt unentbehrlich; daher wurde der Fischzucht viel mehr Aufmerksamkeit gewidmet, als leider später nach Einführung der Reformation. Ueberall wurden Fischteiche angelegt; wir finden im Marienburger Tresslerbuche um 1400 alljährlich Ausgaben für Teichgräber, und des Hochmeisters Fischteiche werden öfters erwähnt. Im ganzen Lande finden wir noch heute überall alte ausgetrocknete Fischteiche, fast jeder Was-

serlauf wurde durch Anstauen dazu eingedämmt. — In den Ordensfolianten finden sich mehrfach Aufzeichnungen über im Haushalt der Ordenshäuser verbrauchte Fischarten, zum Teil unter merkwürdigen Namen. So bedeutete der Ausdruck „Streckfuß" einen ausgespannten und zum Trocknen gespaltenen Fisch, „Rasemucken", nach Bock, der ihn „Rotzmolk" nennt, einen marinierten Bressem. So soll der Fischmeister von Angerburg 1519 etliche Raßemucken zu Wege bringen und dem Hochmeister nach Königsberg schicken, und der in der Rastenburger Gegend 1860 gebrauchte Ausdruck „den Rasemuck jagen", scheint mit diesem Fisch zusammenzuhängen. Der Ausdruck „Pomuchel, Dorsch und ander visch" findet sich schon 1512, es sind also zwei verschiedene Fische. Was die im Sehester Amtsbuch von 1449 aufgeführten „runtfisch und fleckfisch" bedeuten, weiß ich nicht, vermutlich waren es allgemeine Bezeichnungen für runde Fische, wie Aale, Neunaugen, Schmerlen, Quappen, gegenüber allen anderen flachen Fischen. Dagegen dürfte wohl der in dieser Zeit und später erwähnte treuge Fisch, „treugespieß Hecht, groß und klein, und Bressem und trockene Bressem und trockne Lachse" um 1520 ebenso wie „treuge Gänse, treuge Eichhorn, treuge Wildpret" wohl geräucherte Fische bedeuten, da der Ausdruck „geräuchert" sonst nicht vorkommt und geräucherte Fische wohl mehr als Nahrung dienten, als — mit Ausnahme des Herings — gesalzene. Es konnte allerdings bei Fischen auch gedörrt bedeuten, wie die Klippfische schaurigen Angedenkens, die wir bei Kowno zu Tausenden von Zentnern erbeutet hatten, und welche die Kriegsbesatzung der Festung dann monatelang, da es keinen genügenden Essig oder Senf gab, einfach abgekocht essen mußte, obwohl sie abscheulich rochen, während sie für die russischen Kriegsgefangenen eine Leibspeise waren. Der im Sehester Amtsbuch als Vorrath für die „koche", d. i. Küche erwähnte „merschinhecht", bedeutet wohl Märzhecht, wie litauisch „mercineantis", die Märzente, weil der Hecht im März zum Laichen die Wässer hinaufsteigt. Der Ausdruck „spieß raubauken" muß auch eine Art treuge Fisch bedeuten, da er mit spießtreuge Hecht und Bressem zusammen genannt wird. „rubokas" heißt litauisch der Wurm; könnten es vielleicht Neunaugen sein, die 1449 auch als „newyninaukin" genannt werden, oder kann es der Rap-Fisch sein? Litauisch heißt rubikas Räuber und der Rape ist ein Raubfisch, altpreußisch heißt er rapis. Schon 1515 werden die frischen „grünen" Fische den „dürren", getrockneten, treugen oder gesalzenen oder geräucherten oder marinierten — denn auch diese kannte man schon — gegenübergestellt. 1518 wird der Fischtran auch Fischschmalz genannt. Ueber die Einnahmen des Ordens aus den Erträgnissen der Fischerei berichtet das Zinsbuch von 1444 für

das Ordenshaus Osterode, „Item die Vischereyen und honig in der wiltnisse, da kan man keyn summe gemachen, der wille steit zu dem almächtigen got“. Daß neben den einheimischen Fischen aber auch fremde Fische — besonders Heringe — schon damals eine große Rolle spielten, ist aus mehrfachen Erwähnungen und Verordnungen ersichtlich. So wird 1437 berichtet von „Schonenschen Hering und englischen Sprotten“. Das Ordenshaus Sehesten zählt 1449 neben zahlreichen inländischen Fischen auch „Bergischen Fisch“, der vorher erwähnte Fleckfisch ist daher vielleicht der norwegische Klippfisch. In der folgenden Marktverordnung des Königsberger Fischmarktes von 1511 finden wir sogar mehrere Sorten Heringe auseinandergehalten.

„. . . Weißlachs, ander Lachs und Trumplachs sollen nicht miteinander vermengt werden. Auch nicht rechter Haupthecht mit Kopperhecht oder anderen Fischen, doch neun Schleien können dabei sein, nicht mehr — gerechte Oel auch Keutel-Oel soll nicht gemengt sein mit Schwein-Oel, und streuöl, da nicht gemengt sei mit M . . . (?) und Wiltumsöl . . . Der Schonische Hering soll nicht vermengt sein mit Vilandischem, Flandrischem oder mit Olbrischem Hering . . .“ Was diese einzelnen Unterarten bei Lachs, Hecht, Aal und Hering bedeuten, ist heute schwer festzustellen. Sie zeigen doch aber, daß unsere Altvorderen Feinschmecker im Fischessen waren, heute sind wir froh, wenn es überhaupt eine einzige Sorte auf der Fischbrücke gibt. Daß auch damals schon die Fische durch das Monopol der Gildefischer verteuert wurden, und daß die Konsumenten alles versuchten, dieses Konsortium, das sich natürlich immer vorher über die Preise einigte, zu sprengen, geht aus einem Gesuch der Altstädter hervor, welche 1506 beim Hochmeister Friedrich von Sachsen beantragten, den Cauern, Littauern und Preußischen Fischern Bürgerrecht allein auf das Fischwerk geben zu dürfen, weil die deutschen Gildefischer dieselben Fische verkaufen lassen wollten. Ueber das Gesuch wird vorläufig nicht entschieden, da mehrere Ordens-Gebietiger nicht anwesend seien. Was nachher daraus geworden ist, habe ich nicht finden können. Zur Erklärung der Bitte ist zu erwähnen, daß Undeutschen — selbst den Preußen, Kuren und Littauern des Ordenslandes — nicht das Bürgerrecht verliehen werden durfte nach altem Landesgesetz.

Wie ein Märchen aus verklungener Zeit berührt es uns, wenn das Amt Labiau in dem einen Jahr 1552 als Ergebnis der Fischerei aufführt 286 Schock gleich 17 160 Krebse und 1591 noch 121 Schock gleich 7 280 Krebse, und wenn es im Zinsbuch der Samländischen Aemter im 15. Jahrhundert heißt: „Wir-Fließ d. i. der heutige aus dem Damm-Teich in den Oberteich fließende Bach — hat gut Krebs, darein lauffen die Königs-

berger myt grossen Hauffen und fyschen darynne." Auch wegen der Schmerlen war dies Fließ damals bekannt. Die Ende des 19. Jahrhunderts fast sämtliche Gewässer der Provinz heimsuchende Krebspest hat uns auch dieses köstlichen Schalentieres beraubt, und mit unendlicher Mühe ist es dem Fischerei-Verein gelungen, auch hier eine Wiederbelebung herbeizuführen oder wenigstens einzuleiten.

Zum Schluß möge noch eine Angabe über die gewaltigen Mengen Fisch, Fleisch und andere Lebensmittel folgen, die in selbst kleinen Ordenshäusern verbraucht wurden. Das schon erwähnte Sehestensche Amtsbuch des Pflegers gibt bei einer Zahl von 39 Menschen die durch die Küche des Hauses gespeist wurden als Verbrauch in derselben im Jahre 1449 an: „46 Seiten Speck, 23 Schmeer und 5 Bärenschilde d. i. Schultern, 2 Schock und 23 Schrot Treuge wildpret, 9 Zemel d. i. Ziemer vom Wilde, 6 Rehe, 3 Auer, 3 Elend darvon 2 Kälber, 23 Stück Rotwild gros und klein, 32 Schrot Schapyn und Schafebucke und zeginfleisch, 3 Wildschweine, 62 Bug Schinken, 21 treuge Gense, 3 Schock und 5 Bratwürste, 5 Stück Rindvieh, 24 Schöpsen, 14 Kälber, 16 Zickel, 57 Bratferkel, dazu 43 Schock Eier von Gänsen, Enten und Hühnern, bei 13 Schock Hüner, 37 Gänse, 42 Enten also Zins- und Kaufhüner, sondern Gänse und Enten und etzliche Hüner und die Eier nehme ich aus meinen Mühlen und dem Viehhof und von meinen Gartener, dy sulch Vieh mit mir in die Hälfte halten . . . dazu Dorsch, neunaugkin, runtfisch, fleckfisch, bergisch Fisch . . . ."

Solche gewaltigen Massen von Lebensmitteln werden erklärlich, wenn man in dem Amtsbuch der Komturei Elbing vom Jahre 1427 liest, daß das Gesinde ebenso wie die Herren täglich „3 Gerichte, wenn man nicht vastet, wenn man vastet 4 Gerichte bekam." Und es waren alles deftige Gerichte, nicht solche, wie die der heutigen französischen Küche, bei der als ein Vorzug gepriesen wird, daß man nach beendetem Diner hungrig aufsteht.

Ein letzter Nachkomme dieser unserer ostpreußischen starken Esser war jener Freiherr, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, als er an der Akzise am Friedländer Tor, in Königsberg eine gebratene Gans versteuern sollte, und seine Beteurung, es wäre seine Wegzehrung, keinen Glauben fand, dieselbe stehenden Fußes bis auf den letzten Bissen aufaß.

Dorothea von Montau.

Das Lebensbild einer Danziger Bürgerin des XIV. Jahrhunderts.

Von Dr. Siegfried Rühle.

Der wirklichen Art eines Menschen im Mittelalter nahe zu kommen, ist sehr schwer und nur selten möglich. Das Wesen und Leben dieser Zeit erscheint uns heute vielfach fremdartig, ihr Denken und Empfinden schwer faßbar. Straffe Zucht und genaue Ordnung regelten damals überall das tägliche Treiben. Sitte und Gebrauch, Glauben und Recht ließen die Eigenart der Persönlichkeit völlig in den Hintergrund treten; sie erscheinen vielfach als Ausfluß fester Normen, die die Allgemeinheit geschaffen hatte. Der einzelne Mensch war weit mehr gebunden in allen Einzelheiten seines Lebens, viel mehr den Anordnungen der Gesamtheit unterworfen, als wir es heute für möglich halten. Überall beobachtet man dieselbe Entwicklung: Die Standesgenossen schlossen sich in fester Organisation zusammen, Priester und Ritter, Bauern und Bürger bildeten in Tracht und Anschauungen fest geschlossene Gemeinschaften. Die Stadtgemeinde regelte sogar das Privatleben ihrer Angehörigen, und begleitete sie mit ihren Verordnungen von der Geburt bis zum Tode[1]).

In den Chroniken des Mittelalters liegen daher zwar recht ausführliche Schilderungen der innerpolitischen Geschichte vor, der Entwicklung, die den Zusammenschluß verschiedener Fürsten, Ritter, Städte und Stände im Kampfe um die wirtschaftliche Führung in der Volksgemeinschaft zeigen. Daneben erregten die religiösen Streitfragen, die die Gemüter bewegten, die Wundergeschichten und Heiligenlegenden, die einen großen Einfluß auf das religiöse Empfinden der Zeit gewannen, allgemeine Teilnahme und werden oft mit einer Ausführlichkeit und mit einem Eifer erörtert und geschildert, die uns heute vielfach unverständlich sind. Nur selten gewinnt man dagegen einen Einblick in das persönliche Erleben eines mittelalterlichen Menschen.

Es ist daher besonders wertvoll, wenn es gelingt, aus der großen Masse derartiger Überlieferung einzelne Züge herauszuarbeiten, die das Bild eines Menschen im Mittelalter erkennen lassen, die zeigen, wie die Kaufherren in den Handels-

städten, wie die ehrbaren Handwerker lebten, wie sie sich mit den Sorgen des alltäglichen Lebens abfanden, wie sie im Kreise ihrer Familie die Feste feierten, wie sie die Zusammenkünfte mit ihresgleichen gestalteten, wie sie sich zur Kirche und ihren Lehren, zur Obrigkeit und ihren Anordnungen stellten, was sie in ihrem Denken und Handeln wesentlich beeinflußte. In einer kurzen, übersichtlichen Zusammenstellung gibt v. d. Ropp[1]) eine klare Übersicht über das Tun und Treiben eines Hansischen Kaufmanns, eine Darstellung, die zweifellos überall besondere Beachtung gefunden hat.

Bei uns im Osten fehlen Quellen, die einen Einblick in das persönliche Leben mittelalterlicher Menschen ermöglichen, fast vollständig. Deshalb dürften auch die Aufzeichnungen des Danziger Krämers Jakob Lubbe, die in einer tagebuchartigen Selbstbiographie vorliegen, und ein klares Bild von diesem Manne entwerfen lassen, nicht ohne Bedeutung sein[2]). In ähnlicher Weise enthält die Darstellung des Lebens der Dorothea von Montau, die im 15. Jahrhundert von ihrem Beichtvater Johannes von Marienwerder verfaßt wurde[3]), eine Fülle von kulturgeschichtlich überaus wertvollen Schilderungen und Einzelheiten, die die Schicksale und das persönliche Empfinden einer Danziger Bürgersfrau des Mittelalters zeigen.

Diese Frau und ihre eigenartigen Anschauungen und Lebensschicksale sollen hier genauer betrachtet werden. Zwar ist es schon verschiedentlich versucht worden, ihr Leben im Anschluß an die ausführlichen Biographien des 15. Jahrhunderts zu schildern; doch wollten alle diese Darstellungen, die von katholisch-theologischer Seite ausgingen, und in der Zeit der Gegenreformation entstanden[4]), beweisen, daß Dorothea ein

---

[1]) G. v. d. Ropp, Kaufmannsleben zur Zeit der Hanse, p. 1/2 (Pfingstblätter des Hansischen Geschichtsvereins, Blatt III (1907).

[2]) S. Rühle, Jakob Lubbe, ein Danziger Bürger des 15. Jahrhunderts. Mitteilungen des Westpr. Geschichtsvereins, Jahrg. 23 (1924), p. 17 ff; p. 33 ff.

[3]) Das Leben der heiligen Dorothea von Johannes Marienwerder, herausgegeben von Max Toeppen. Scriptores rerum Prussicarum, herausgegeben von Dr. Theodor Hirsch, Dr. Max Toeppen und Dr. Ernst Strehlke. II. Band (Leipzig 1863), p. 179 ff.

Neben dieser deutschen Lebensbeschreibung, die die Grundlage der folgenden Darstellung bietet, sind die lateinischen Schriften des Johannes Marienwerder verschiedentlich herangezogen worden, besonders: Liber de vita venerabilis domine Dorothee, der sich in der Stadtbibliothek Danzig (Ms. Mar. F. 259) befindet. Vgl. Günther, Katalog der Danziger Stadtbibliothek, Bd. V: Katalog der Handschriften, Teil 5: Handschriften der Kirchenbibliothek von St. Marien in Danzig, Danzig 1921 p. 316/7; ferner: [Script. rer. Prus. II p. 350—360].

[4]) Eine genaue Übersicht über die ganze Literatur gibt Toeppen in der Einleitung seiner Herausgabe des Lebens der heiligen Dorothea (Script. rer. Prus. II p. 190—196).

heiliges Leben geführt habe und unter die Heiligen der Kirche aufgenommen werden müsse; sie ergehen sich deshalb in ganz ausführlichen Schilderungen ihrer Frömmigkeit, und lassen viele kulturgeschichtlich besonders wesentlichen Ereignisse aus ihrem Leben vielfach überhaupt unerwähnt. Ebenso treten in der Arbeit eines Protestanten[5]), der in der Zeit der Aufklärung die Unwahrheit der Wundergeschichten aus Dorotheas Leben nachweisen wollte, viele für uns heute geschichtlich wesentliche Züge völlig in den Hintergrund. Auch die jüngste Darstellung von theologischer Seite, die vor 60 Jahren entstand[6]), beschäftigt sich nur mit der Schilderung der inneren, religiösen Erlebnisse der frommen Frau, ohne auf ihre äußeren Lebensschicksale genauer einzugehen.

Es erscheint daher durchaus an der Zeit, eine Darstellung vom Leben der Dorothea von Montau zu geben, die, ohne einer konfessionellen Stellungnahme vorzugreifen, lediglich vom geschichtlichen Interesse geleitet, in den eigenartigen Seelenzustand dieser Frau, der für das religiöse Leben jener Zeit überaus bezeichnend ist, einen Einblick zu gewinnen sucht. Dabei muß die Frage, wie weit die Erzählungen der Klausnerin von ihren Martern, Visionen usw. auf Wahrheit beruhen können, oder etwa krankhafter Phantasie entsprungen sind, grundsätzlich unbeantwortet gelassen werden. Die Erzählungen der mannigfaltigen Lebensschicksale der Heiligen, ihrer Reisen, ihres häuslichen Lebens usw. werden dabei den gleich nach ihrem Tode erfolgten Aufzeichnungen entnommen werden können, da sie in bester Quelle überliefert sind.

I. Dorotheas Jugend in Montau.

Dorothea entstammte einer Bauernfamilie, die in Groß-Montau ein stattliches Anwesen besaß[7]). Das Dorf liegt zwischen Dirschau und Marienwerder, am rechten Ufer der Weichsel und gehört heute zum Gebiete der Freien Stadt Danzig[8]). Ihr Vater hieß Wilhelm Swartze[7]), war von Holland nach Preußen eingewandert[7]) und wohl bei der Gründung des Dorfes Groß-

[5]) Th. Christoph Lilienthal, Historia beatae Dorotheae, Prussiae patronae, Dantisci 1744.

[6]) F. Hipler, Meister Johannes Marienwerder, Professor der Theologie zu Prag, und die Klausnerin Dorothea von Montau. Ein Lebensbild aus der Kirchengeschichte des XIV. Jahrhunderts. Braunsberg 1865.

[7]) Vita Germana (im folgenden wird diese Abkürzung für Toeppens Herausgabe des „Leben der heiligen Dorothea von Johannes Marinwerder" in den Scriptores rer. Prus. II p. 179 ff. gebraucht). I, 2; Vita Latina (hiermit wird im folgenden die Danziger Handschrift der Marienkirche (Ms. Mar. F. 259) bezeichnet). II, 2; Script. rer. Prus. p. 202, Anm. 1.

[8]) Geisler, Die Weichsellandschaft von Thorn bis Danzig (1922), p. 202.

Montau durch den Hochmeister Ludolf König (1341—47) dort angesiedelt worden[9]). Er besaß einen reichen Bauernhof und lebte dort als geachteter und ehrbarer Mann in guten Verhältnissen; er starb im Jahre 1357[10]). Von Dorotheas Mutter Agathe, die nach dem Tode ihres Mannes noch 44 Jahre als Witwe lebte[11]), wird viel ausführlicher berichtet als von ihrem Vater. Ihre Frömmigkeit wird ganz besonders oft gerühmt[12]). Tag und Nacht übte sie sich in Werken der Barmherzigkeit. Allabendlich, bevor sie sich schlafen legte, sprach sie noch als alte Frau verschiedene Gebete. Sie fastete noch öfter, als die kirchlichen Bestimmungen vorschrieben. Jahrelang genoß sie in jeder Woche an einem Tage nur Wasser und Brot der Mutter Gottes zu Ehren[13]). Siebenmal pflegte sie sich in jedem Jahre mit Beten und Fasten zum Empfang des heiligen Sakraments vorzubereiten. Oft betete sie so innig, daß die Steine ihres Pater nosters, das sie in Händen hielt, ihr die Finger verletzten[14]). Über 100 Jahre soll sie alt geworden sein[15]). Von ihrem Tode wird eine für den Geist der Zeit bezeichnende Geschichte erzählt[16]). Sie hatte kurz vor ihrem Lebensende mit ihrem Beichtvater, dem „capellanus in ecclesia parrochiali ville Montaw, nomine Johannes Stengel“, nach eingehenden Gesprächen über Gott sich verabredet, sie wollten zusammen sterben. Als sie dann tot war, starb auch am nächsten Tage ihr Beichtiger, der noch am Tage vorher für die fromme Bäuerin die Glocken hatte läuten lassen. In einem Grabe wurden sie zusammen beerdigt[17]).

In Montau wuchs Dorothea im Kreise zahlreicher Geschwister auf. Ihre Eltern hatten vier Söhne und fünf Töchter, die alle wieder verheiratet waren, so daß sie sich an fünfzig Enkelkindern erfreuen konnten, die, wie ausdrücklich hervorgehoben wird[18]), alle in angesehenen Stellungen waren und ein ehrbares, löbliches Leben führten. Unter den fünf Schwestern war Dorothea die jüngste, sie war das siebente Kind ihrer El-

---

9) Hipler, a. a. O., p. 50, bes. Anm. 3.

10) Scriptores rer. Prus. p. 202, Anm. 3, am Schluß (p. 203).

11) Vita Germana I, 2; Vita Latina II, 2; Script. rer. Prus. p. 202, Anm. 3.

12) Vita Germana I, 2; Vita Latina II, 2; Script. rer. Prus. p. 202, Anm. 2.

13) Vita Germana I, 6; Vita Latina II, 6.

14) Vita Latina II, 2; Script. rer. Prus. p. 202, Anm. 2.

15) Vita Germana I, 2; Vita Latina 22, 2; Script. rer. Prus. p. 202, Anm. 2.

16) Vita Latina II, 2; Script. rer. Prus., p. 202, Anm. 3.

17) Vita Latina II, 2; Script. rer. Prus. II, p. 202, Anm. 3.

18) Vita Germana I, 2; Vita Latina II, 2.

tern. Sie wurde im Jahre 1347[19]) geboren und am 6. Februar, dem Tage der heiligen Dorothea, getauft[20]), deren Namen sie erhielt.

Schon früh wurde Dorothea von ihrer Mutter zur Frömmigkeit und zu dem abendlichen Beten angehalten[21]). Schon vor ihrem siebenten Jahre übte sie sich auf Anweisung der frommen Mutter im Wachen, fiel nieder auf die Knie und auf das Antlitz und tat das alles fröhlich und ohne Verdruß. Sie war bei diesen Gebetsübungen so fleißig, daß ihre zarten Glieder auch in harter Winterkälte oft mit Schweiß bedeckt waren. Schon früh fühlte sie sich zu Gott hingezogen, wie sie selbst in ihrem späteren Alter bezeugte[22]). Seit sie acht Jahre alt war[23]), blickte sie oft voll Sehnsucht nachts zum bestirnten Himmel empor, ihrer zukünftigen Herberge, in der sie mit Gott und den Heiligen ewiglich zu wohnen hoffte[24]). So kam sie nur selten zum Schlafen, wenn sie von der Arbeit übermüdet war, oder ihre Mutter, ihre Schwestern oder die Dienstmädchen sie dazu veranlaßten. Denn Mägde und Schwestern verklagten sie oft bei der Mutter, sie schliefe nur selten[25]). Wenn die andern zur Ruhe gegangen waren, stand sie in aller Stille auf, lehnte sich an die Wand oder an ihr Bett und betete oder versank in fromme Betrachtung, bis sie von allzu großer Müdigkeit zu kurzem Schlafe gezwungen wurde[26]). Wenn F a st e n z e i t war, wollte sie ihre Milchspeisen nicht genießen, noch sonst die Speisen, die mit Milch zubereitet waren, obgleich es doch ihre Gespielinnen alle taten[27]). Wenn ein Festtag herankam, bat sie die Mutter weinend, sie möchte ihr erlauben, mit ihr zu fasten, was die Mutter aber vor ihrem zehnten Jahre nicht zugeben wollte. Den wöchentlichen Fasttag, den die Mutter jahrelang „unsir liben vrouwen zcu dienste“[28]) bei Wasser und Brot innehielt, wollte sie schon als zehnjähriges Kind mitmachen. Als sie 11 Jahre alt war, bat sie die Mutter inständig um die Erlaubnis, wie sie sich auf die sieben großen Feste mit Fasten vorbereiten und den Leichnam des Herrn empfangen zu dürfen, ob-

---

[19]) Das Geburtsjahr ist nach verschiedenen Angaben errechnet worden von Toeppen: Script. rer. Prus. II, p. 201, Anm. 1; anders, aber falsch: Lilienthal a. a. O., p. 27b.

[20]) Vita Germana I, 2; Vita Latina II, 2; Script. rer. Prus. II, p. 203, Anm. 2; Lilienthal a. a. O., p. 27k; Hipler a. a. O., p. 5, Anm. 1.

[21]) Vita Latina II, 2; Script. rer. Prus. II, p. 202, Anm. 2.

[22]) Vita Germana I, 3; Vita Latina II, 3.

[23]) Vita Germana I, 4; Vita Latina II, 4.

[24]) Vita Germana I, 13; Vita Latina II, 13; cf. Script. rer. Prus. II, p. 209, Anm. 1.

[25]) Vita Germana I, 4; Vita Latina II, 4.

[26]) Vita Germana I, 5; Vita Latina II, 5.

[27]) Vita Germana I, 6; Vita Latina II, 6.

[28]) Vita Germana I, 6; Vita Latina II, 6.

gleich ihr das, ihres jugendlichen Alters wegen nur zweimal im Jahre, Ostern und Advent, gestattet war. Wenn die Mägde ihrer Mutter drei Tage in der Woche fasten wollten, so wollte sie vier Tage fasten, obgleich sie doch viel jünger und schwächer war. An diesen hohen Festtagen wurde das Hochamt um Mitternacht gefeiert, und ihr war deshalb, weil sie noch zu jung war, der Kirchgang verboten. Da war sie untröstlich, weinte bitterlich und konnte vor Sehnsucht nicht schlafen. Im 11. Lebensjahre empfing sie das heilige Sakrament zuerst am Osterabend[29]. Als dann die Mitternachtsmesse stattfinden sollte, wachte sie und wartete, bis die Mutter aufstand und zur Kirche ging, um mit ihr zu gehen. Das wurde ihr aber nicht erlaubt, und da weinte sie bitterlich und schlief die ganze Nacht nicht. Auch ihr Vater, der selbst, da er eben krank war — er starb im selben Jahre 1357 — zu Hause blieb, konnte sie mit seiner freundlichen Zusprache nicht trösten[30]. Schon in frühen Jahren, als sie sechs Jahre alt war, ging sie zur Beichte, um ihre Sünden kund zu tun. Auch Ablaß wollte sie sich früh verdienen; wenn ihr älteren Schwestern, um Ablaß zu erhalten, in eine Kirche außerhalb des Dorfes wanderten, bat sie die Mutter, mitgehen zu dürfen und quälte, als es ihr nicht erlaubt wurde, weil sie noch zu jung war, bis sie endlich die Erlaubnis erhielt[31]. Sie hatte überhaupt stets den Ehrgeiz, es den großen Leuten gleich zu tun. Wenn ihre Schwestern oder die Mägde schwere Speisen aßen oder etwas Schwieriges zu tun hatten, wozu sie noch zu schwach und zu jung war, dann wollte sie durchaus mitmachen, um nur nicht kindisch krank und zart genannt zu werden. Dabei ärgerten sich natürlich die älteren Schwestern und die Mägde oft über sie, da ihre eigene Trägheit viel schärfer verurteilt wurde, wenn man Dorotheas Eifer in ihrem jugendlichen Alter sah[32].

Als sie zehn Jahre alt war, starb ihr Vater (1357). Die Mutter führte jetzt den Hof weiter. Dabei mußte ihr Dorothea, da die älteren Schwestern alle bereits verheiratet waren, schon sehr erheblich bei der Arbeit helfen[33]. Sie übergab ihr die Schlüssel zu den Vorratsschränken und ließ sie das Essen in der großen Wirtschaft austeilen. Gleichzeitig erhielt sie größere Freiheit; während sie vorher nur mit großen Bitten und Weinen gelegentlich die Erlaubnis der Mutter zu frommen Werken erhalten hatte, konnte sie jetzt mit großer Freiheit tun,

---

[29]) Vita Germana I, 19; Vita Latina II, 19.
[30]) Vita Germana I, 19; Vita Latina II, 19.
[31]) Vita Germana I, 7; Vita Latina II, 7.
[32]) Vita Germana I, 8; Vita Latina II, 8.
[33]) Vita Germana I, 9; Vita Latina II, 9 („domum parentum gubernabet et victualia dispensavit").

wozu ihr Herz sie trieb. Da gab sie nun den Armen so viel sie irgend konnte, wandte von niemandem, und wenn er noch so elend war, sich ab und gab oft mehr Almosen als die Mutter angeordnet hatte[34]). Ihre Barmherzigkeit und Liebe zu den Armen ging sogar so weit, daß sie ihnen die Füße wusch und mit ihnen betete. Sie lernte von ihnen Gebete, die sie dann in der Nacht und am Tage zu Gottes Lobe sang und betete[35]). Eine Schule hat sie nie besucht, konnte also auch nicht lesen und schreiben[36]). Ihrer Mutter war sie stets ein gehorsames Kind, stets fröhlich und unverdrossen bei der Arbeit, stets freundlich und ohne Klage[37]). Dabei legte sie „kindlich geberden und seten" schon früh ab und war verständiger, als man ihrem Alter nach erwarten durfte[36]). Alle Eitelkeit lag ihr völlig fern. Was die Mutter ihr an Schmucksachen schenkte, „an cleynod, daz zcu juncvrouwen zcyrunge gehort, an vorspanen, heftelin, zcepelin, kledunge und andir dinge", nahm sie dankbar an, obgleich sie doch keinen Wert darauf legte; doch verachtete sie auch ihre Gespielinnen, die derartiges trugen, nicht[38]). Auch an weltlichen Vergnügungen, besonders am Tanzen, hatte sie keine Freude. Große Festlichkeiten waren ihr geradezu zuwider. Wenn sie in ganz jungen Jahren große Festlichkeiten und Schmausereien mitmachen mußte, saß sie da, aß nicht und trank nicht und war so traurig über die Sünde der Welt, daß sie oft weinte. Wurde sie zum Tanzen gezwungen, so setzte sie sich, sobald es ihr nur irgend möglich war, in einen Winkel und beweinte die Eitelkeit der Welt und trauerte, daß sie durch solche Dinge an der Beschaulichkeit geistlicher Güter gehindert werde[39]).

Viel Schmerzen und Leiden hat Dorothea schon in ihrer schweren Jugend erdulden müssen. Als sie eben das siebente Lebensjahr begann, wurde sie eines Tages durch eine Nachlässigkeit so übel mit siedendem Wasser begossen, daß ihre Mutter in große Sorge um sie geriet und „sy in eyner wige dirqueychlen[40]) muste", d. h. sie mit Umschlägen wieder zurechtpflegen mußte. Sie begann damals mit gelegentlichen Kasteiungen und nahm mit ihrem 11. Lebensjahre diese frommen Übungen

---

[34]) Vita Germana I, 10; Vita Latina II, 10.

[35]) Vita Germana I, 10; Vita Latina II. 10.

[36]) Vita Latina 1, 2, 3; Script. rer. Prus. II, p. 273, Anm. 1. Ähnliches wird von Mädchenschulbildung in Danzig selbst noch etwa 100 Jahre später berichtet: Rühle, a. a. O., p. 20.

[37]) Vita Germana I, 8; Vita Latina II, 8.

[38]) Vita Germana I, 11; Vita Latina II, 11.

[39]) Vita Germana I, 12; Vita Latina II, 12.

[40]) Vita Germana I, 13; Vita Latina I, 13 („eam vehementissimis doloribus afflictam . . . refovebat").

systematisch auf[41]). In den nächsten Jahren verbrannte sie sich dann oft mit siedendem Wasser, gelegentlich auch mit glühendem Eisen und brennenden Lichten. Sie suchte bald am eigenen Körper all die Leiden und Qualen ihres Heilandes, zu dem sie in schwärmerischer Liebe sich hingezogen fühlte, selber zu erdulden und wollte sich in der derbsinnlichen Art jener Zeit durch Selbstkasteiung dem irdischen Leben entfremden und Gott näher kommen. Oft verwundete sie sich mit siedendem Fett an verschiedenen Gliedern, an Armen, Schultern, Hüften, Lenden, Knien, Füßen. So machte sie sich am ganzen Körper eine Wunde neben der anderen, soweit die Kleider ihn bedeckten; denn ihre Kasteiungen durften von niemandem bemerkt werden. Ihr ganzer Leib war, wie der Chronist sagt, durchwühlt wie ein Acker vom Pfluge. Solche Kasteiungen übte sie täglich in ihrer Jugend, bis sie verheiratet war. Sie schlug sich dabei auch mit Geißeln, die Knoten hatten, an denen Stifte sich befanden. Die rissen „ihr keusches, reines Fleisch" so unbarmherzig herunter, daß lange Wunden wie Pflugfurchen entstanden und an den Stiften der Geißel einige Blutstückchen hängen blieben[42]). Sie verletzte sich auch ihre Knie, da sie auf harten Brettern oder scharfen Spänen kniete. Die Schmerzen waren oft sehr groß, da ihre Kniewunden und die Brandwunden nicht schnell heilen wollten. Einmal verbrannte sie sich als Kind an den Enkeln mit siedendem Wasser so sehr, daß sie davon eine große Wunde erhielt. In ihrem 10. Lebensjahre verbrannte sie sich beide Füße mit siedendem Wasser so, daß sie dreiviertel Tag lang auf einem Misthaufen stehen und Kot auf die Brandwunden legen mußte, damit die Schmerzen gelindert würden. Doch mit derartigen Kasteiungen begnügte sie sich noch nicht, sie stieß auch noch Nesseln, harte Strünke und spitze Nadeln in ihre Wunden hinein, um sie so zu erneuern und offen zu halten, damit ihr Leiden und Lohn von Gott vermehrt würden. So war sie überall am Körper, wo er von Kleidern bedeckt war, verwundet, zerrissen und mit Blut besudelt. Auf der bloßen Haut trug sie „heryn cleide", das hartes, grobes Zeug war, oder einen groben Rock von Wolle. Da scheuerten denn die Haare des groben Stoffes an ihren Wunden, und das vergrößerte ihre Schmerzen bedeutend[43]). Manchmal legte sie sich auch mit ihren frischen Wunden in Salzwasser oder in Heringslake. Im Winter stieß sie oft Hände oder Füße in kaltes Wasser oder ging bis an den Nabel oder bis an den Hals in kaltes Wasser hinein, bis das Wasser um sie herum gefroren war und sie ihre Glieder nur mit großer Mühe herausziehen

---

[41]) Vita Germana I, 15; Vita Latina II, 22.
[42]) Vita Germana I, 16; Vita Latina II, 23.
[43]) Vita Germana I, 16; Vita Latina II, 23.

konnte. Manchmal saß sie im Winter unter einer Regenrinne, bis sie von oben bis unten begossen war und ihre Kleider an der Erde festgefroren waren. Bei diesen Kasteiungen blieb sie oft 1—2 Wochen vollständig ohne Schlaf. Oft bekam sie vom vielen Wachen derartige Kopfschmerzen, daß sie glaubte, in ihrem Kopfe lärmte und wütete eine Menge Vögel[44]). So wollte sie „mit zeitlicher pyn die ewige pyn vortryben und mit kleynem liden grosse freude dirwerbin“[44]).

Außer diesen Verletzungen, die Dorothea sich in ihren Kasteiungen selbst beibrachte, hatte sie noch andere Wunden, die plötzlich an ihrem Körper sich zeigten[45]). Da glaubte das fromme Mädchen, Jesus, ihr himmlischer Bräutigam, habe ihr ein Zeichen der unbeschreiblichen Liebe, die zwischen ihnen bestand, eindrücken wollen und sie selbst an Schultern, Armen, Beinen usw. verwundet. Oft entstand an ihrem Körper eine Geschwulst, die hoch aufging, aufbrach und zu einer Wunde wurde. Als sie acht Jahre alt war, bildete sich eine große Wunde an ihrem Rücken, die sie so bitterlich quälte, daß sie lange nur gebückt gehen und sich nicht aufrichten konnte. Diese Wunde blieb offen bis in ihr 16. Lebensjahr (1363) und blutete oft recht erheblich. Sie mußte sich morgens und abends diese Verletzung mit Tüchern umwickeln, damit das Blut nicht auf ihr Bett und an ihre Kleider kam und sie so verriet.

Bei all diesen Schmerzen blieb sie nach außen hin stets fröhlich; sie sah auch stets frisch aus, „roselecht an iren wangen und an antlitze wol geschaffen“[46]). Nachts wusch sie sich selbst ihre Kleider, die mit Blut besudelt waren, und konnte so ihre Wunden vor ihrer Mutter, den Schwestern und dem Hausgesinde verbergen. Erst nach ihrem Tode wurden auf Erzählungen einiger Frauen hin, die Dorothea ins Vertrauen gezogen hatte, die Wunden und Narben bei Öffnung ihres Grabes untersucht und von ihrem Chronisten genau beschrieben. Dabei fand sich auch die große Rückenwunde, die sie seit ihrem neunten Lebensjahre hatte[47]).

Wie sie oft von Gott selbst neue Wunden glaubte empfangen zu haben, so fühlte sie auch, wie er ihr Linderung für ihre Schmerzen schickte[48]). So entstanden an ihrem Halse lauter kleine Drüsen, so daß sie ins Bett gehen mußte und sich schonen konnte, während sie ihre großen Schmerzen sonst verborgen hätte tragen müssen. Oft litt sie auch an einer Augenkrankheit, oder hatte kaltes Fieber, Schüttelfrost würden wir sagen.

---

[44]) Vita Germana I, 16; Vita Latina II, 23.
[45]) Vita Germana I, 17; Vita Latina II, 24.
[46]) Vita Germana I, 18; Vita Latina II, 25.
[47]) Vita Germana I, 20; Vita Latina II, 34.
[48]) Vita Germana I, 18; Vita Latina II, 25.

Sie wurde zwei- bis dreimal in jedem Jahre bettlägerig krank, weil ihre Wunden sie zu sehr schmerzten. Dann schlief sie oft wie im Traum 24 Stunden und fand darin große Linderung und Trost. Dann aber quälten die Wunden sie wieder so heftig, daß sie sich drei, vier oder mehrere Tage nicht rühren konnte. Wenn sie schließlich frisch und gesund nach ihrer Erkrankung wieder aufstand, hatte sie wieder ebenso viel Wunden wie vorher, bevor sie sich gelegt hatte; denn einige waren zwar geheilt, andere aber wieder aufgebrochen.

Bei all diesen guten Werken und Kasteiungen glaubte sie schon in jungen Jahren viel von Anfechtungen des Teufels zu leiden[49]). Wenn sie die Kirchen aufsuchte und Almosen geben oder andere gute Werke tun wollte, hörte sie die Stimme des bösen Feindes, daß all ihr Tun doch vergeblich wäre. Doch fühlte sie auch, wie Gott sie stärkte in diesem Kampfe, da sie ja sonst als Kind noch zu schwach war, um allein zu widerstehen. Immer mehr gute Werke wollte sie vollbringen, immer mehr Peinigungen und Kasteiungen auf sich nehmen. Diese inneren Kämpfe, die sie oft schwer beunruhigten, begannen schon in ihrem neunten Lebensjahre und quälten sie täglich, bis sie heiratete. Jedoch hat sie Anfechtungen des Fleisches nie gekannt, da sie ja schon so früh mit Kasteiungen angefangen hatte.

II. Heirat und Übersiedlung nach Danzig.

So war Dorothea in der Stille ihres Heimatdorfes zu einer frommen Jungfrau herangewachsen. Da sie, wie verschiedentlich betont wird, frisch und hübsch aussah und stets fröhlich und wohlgemut war, fehlte es ihr auch bald an Freiern nicht. Am liebsten hätte sie jedoch ihr Leben Gott geweiht und wäre nie einem irdischen Manne gefolgt. Sie fürchtete in der Ehe von der innigen Gemeinschaft mit ihrem himmlischen Bräutigam losgelöst zu werden; ähnlich urteilt auch ihr Biograph, der die bezeichnenden Worte schreibt[50]): „Is komen nicht alleine dy juncvrouwen, und die sust kusch lebin, zcu dem riche der hymle, sundir ouch eliche menschin, di mit rechtim gloubin und gutin werkin gotis holde dirwerbin“. Aber die Mädchen hatten in jenen Zeiten bei ihrer Verheiratung überhaupt nicht mitzureden, sie mußten sich dem Willen ihres Vaters oder dessen Stellvertreters, der ihnen den Mann aussuchte, bedingungslos fügen[51]). Dorotheas ältester Bruder verlobte, da der Vater schon tot war, seine Schwester, als

---

[49]) Vita Germana I, 20; Vita Latina II, 34.
[50]) Vita Germana I, 21.
[51]) Ähnliche Anschauungen über Ehe und Ehevermittlung: Rühle, a. a. O. p. 25./6.

sie 16 Jahre alt war, „eyme erbarn witzegin hantwerksmanne, rich genug nach synen statin“. Bei dieser Eheschließung spielte augenscheinlich als Ehevermittler auch ein gewisser Claus Schönfeld eine Rolle[52]). Denn die Verheiratung wurde damals als eine rein geschäftliche Angelegenheit angesehen[51]). Dorothea wurde es sehr schwer, sich zur Ehe zu entschließen; doch folgte sie „in gotlicher vorchte. nicht in begerunge zukunftiger wollust des lybes“ der Wahl ihres Bruders. Die Trauung fand in Montau statt durch den Pfarrer Otto von Montau, der beim Zeugenverhör des Canonisationsprozesses noch lebte[53]).

Dorotheas Mann, der bedeutend älter war als sie selbst, war Handwerker in Danzig und hieß Adalbert. Ob dies sein Vorname, wie wohl wahrscheinlich, war oder sein Nachname, läßt sich nicht feststellen. Nur gelegentlich erfährt man, was für ein Handwerk er betrieb, nämlich das „artificium limacionis gladiorum“[54]). Er war also ein Schwertfeger. — Näheres läßt sich über ihn nicht ermitteln. In dem ältesten Stadtbuche von Danzig, in dem die Namen der Zunftelterleute zum Jahre 1378 aufgezeichnet sind, findet sich kein Name, der mit ihm in Beziehung gesetzt werden könnte[55]). Auch in einem Handwerker-Zinsbuch der Rechtsstadt[56]), das ungefähr in die Jahre 1380—88 gehört, liest man zwar fünfmal die Vornamen Albert bei verschiedenen Handwerkern, ohne jedoch zu genaueren Feststellungen gelangen zu können. Bei der Aufzählung der Zinspflichtigen nach ihrem Handwerk wird unter den „Fabri“ ein „Albert gladiator“genannt. Es wäre möglich, daß er mit Dorotheas Mann, der stets Adalbert heißt, identisch ist. Jedoch sind, auch wenn man diese Annahme als zutreffend gelten läßt, weitere Schlüsse über seine Person daraus nicht zu ziehen. Er stammte, wie der Danziger Pfarrer Nicolaus von Hohenstein bezeugte[57]), nicht aus Montau, sondern augenscheinlich aus Danzig, wo er auch zur Zeit der Eheschließung seinen Wohnsitz hatte.

Als die Hochzeit nach Landessitte gefeiert war, siedelte Dorothea in das Haus ihres Mannes nach Danzig über und wurde also Bürgerin der Stadt. Sie blieb nicht allein drei

---

52) Script rer. Prus. II, p. 219. Anm. 1.
53) Script. rer. Prus. II, p. 219, Anm. 3.
54) Script. rer. Prus. II, p. 219, Anm. 2.
55) Staatsarchiv Danzig 300, Abtlg. 59, Nr. 2; cf. Script. rer. Prus. IV, p. 352/3. Th. Hirsch sind hier beim Abdruck einige Versehen unterlaufen. Es fehlen vor den zuerst genannten Elterleuten: piscatores: nicolaus stolpmann“. Ferner: die als „fabri“ bezeichneten „Michael Stimmebergh, Petrus Misner“ sind „carnifices“; dahinter ist fortgelassen: „langhe hinze, gilgten . . fabri“.
56) Staatsarchiv Danzig, 300, Abtlg. 12, Nr. 395.
57) Script. rer. Prus., p. 219, Anm. 3.

Tage nach dem Rate des Engels Raphael, wie üblich war, sondern noch mehr Nächte „unberurt von irem frydel“[58]). Sie erzählte später selbst, wie eine gewisse Barbara Nicolai Heyen aus Marienwerder aussagte, daß sie 14 Tage und Nächte „intacta et immaculata a viro suo permansit[59]). Auch in den späteren Jahren der Ehe blieb sie, wie ihr Biograph sich ausdrückt, keusch und ehrbar. Einigen Frauen hat sie verraten, „quod in actu matrimonii, quando debitum reddidit marito suo, testas nucum infra lumbos suos ligaverit, et in vulnera posuerit, et in tali actu affligeretur in tantum, quod non sentiret aliquam dilectacionem“[60]). Sie war 26½ Jahre lang mit ihrem Manne verheiratet. Ihre Ehe hielt sie in solcher Keuschheit, daß sie ihr Eherecht nie von ihrem Manne forderte, sie war ihm aber in diesen Dingen gehorsam in der Furcht des Herrn und nach Gottes Befehl, zu geben dem Kaiser, was des Kaisers ist[61]). Im Geiste blieb sie stets Jungfrau und wurde nur dem Fleische nach Mutter ihrer Kinder; sie ließ dem fleischlichen Bräutigam sein Recht, ohne den Dienst des himmlischen Bräutigams zu versäumen. Als ihre jüngste Tochter geboren war, (wohl 1381)[62]), da merkten beide Eheleute, daß es „gar behegelich“ wäre, sich in voller Keuschheit „von ehelichen Werken“ zu enthalten und Gott mit freiem Geiste zu dienen. Sie lebten dann noch zehn Jahre zusammen „sunder eheliche werke“, bis der Tod sie schied. Die Tochter aber wurde eine Nonne[63]).

Dorothea schenkte ihrem Manne neun Kinder, die sie alle in Gottes Furcht redlich erzog. Sie hat sie alle lange selbst genährt, was in dieser Zeit noch durchaus selbstverständlich war. Morgens stand sie stets früh auf und betete für jedes Kind besonders mit großer Innigkeit und vielem Weinen. Waren die Kinder ungehorsam, so strafte sie sie nach ihrer Missetat[64]). Sie verlor aber alle Kinder bis auf die jüngste Tochter; im Dezember 1379 hatte sie nur noch vier Kinder[65]); die sind wahrscheinlich an der Pest, die 1382 in Danzig wütete[66]), gestorben;

---

[58]) Vita Germana I, 21.
[59]) Script. rer. Prus., p. 219, Anm. 4.
[60]) Script. rer. Prus. II, p. 219, Anm. 5.
[61]) Vita Germana I, 24; Vita Latina II, 30.
[62]) Script. rer. Prus. II, p. 240, Anm. 5 (auf p. 241).
[63]) Vita Germana I, 24; Vita Latina II, 30; Script. rer. Prus. II, p. 221, Anm. 1.
[64]) Vita Germana I, 25; Vita Latina II, 31.
[65]) Vita Germana I, 30; Vita Latina II, 43.
[66]) Script. rer. Prus. II, p. 220, Anm. 1. Toeppen hält den Tod von acht Kindern an der Pest im Jahre 1383 für wahrscheinlich. In Danzig wütete aber 1382 eine fürchterliche Pest, die wohl Dorotheas noch lebende vier Kinder dahingerafft hat, cf. Simson, Geschichte der Stadt Danzig (1913) I, p. 92; Script. rer. Prus. IV, p. 356.

denn 1384 war ihr nur noch die jüngste Tochter übrig geblieben. Die lebte auch noch 1404, als das Zeugenverhör im Canonisationsprozeß begann, hieß Gertrudis, nach anderen Elisabeth und war Nonne im Benedictinerkloster zu Culm[67]).

Kurz, nachdem Dorothea geheiratet hatte, verfiel sie in eine schwere Krankheit[68]), die sie aber glücklich überstand. In ihrer Ehe setzte sie trotzdem ihre Kasteiungen, die sie als Kind begonnen hatte, eifrig fort[69]). Sie wollte nicht mehr Schlaf haben, als sie bisher gewöhnt war. Daher brachte sie oft ihren Ehemann mit Liebkosungen zum Schlafen und tat selbst auch, als ob sie schliefe. Dann stand sie nachts auf, setzte sich an ein offenes Fenster und sah zum Himmel empor, ohne auf Gewitter, Schnee, Hagel, Regen, Wind oder Frost zu achten[70]). Als sie dann schon längere Jahre verheiratet war, bat sie ihren Mann um die Erlaubnis, in einem anderen Bette in seiner Kammer schlafen zu dürfen, später dann auch in einem anderen Zimmer. Da blieb sie die ganze Nacht auf und setzte ihre Übungen fort. Sie reckte ihre Arme kreuzweise auseinander und quälte sich so im Stehen, bis sie völlig ermüdet war. Dann drückte sie sich an die Wand, stieß die Finger an das Holz und blieb mit den Armen an den Nägeln in der Wand hängen, bis sie vor Übermündung Schlaf fand. Ihr Chronist zählt noch viele derartige Übungen auf, die er mit Namen wie kny-venie, crewcze-venie, brost-venie, knochel-venie, block-venie, dy lange stehende venie, dy lange legende venie usw. bezeichnet[71]). Besonders in ihren letzten 16 Lebensjahren trieb sie solche Kasteiungen oft die ganze Nacht durch, legte sich auf Steine und den Kopf auf einen Klotz oder fiel auf ihr Antlitz. So machte sie „daz fleich undirtenig dem geiste, di synlichkeit der vornunft, di vornunft der gnaden gots, daz is gar und gantz gote zcu dienste worde, das sy von gote empfangen hatte“[72]).

Die Fasten hielt sie auch in ihrer Ehe überaus streng inne. Sogar im Kindbett wollte sie keine Milchspeise genießen und hielt es für Sünde, mit einer Milchspeise die Fasten zu brechen. Wenn sie mit ihrem Manne zusammen am Tisch saß und alle andern schöne, kostbare Speisen genossen, so blieb sie hungrig. Gemüse und Grütze, die vom vorigen Tage oder noch länger her übrig geblieben waren, oder gar kleine Fischlein, die vom Gesinde verworfen waren, das war ihr Essen. Sehr

---

67) Script. rer. Prus. II, p. 221, Anm. 1.
68) Vita Latina II, 30.
69) Vita Germana I, 25; Vita Latina II, 31.
70) Vita Germana I, 4; Vita Latina II, 4.
71) Vita Latina II, 5;
72) Vita Germana I, 5; Vita Latina II, 5.

selten nur aß sie Fleisch. Und obgleich sie viel Anstrengungen und Schmerzen bei ihren Pilgerfahrten und den Geburten ihrer Kinder auszustehen hatte, so ließ sie sich dadurch im strengen Innehalten ihrer Fastübungen nicht beeinflussen. Auch seit sie verheiratet war, beichtete sie regelmäßig, gelegentlich sogar zweimal täglich, je nachdem ihr Gewissen sie dazu trieb, oft nur geringe Sünden. In den letzten Jahren ihres Lebens beichtete sie täglich[73]). Wenn sie mit ihrem Manne eine Festlichkeit, bei der getanzt wurde, mitmachen sollte, so zerstach sie sich ihre Füße mit einer Nadel, um ihrem Manne gegenüber und auch vor den Hochzeitern, die sie geladen hatten, einen triftigen Entschuldigungsgrund zu haben; die glaubten dann, es wäre vom Frost oder sonst wie gekommen[74]). Und wenn sie wirklich auf ein Fest gehen mußte, was allerdings nur selten geschah, so kam sie dahin mit mehreren Wunden, die sie an der Kniescheibe oder an den Waden hatte. Sie mußte sich allerdings ebenso anziehen, wie ihre Standesgenossinnen, damit ihre Kasteiungen und ihr strenges Leben nicht offenbar würden. Doch bluteten ihre Wunden bei der Bewegung des Tanzens so heftig, daß ihre Schuhe voll Blut waren. Dadurch litt sie beim Tanzen große Schmerzen und konnte keine engen Schuhe tragen, sondern zog grobe Schuhe an, die innen Filz hatten, was bei den langen Kleidern nicht zu sehen war. Ihre Wunden wurden dadurch wieder aufgerissen und ihre Schmerzen vergrößert[75]). Besonders viel glaubte sie in ihrer Ehe unter den Anfechtungen des bösen Feindes zu leiden. Wenn sie mit großer Innigkeit die Kirchen aufsuchte, um Ablaß zu verdienen, so quälte sie oft die Stimme des Versuchers, der ihr zuflüsterte, ihr Tun wäre doch nutzlos. Wenn sie sich still in innigem Gebet in einen Winkel einer Kirche setzte, so riet ihr der Versucher, mehrere Kirchen aufzusuchen und sich dort viel Ablaß zu erwerben. So wurde oft ihre Versenkung in Gott gestört und die Ruhe ihres Geistes zerstreut[76].)

In ihrem ganzen Eheleben hatte Dorothea, wie auch schon vorher als Kind im Hause ihrer Eltern, täglich viel Arbeit, Mühe und Last. Dabei kannte sie keine Schonung, ob sie nun schwanger war oder ein Kindlein nährte, stets trug sie, bückte sich und stieg und tat mit fröhlichem Mute alles, was ihr befohlen war[77]). Wenn sie im Wochenbett lag, so hatte sie selten Freude und Ruhe in ihrem Hause; zunächst, vor der Geburt des Kindes, infolge der vielen Arbeit, nachher durch das Geschrei des

---

[73]) Vita Germana I, 7; Vita Latina II, 7.
[74]) Vita Germana II, 12; Vita Latina II, 12.
[75]) Vita Germana II, 12; Vita Latina II, 12.
[76]) Vita Germana I, 20; Vita Latina II, 34.
[77]) Vita Germana I, 25; Vita Latina II, 31.

Kindes und ihre eigenen Schmerzen. Dann ging es ihr sehr nahe, daß sie 40 Tage lang nicht in die Kirchen gehen durfte, da sie ja doch unrein war. Wenn sie wieder aufstehen durfte, ging sie mit ihrem kleinen Kinde sogleich zur Kirche, fröhlich und doch betrübt; denn sie war traurig, daß sie durch die Pflege des Kindes am Kirchgang oft gehindert wurde, und auch weil sie nun wieder „betwungen was zcu eres ewirtes bette, von den sye sich virrete[78]), wen sie mit vuge mochte". Sie saß daher oft die ganze Nacht über an der Wiege des Kindes, auch im Winter, nur mit einem einzigen Rock und einem alten Mantel darüber bekleidet, ohne auf den Frost zu achten. Und wenn sie dann noch in der Nacht ihre Kinder versorgt hatte, empfahl sie sie der Vorsicht Gottes und ging zur Kirche, wo sie oft, lange bevor geöffnet wurde, als erste vor der Türe saß. Dann betete und weinte sie schon draußen, setzte sich, wenn geöffnet wurde, in einen Winkel, um ganz in Betrachtungen zu versinken. Oft schreckte sie daraus auf, wenn eins ihrer Kinder zu Hause weinte; wenn sie fühlte, daß aus einer ihrer Brüste Milch zu tropfen begann, eilte sie sofort zu ihrem Kinde, auch wenn sie dann nachts aus der Kirche ohne Licht durch den „unvlot" der Straße nach Hause gehen mußte. Ihr Mann ließ jedoch nicht immer zu, daß sie so oft die Kirchen aufsuchte, und das war ihr ein großer Schmerz: Dann peinigte und quälte sie sich zu Hause mit Kasteiungen und suchte die Armen, an denen sie Barmherzigkeit üben wollte, in ihren Häusern auf.

Dorothea suchte in Danzig hauptsächlich die Marienkirche und die Katharinenkirche, aber auch die Dominikanerkirche auf, doch ist sie auch in die Heilige Leichnamskirche, die augenscheinlich in ihrer Lebensbeschreibung zum ersten Male erwähnt wird, und in die Gertrudenkirche gegangen, wie von verschiedenen Zeugen in den Prozeßakten ausdrücklich hervorgehoben wird[79]). Ihr Beichtiger, an dessen Stuhl sie sich zwölf Jahre lang in Danzig täglich einfand, war der Presbyter Nikolaus von Hohenstein, der wohl Pfarrer an der Katharinenkirche war[80]). Außer ihm werden noch verschiedene andere Danziger Geistliche genannt, bei denen Dorothea zu beichten pflegte, ein Presbyter Radislaus, ein dominus Johannes plebanus an der Katharinenkirche und ein dominus Ludike presbyterus[81]).

---

[78]) Vita Latina II, 31: „se absentaverat".

[79]) Script. rer. Prus. II, p. 223, Anm. 1; Simson, a. a. O. I, p. 80; p. 119.

[80]) Script. rer. Prus. II, p. 223, Anm. 1; Simson, a. a. O. I, p. 85; später gehörte Nicolaus von Hohenstein dem deutschen Orden an und war Spitteler des S. Elisabethhospitals: Script. rer. Prus. IV, p. 391, Anm. 1; cf. a. Hipler a. a. O., p. 54.

[81]) Script. rer. Prus. II, p. 223, Anm. 1.

Oft verfiel Dorothea bei ihren frommen Gebetsübungen in Verzückungen „und got der herre hielt eyn liblich kosin mit irer selin“, sagt ihr Biograph[82]); „sy wart ouch zcuwelen so gar dirvollet mit gotlicher suzikeit, das sy von busen geberdete, ab sy trunken were“[83]), besonders in ihren letzten 16 Lebensjahren geschah es sehr oft, daß sie „zu sulchem suzem vorsmacke der zcukunftigen seligkeit“ zugelassen wurde[84]). Dann meinten die Leute, die sie dabei beobachteten, sie wäre ohnmächtig oder schliefe. Wenn ihr Mann sie in solcher Ekstase anrief, antwortete sie ihm nicht. Dann begoß er sie gelegentlich immer wieder mit Wasser, weil er „scholt gab erim welmute[85]) und nicht der wirkunge gotes“. Sie merkte aber erst eine ganze Zeit später, daß sie begossen war, ohne doch zu wissen, wie es geschehen war. Oft führte sie irgend einen Befehl ihres Mannes, wenn sie ihm etwa aus einem Zimmer etwas holen sollte, nicht aus, sondern blieb plötzlich irgendwo völlig versunken sitzen. Es geschah auch, daß sie Fleisch oder Fische kaufen sollte und dann Eier oder irgend etwas anderes brachte. Sie war manchmal so geistesabwesend, daß sie sich in den einfachsten Wegen irrte und etwa zur Kirche ging, wenn sie zum Markte gehen sollte. Oft erkannte sie die bekanntesten Dinge nicht. So sah sie einst Gänseeier, die sie in der Hand hatte, immer wieder an, ohne zu wissen, was es war, weshalb sie natürlich von anderen Frauen ausgelacht wurde[86]).

Ihr Mann brachte ihrer Frömmigkeit weitgehendes Verständnis entgegen. Er erlaubte ihr stets, vorm Essen Gott zu dienen und in die Kirchen zu gehen. Er blieb dann selbst so lange zu Hause und gab auf die Kinder acht[87]). Doch schließlich wurde es ihm doch zu arg, besonders weil er sah, wie seine Frau anfing „sich etwas doch vornumfticlich abe zcu zcien von heymlichir mitsamekeit noch der ehlichin menschin gewonheit an ummevangen und des elichin bettis“. Da wurde er, da er von Natur aus jähzornig war und nun auch alt und kränklich wurde, sehr ärgerlich und fuhr sie an: „Lest du nicht din ummeloufen, und wartis dines huses mit groserm flise, wen du noch host getan, ich wil dich zcemen mit banden und ketin!“. Und wirklich hielt er Dorothea drei Tage lang gefangen und mit Ketten gefesselt in seinem Hause fest. Doch sie litt alles ohne Klage und Widerrede. Da wurde er noch zorniger, da er

---

[82]) Vita Germana I, 26.
[83]) Vita Germana I, 27.
[84]) Vita Germana I, 26.
[85]) Vita Germana I, 27; Vita Latina II, 40: „rebellioni“.
[86]) Vita Germana I, 27; Vita Latina II, 40.

glaubte, ihre Geduld und ihr Schweigen wäre Verstocktheit, und schlug sie mit einem Stuhl an den Kopf. Doch auch hierin sah sie nur eine Prüfung Gottes, die sie in Ruhe ertrug[87]).

Ihre Frömmigkeit und ihre Liebe zu Gott, ihrem „libhaber"[88]) wuchs immer mehr. Sie begehrte nur noch, von allen irdischen, vergänglichen Dingen erlöst zu werden, um in völliger Art Gott dienen zu können. Sie zog sich schlechte Kleider an, verhüllte ihr Haupt und Antlitz „mit eyme bosin vechellyn"[89]), damit sie von Bekannten nicht erkannt würde, und setzte sich unter die Bettler, die vor der Kirchentüre bettelten. Wenn sie ein Stückchen Brot als Almosen erhielt, glaubte sie, noch nie habe ihr etwas so gut geschmeckt. Als ihr Beichtvater sie unter den Armen sah, bat sie ihn, mit ihr das Almosenbrot zu essen. Sie gab den Armen zweifach und dreifach zurück, was sie sich so erbettelt hatte. In ihrer Frömmigkeit glaubte sie auch, als sie 32 Jahre alt war (am 8. Dezember 1379), ein Wunder zu erleben[90]). Sie war morgens früh in die Pfarrkirche St. Marien in Danzig gegangen und betete dort etwa vier Stunden lang. Dann wollte sie „zur kirchen der predigerbruder" (St. Nicolaikirche) gehen, um dort wie gewöhnlich mittags zu beten. Wie sie aber vom Kirchhofe aus die nächste Gasse betrat, da fühlte sie einen Stoß, wie wenn sie an eine Mauer quer über die Straße angelaufen wäre. Gleichzeitig hörte sie eine Stimme Gottes in sich und eilte nun schleunigst nach Hause. Dort stieg sie auf einen „sulr", den sie seit einem halben Jahre nicht mehr betreten hatte, und sah nun ein großes Feuer, das sie nur mit Mühe und Hilfe anderer Leute löschen konnte. Ihr Haus, all ihr Hausgerät und ihre vier Kinder wären alle verbrannt worden, wenn sie nicht Gott und seine Mutter Maria gewarnt hätten.

III. Wallfahrten nach Aachen und Finsterwald.

Dorothea übte mit ihrer Frömmigkeit auch auf ihren Mann, der ja schon in reiferen Jahren stand, einen großen Einfluß aus. Wenn er auch gelegentlich jähzornig wurde und dann hart gegen sie war, so muß er doch vor ihrem tief religiösen Wesen weitgehende Hochachtung gehabt haben. Er war selbst, wie das in seiner Zeit selbstverständlich erscheint, ein frommer Mann. Schon bald nach ihrer Hochzeit unternahm er alleine eine Wallfahrt nach Rom und Aachen[91]). Dorothea mußte augenscheinlich der kleinen Kinder wegen zu Hause bleiben. Als

---

87) Vita Germana I, 28; Vita Latina II, 41.
88) Vita Germana I, 29 und öfter.
89) Vita Germana I, 29; Vita Latina II, 42: „peplo despecto".
90) Vita Germana I, 30; Vita Latina II, 43.
91) Vita Germana I, 22; Vita Latina II, 28.

aber nun alle ihre Kinder bis auf eine Tochter gestorben waren, da verkauften die Eheleute ihr Haus und Hausrat in Danzig, um Gott „mit freiem Gemüte" dienen zu können. Zu Pfingsten 1384 (am 29. Mai), als Dorothea 37 Jahre alt war, gingen sie zusammen nach Aachen[92]). Ihre einzige Tochter brachten sie bei guten Freunden unter. Als sie nach Aachen gekommen waren, wanderten sie noch „zcu den eynsidiln Vinsterwald genant, zcur unsir liben vrouwen capellen"[92]). Dort fühlte sich Dorothea der Mutter Gottes so nahe, daß es ihr nicht genügte, einmal ihr Gebet dort verrichtet zu haben; sie kehrte noch dreimal auf der Straße wieder um, zur Kapelle zurück. Einmal war sie schon drei deutsche Meilen entfernt, beim zweiten Male hatten sie sogar schon eine Tagesreise zurückgelegt und für die Nacht eine Herberge gefunden. Da kam eine Frau angeritten, die auch zur Kapelle wollte. Ihr folgte die fromme Frau zu Fuß und betete dann wieder in der Kapelle, um dann zu ihrem Manne zurückzuwandern. Und schließlich, als sie schon nach ihrer Aachenfahrt auf dem Wege nach Köln waren, fühlten beide Eheleute sich noch einmal getrieben, wieder nach Aachen in die Liebfrauenkirche zurückzukehren und dort zu beten. So kam Dorothea dann auch noch zum dritten Male in die Marienkapelle „zcum eynsediln"[93]).

Während der weiteren Heimreise mußten der Mann, die Frau und ihr Pferd auf einem kleinen Schiffe über einen großen, tiefen See fahren[94]). Da schlug der Gaul oder legte sich, so daß ihr Boot Wasser schöpfte und sie fast ertrunken wären. Nur ihrem innigen Gebete glaubte Dorothea ihre Rettung verdanken zu müssen. Auch sonst hatten sie auf ihrer Heimfahrt viele Gefahren „von wassers halbin und struchroubirn" zu überstehen. Einmal (am 28. 10. 1384) kamen sie in die Herberge zu einem Drechsler, der sie zwar äußerlich freundlich aufnahm, heimlich aber seine boshaften Waffen gegen die friedlichen Gäste zurechtlegte. Er hätte sie ermordet, um sie zu berauben, wenn nicht gerade ein Fuhrmann daher gekommen wäre, der für sie schützend einsprang[95]). Von dieser Pilgerfahrt kamen sie am 11. November 1384 wieder nach Danzig zurück und „verbundin sich vestir gote zcu dinen". Besonders Dorothea setzte ihre Bußübungen und Kasteiungen noch fleißiger

---

92) Vita Germana I, 31; Vita Latina II, 41. Wallfahrten nach Aachen wurden von Danzig aus sehr oft unternommen. cf. Simson I, p. 272, p 318; Hirsch, Danzigs Handels- und Gewerbsgeschichte unter der Herrschaft des deutschen Ordens (Leipzig 1858), p. 191; Kühle, a. a. O. p. 22.

93) Vita Germana I, 31.

94) Welcher See gemeint ist, läßt sich nicht feststellen.

95) Vita Germana I, 32; Vita Latina II, 45.

fort, ging am liebsten in armseligen Gewändern und blickte Tag und Nacht zum Himmel empor, so daß sie überhaupt nicht mehr nachts ins Bett ging.

Bei diesem innigen Gebetsverhältnis mit Gott glaubte sie bald nach ihrer Rückkehr von der großen Pilgerfahrt nach Aachen in der Danziger Marienkirche ein großes Wunder, das Gott an ihr wirkte, zu erleben (Ende Januar 1385)[96]. Sie kniete in aller Frühe vor dem Hochaltar der Kirche, sprach 50 Ave Maria und klagte der Jungfrau Maria ihre Not und Betrübnis; denn sie hatte besonders in den letzten zwei Jahren ihres Lebens viel durch Anfechtungen des bösen Feindes, der den Geist des Mißtrauens und Zagens ihr einflößte, zu leiden. Da drängte die Menschenmenge zum Altar — die Kirche hatte sich inzwischen gefüllt, das Sakrament sollte verteilt werden — und sie mußte aufstehen und betete stehend ihren Rosenkranz weiter. Wie sie so dastand „und das stilnis der messe was", da kam der Herr Jesus, ihr mächtiger Liebhaber, riß ihr altes Herz ihr aus und stieß ihr dafür ein neues „hitzig hertze" ein. Dorothea fühlte das ganz genau und empfand dabei eine große Freude, die sie niemand erzählen konnte.

Diese Umwandlung des Herzens, die in ihrer plastischen Darstellung auf die Bibelstelle Hesekiel 36, 26 f. zurückgeht, findet sich auch in der Geschichte der heiligen Gertrud, Brigitta, Lidwina, Philippus v. Neri, der Karmeliterin Rosa Maria Serio[97]. Die Erneuerung ist, wie Johannes Marienwerder ausdrücklich betont, nicht nur geistlich, sondern auch leiblich geschehen. Ähnliche Wunder, die von menschlicher Vernunft nicht zu erfassen sind, werden zur Bekräftigung dieses Wunders angeführt.

Nach diesem Erlebnis folgten viele Gnadengaben, mit denen Dorothea sich überschüttet glaubte. Ihre Liebe zu Gott wurde noch hitziger, ihre Erkenntnis der göttlichen Dinge nahm zu; sie führte lange Gespräche mit Gott, erkannte neu ihre Sünden und beichtete neu. Erst nach fünfjähriger Beichte erhielt sie im Gnadenjahr 1390 den erflehten Trost. Ein besonders begnadeter Tag klarer Selbsterkenntnis war der 17. Februar 1387. Von diesem Tage ab bis zu ihrem Tode wuchs ihre Erkenntnis und ihre Sehnsucht nach ihrem himmlischen Bräutigam ständig. Oft erfaßte sie dabei eine innere Unruhe, daß sie weder sitzen noch stehen konnte und ihre Hände rang. Schon ein paar Nächte nach der Umwandlung ihres Herzens (3. Februar 1385) warf ihr Maria, als sie nach Empfang des Abendmahls die Jungfrau bat, sie möchte ihr ihren

[96]) Vita Germana II, 1; Vita Latina III, 1.
[97]) Hipler a. a. O. p. 52. Anm. 2.
[98]) Vita Germana II, 3.

Sohn geben, in ihre Arme „gar eyn lustig ding, das sy mit grosir dangmannikeit unde luste entphing“[98]). Oft hörte sie jetzt Gottes Stimme, fühlte den Kuß ihres himmlischen Bräutigams in den Verzückungen[99]), in die sie nachts verfiel. Wenn sie Jesu Namen bei der Messe hörte (so besonders am 5. April 1385), durchzuckte es ihr Herz vor Freuden[100]). Während der Messe in der Kirche vorm Kloster „czu den Carthusern by Gdanzk“ verfiel sie in eine solche Verzückung[101]), daß sie bis zum Abend in ihrem Hause dalag, ohne sich rühren oder sprechen zu können; die anderen Frauen hielten sie für krank, legten ihr „Krude“ in den Mund und forderten sie auf, die Beichte nicht zu versäumen[101]).

Mit ihrem Manne unternahm sie schon im nächsten Jahre (1385) wiederum eine große Pilgerreise. Adalbert war mit seinen Verhältnissen in Danzig nicht zufrieden und beschloß deshalb, die Stadt zu verlassen und einen anderen Wohnort aufzusuchen. Er bestellte also sein ganzes Hab und Gut, verkaufte sein Haus, das er in Danzig besaß und zog am 10. August 1385 mit seiner Frau und seiner einzigen, damals vierjährigen Tochter[102]) von Danzig fort. Dorothea bestimmte ihren Mann, als Ziel der Reise zunächst Aachen zu wählen. Sie beabsichtigten dann in Finsterwald, das sie ja von ihrer ersten großen Pilgerfahrt her kannten, sich niederzulassen, „das her mochte gerulicher gote dienen“[103]). Die Hinreise zog sich aber neun Wochen hin und wurde ihnen sehr teuer „dorch des orloygis (krieges)) und unfrides willen“; denn in den Ländern, die sie auf ihrer Reise durchziehen mußten, herrschte eine derartige Unsicherheit, daß niemand in seinem Hause bleiben mochte, und die meisten sich vor den Räubern mit Schafen und Kühen auf die Kirchhöfe flüchteten. In diesen neun Wochen waren sie an keinem Tage ihrer Reise sicher und wußten nicht, wenn sie morgens aufbrachen, ob sie abends noch „mit bebaldener habe“ eine Nachtherberge erreichen würden. Verschiedentlich wurde ihnen geraten, sie sollten wieder umkehren, wenn ihnen ihr Leben und ihr Eigentum lieb wären. In den Städten sagten die „usryter“ und Söldner ihnen ganz frech, sie wollten ihnen ihre Tochter fortnehmen „und swigin des andirn, was sy ouch meynten czu tun“.

Dorothea war natürlich Tag und Nacht in ständiger, großer Sorge und Not, wie sie ihren alten Mann und ihre junge Toch-

---

99) Vita Germana II, 6; Vita Latina III, 6.
100) Vita Germana II, 5; Vita Latina III, 5.
101) Vita Germana II, 7; Vita Latina III, 6.
102) Vita Germana II, 9; Vita Latina III, 9; Script. rer. Prus. II, p. 240. Anm.
103) Vita Germana II, 9.

ter mit all ihrer Habe durch diese „unfredelichin“ Lande bringen möchte, so daß sie keinen Schlaf mehr finden konnte. Und schließlich wurden sie denn auch eines Tages von Räubern überfallen. Ihre Kleider, ihr Geld, ihr Wagen und die Pferde wurden ihnen genommen, der Mann wurde schwer verwundet. Dorothea und ihrer Tochter ließen sie kaum ein Hemd und ein einfaches Röcklein („eyn unbederb rockelyn“). Doch sie blieb unverzagt; sie fühlte sich im Unglück von Gott getröstet und ihm besonders nahe und hoffte nun ihr Lebtag bettelnd in Armut von einer Türe zur andern im Lande umherzuziehen. Als die Räuber fort waren, brachte sie ihren verwundeten Mann und ihr Töchterlein in die nächste Stadt „in der Marke“, die in der Nähe der Wälder lag, in denen sie überfallen waren. Sie beabsichtigte, ihren Mann mit dem Kinde wieder mit etwas Geld, das ihr Mann noch behalten hatte, nach Danzig zurückzuschicken und selbst als arme Bettlerin in der Fremde zu bleiben. Doch ihr Mann war damit keineswegs einverstanden; er wollte versuchen, sein geraubtes Vermögen wieder zu erhalten[104]. Denn er hatte in der Stadt gehört, daß die Räuber, die sie überfallen hätten, in einer anderen Stadt, die auch „in der Marke“ lag, gefangen worden wären. Da er nun selbst infolge seiner Krankheit und seiner Wunden nicht dahin ziehen konnte, so zwang er seine Frau, sich auf den Weg zu machen und sein Gut zurückzufordern. Seinem Knecht, der den Wagen gefahren hatte, befahl er, mit ihr zu gehen. Nur unwillig gehorchte ihm Dorothea, da sie viel lieber arm geblieben wäre. Als sie in die Stadt kam, fand sie die Räuber gefangen vor. Sie hatte großes Mitleid mit ihnen und war durchaus dagegen, daß man sie bestrafe. Sie wollte sie sogar laufen lassen, doch verlangten die Städter, die Räuber sollten ihr alles, was sie ihr abgenommen hätten, wiedergeben. Als sie mit ihrem Knechte dorthin ging, wo die Räuber gefangen saßen, umringten sie einige Frauen, zeigten mit Fingern auf sie und schmähten sie. Sie warfen ihr vor, sie ließe ihren alten Mann im Stich, um mit ihrem jungen Knecht ihren Willen zu vollbringen. Denn Dorothea sah schön, wohlgestalt und jung aus, obgleich sie ja gar nicht mehr so jung war. Aber sie ließ das alles geduldig über sich ergehen, ohne sich zu verteidigen. Sie folgte jetzt den Räubern, die man unter der Bedingung, daß sie alles zurückgeben sollten, freigelassen hatte, barfuß mit ihrem Knechte unverdrossen durch Wald und Feld. Aber jene planten, sie zu ermorden. Davon hatten sie wohl in einer Herberge, in der sie unterwegs sich ausgeruht hatten, gesprochen; denn die Wirtin warnte Dorothea, mit ihnen zu ziehen, und wollte sie veranlassen, dort zu bleiben

---

[104]) Vita Germana II, 10; Vita Latina III, 9.

und den Knecht allein mit den Kerlen ziehen zu lassen. Aber die fromme Frau fürchtete sich in ihrem Gottvertrauen nicht, und erhielt auch Wagen, Pferd, Kleider und alles, was ihnen sonst genommen war, wieder und kam glücklich in die Stadt zurück, in der sie ihren Mann zurückgelassen hatte.

Als ihr Mann von seinen Wunden geheilt war, lagen sie noch eine Zeitlang ruhig in der Stadt[105]). Da weigerte sich Dorothea eines Tages, auf den Markt zu gehen und Zwirn einzukaufen, wie ihr Mann ihr befohlen hatte; denn es war gerade die Zeit, „do der markt vol rouber was und usryter". Da wurde ihr Mann sehr zornig und schlug sie heftig. Ein andermal schlug er sie so arg an den Kopf, daß sich alle Leute, die es sahen, wunderten, und ihre Wirtin aus Mitleid mit der armen Frau weinte. Sie konnte nämlich ihr Kind, das sie bei sich hatte, nicht mehr stillen, obgleich sie es noch gerne getan hätte. Man bedenke, daß das Mädchen schon fast fünf Jahre alt und ihr jüngstes Kind war! Auch dies ertrug Dorothea in Geduld, ohne zu klagen, auch den harten Schlag, den sie noch jahrelang fühlte.

Nachdem Adalbert völlig wiederhergestellt war, machten sie sich wieder auf den Weg; da wurde ihnen ein Pferd krank. Der Mann entließ jetzt den Knecht und befahl seiner Frau, die Wartung der Pferde zu übernehmen. So setzten sie ihre Reise fort. Dorothea, die einen kurzen Rock trug, lenkte den Wagen; sie reinigte und schmierte ihn, sie tränkte die Pferde und gab ihnen zu fressen, sie spannte sie an den Wagen und fuhr so ihre junge Tochter und ihren alten Mann durch die Lande, die Dörfer, Märkte und Städte. Die Leute kamen in dichten Scharen herzugelaufen, um sich dieses wunderbare Fuhrwerk anzusehen. Und wenn sie ihren alten Mann, der einen langen Bart trug, sahen, so lachten sie sie aus und fragten sie, ob sie ihren Joseph wohl zum Jungbrunnen fahren wolle. Das alles ertrug sie fröhlich und unbeirrt, da sie mit ihren ganzen Gedanken bei Gott und der Ewigkeit war.

Endlich kamen sie ans Ziel ihrer Reise, in das Dorf Finsterwald am Rhein „czu geistlichen menschen"[106]). Dort blieben sie 1½ Jahre (bis Anfang 1387). In dieser Zeit hatten sie viel durch kriegerische Unruhen, die im Lande herrschten, zu leiden. Wenn die Feinde kamen oder man sie erwartete, wurde Sturm geläutet, und die Leute liefen zusammen, bald in die Kirche, bald aus der Kirche, und es entstand viel Weinen, Schreien, Unruh und Klagen. Aber Dorothea blieb ruhig an einer Stelle in der Kirche den ganzen Tag über sitzen. Viele be-

---

[105]) Vita Germana II, 11; Vita Latina III, 9.
[106]) Vita Germana II, 12; Vita Latina III, 10.

wunderten da ihre Ruhe und baten sie, stets dort zu bleiben. Ihr Mann aber wurde ungeduldig und so zornig gegen sie, als wenn er sie töten wollte. Er wollte zunächst die gemeinsame Zehrung mit ihr teilen und sie verlassen. Doch sie blieb sanftmütig und vertraute auf Gott. Als dann durch den Krieg auch Teuerung ins Land kam, zog er oft in andere Märkte und Städte, um sich dort tüchtig satt zu essen. Da hatte dann Dorothea oft nur ein Stückchen Brot, das kaum faustgroß war, mit ihrem Kinde zusammen den ganzen Tag über. Doch genügte es ihnen beiden. An einem Markttage befahl der Mann ihr, sie solle Brot kaufen für die ganze Woche; doch sie vergaß es, obgleich sie auf einem Gute geblieben waren, wo sie das Brot hätte einkaufen können. Als sie am nächsten Tage ihrem Manne das Essen zubereiten wollte, hatte sie nur noch ein kleines Stückchen Brot. Sie nahm die Hälfte und machte davon ein Mus zurecht, das sie mit der anderen Hälfte ihm vorsetzte. Von dem, was übrig war, gab sie dem Kinde, ohne selbst etwas zu genießen. Doch ihr Mann war nicht satt geworden und begann zu murren und war betrübt und verzagt. Dorothea betete zu Gott, und schon schickte ihnen eine „kromerynne"[107]), die sie und ihren Mann kurz vorher gesehen hatte, aus einer nahe gelegenen Ortschaft drei große Brote und „eyn gros legil[108]) vol wines". Beide dankten jetzt dem Herrn hocherfreut, und der Mann erkannte, daß dieses Wunder nicht um seinetwillen, sondern infolge der Frömmigkeit seiner Hausfrau geschehen wäre. Er versprach ihr, er wolle sie nicht mehr bei ihren Gebetsübungen behindern und nie mehr ungehalten sein, auch wenn es noch so lange dauern sollte.

Als sie 1½ Jahre in Finsterwald waren und die Teuerung noch mehr zunahm, entschloß sich der Mann, wieder nach Preußen zurückzuziehen. Dorothea wollte aber gerne als „eyne arme betelerynne" dort bleiben. Da einigten sich die Eheleute dahin, sie sollte dort bleiben und er wollte mit der Tochter zu seinen und ihren Freunden zurückgehen. Das wollten sie zusammen dem Pfarrer in Finsterwald vortragen und sich von ihm schriftlich bestätigen lassen, daß sie sich hierin gütlich geeinigt hätten. Als sie in der Kirche auf den Pfarrer warteten,[109]) betete Dorothea und frohlockte laut auf in ihrem Gebet, daß sie jetzt als arme Bettlerin hier bleiben durfte. Dem Manne aber tat sein Entschluß wieder leid und er bereute, daß er ihr „orloup" gegeben hatte; als der Pfarrer nun kam, beklagte er sich bei ihm über seine Frau, sie wolle ihn verlassen

[107]) Vita Latina III, 10.
[108]) Vita Latina III, 10; „lagenam".
[109]) Vita Germana II, 12; „als sy beitin des pfarers"; Vita Latina III, 10; „expectaverunt".

und hier bleiben, und bat ihn, er solle ihr sagen, „das sy mit ym zcu lande zcoge“[110]). Da wies der Pfarrer Dorothea „us der heiligin schrift“[111]) nach, daß es nicht „zcymlich were ehelichen Menschen“, wenn eines das andere gegen seinen Willen verlasse. So folgte sie denn ihrem Manne und zog unter großen Leiden und Anstrengungen heimwärts. Am Tage hatte sie viel Not in Wasser, Schnee, mit den üblen Wegen und Gefahren in Wäldern und über Land. Nachts mußte sie ihre und ihres Mannes Kleider waschen und trocknen, so gut sie konnte. Unterdessen schlief der Mann vor Müdigkeit, und sie mußte wachen, damit sie nicht beraubt und bestohlen würden, obgleich sie doch Ruhe und Schlaf nötig gehabt hätte. Am Tage ritt der Mann meist auf dem einen Pferde und ließ die kleine Tochter auf dem anderen sitzen, Dorothea mußte zu Fuß hinter ihnen hergehen. Da blieb sie oft weit zurück und lief hinter ihnen her, um sie wieder einzuholen. Dabei fiel sie einst in eine tiefe Grube, gelegentlich geriet sie in tiefen Schnee oder in Wasser, und niemand war da, der ihr geholfen hätte. Schließlich verkaufte der Mann, weil überall Unsicherheit herrschte, sein Pferd, da er es sonst zu verlieren fürchtete, und ging mit seiner Frau zu Fuß, wenn sie nicht auf einem Schiff oder einem Wagen fuhren. Unterwegs mußte Dorothea seine Kleider tragen, die er, da er ja alt und krank war, nicht mehr tragen konnte. Das ging aber über ihre Kraft, und sie fühlte sich noch lange Jahre krank davon.

Auf dieser Heimreise wanderten[112]) sie von Harburg nach Hamburg über das Eis der Elbe, das schon ab und zu von Wasser überspült wurde. Da kam ein Schlitten mit drei Pferden und zwei Knechten hinter ihnen hergefahren. Mit den Leuten machten sie aus, sie sollten sie einige Meilen mitnehmen. Wie sie nun so über das Eis dahin fuhren, spritzte das Wasser heftig durch die Löcher, die im Eise waren. Der „sletefurer“ war leichtsinnig, lief mit seinem Gesellen neben dem Schlitten her und trieb die Pferde an mit Geschrei und einem „knotil, den her an sy warf“[113]). Plötzlich brach das mittlere Pferd von den drei Tieren, die hintereinander vor dem Schlitten gingen, ein und versank. Das sah der Mann, bekam einen großen Schreck und rief Dorothea zu: „Endelich vom sleten“[114]). Da ergriff sie, obgleich sie gar nicht wußte, was los war, mit der linken Hand ihr „seche und stebe“, mit der rechten ihre Tochter und ließ sich nach rückwärts auf ihr Antlitz und die Knie herunter-

---

[110]) Vita Germana II, 12.
[111]) Vita Germana II, 13; Vita Latina III, 11.
[112]) Vita Germana II, 14; Vita Latina III, 12.
[113]) Vita Germana II, 14.
[114]) Vita Latina III, 12; „cito de vehiculo supra cedite“.

fallen. Auch der Mann stürzte sich vom Schlitten auf seine Knie herunter. Als Dorothea aufsah, war auch schon der Schlitten mit den Pferden untergegangen, und sie erblickte nur noch das hinterste Ende vom Schlitten. Dann reckten die Tiere noch ein paarmal ihre Köpfe hoch in der „Wunen", die sie gebrochen hatten. Ihr Mann wollte den Pferden helfen, war aber zu alt und krank und konnte sich vor Frost und Schwäche nicht einmal alleine aufrichten. Da zog sie ihn von der offenen Stelle fort, sonst wäre er ertrunken, half ihm auf die Beine, nahm ihn an die eine Hand und ihre Tochter an die andere und brachte beide mit großer Mühe über das Eis zum Ufer. Als sie auf dem Damme waren, sagte auf einmal die kleine, fünfjährige Tochter, die vorher auf dem Eise gar nichts gesprochen hatte, die Jungfrau Maria habe sie vom Schlitten gehoben und gerettet, und behauptete, sie genau dabei gesehen zu haben. Schließlich kamen sie nach Lübeck. Dort saß Dorothea, die sich nach Empfang des h. Altarsakraments sehr gestärkt und erfreut fühlte, tagelang in einer kleinen Kirche, in der sie bald in große Verzückung geriet und Gottes Stimme zu hören glaubte. Von Lübeck legten sie die Reise nach Danzig zu Schiff über See zurück[115]).

IV. Die letzten Ehejahre und die Pilgerfahrt nach Rom.

Als sie nach Danzig zurückgekommen waren, zog es Dorothea immer mehr in die Einsamkeit, wo sie ihre Kasteiungen rücksichtslos gegen sich selbst fortsetzte. Ihr Mann ließ sich und ihr „eyn huselyn" in der Nähe der Katharinenkirche erbauen[116]). Als sie einst von ihm dorthin geschickt wurde, um irgend etwas zu tun, brauchte sie für diesen Weg drei Stunden und kam zurück, ohne den Auftrag ihres Mannes ausgeführt zu haben. So sehr war sie mit ihren Gedanken bei Gott, daß sie alles andere vergaß und nur selten tat, was ihr aufgetragen war. Oft setzte sie sich, wenn sie in das „huselyn" oder in ein anderes Gemach ging, hinter die Türe oder in einen Winkel und versank dort in Verzückung. Wenn ihr Mann sie so fand, schlug oder stieß er sie und beklagte sich oft bei anderen über sie, sie wäre träge und schläfrig. Bisweilen kochte sie auch die Fische ungeschuppt und unausgenommen, ohne zu merken, was sie tat; oder sie blieb so lange in ihrer Beschaulichkeit, daß sie ihr Gericht von frischen Fischen nicht zur rechten Zeit fertig hatte; kam dann ihr Mann dazu, so wurde er ungeduldig und schlug sie einmal so auf den Mund, daß ihre Oberlippe verletzt wurde und der ganze Mund zuschwoll, was sie sehr entstellte. Doch trug sie dies alles voll Geduld und blieb freundlich zu ihm,

115) Vita Germana II, 15; Vita Latina III, 13.
116) Vita Germana II, 15; Vita Latina III, 13.

was alle bewundern mußten. Einmal hatte sie über dem Beten in der Kirche ganz vergessen, Stroh zu kaufen, wie ihr Mann ihr befohlen hatte. Als sie nun ohne das Stroh nach Hause kam, schlug er sie in seinem Zorne so heftig vor die Brust, daß das Blut ihr aus dem Munde strömte und sie noch tagelang nachher im Speichel Blut ausspie. Da diese Roheiten bekannt wurden, kamen zwei Priester, Dorotheas Beichtiger, und hielten dem Manne sein Unrecht und seine Grausamkeit vor. Bald darauf wurde er dann auch schwer krank an der Gicht und mußte lange liegen. Da bediente seine Frau ihn freundlich Tag und Nacht, tat ihm jede Handreichung, nahm geduldig alle Nachtwachen auf sich und ließ sich von ihm anschreien, weil es ihm oft nicht schnell genug ging, wenn er irgend etwas haben wollte. Als er dann wieder gesund war, machte er ihr noch Vorwürfe, sie hätte den Armen zu viel Almosen gegeben und sein Gut vertan. Er nahm ihr die Schlüssel fort und ließ nichts in ihrer Gewalt. Er ging selbst auf den Markt und kaufte ein, was sie brauchten. Damit war Dorothea aber durchaus zufrieden, da sie um die Dinge dieser Welt sich nun nicht mehr zu bekümmern brauchte. Später wurde ihr dann klar, daß Gott sie von ihrem Manne fortgezogen habe, wie er ihr selbst sagte.

In demselben Jahre, in dem sie nach der Rückkehr von der zweiten Pilgerfahrt nach Finsterwald bei Aachen mit ihrem Manne zusammen in Danzig lebte, unternahm sie noch verschiedene kleinere Wallfahrten[117]). Sie suchte besonders alle Kirchen auf, die der Jungfrau Maria heilig waren, da sie hier in ihrem Gebet schneller Erhörung zu finden glaubte und oft in tiefste Verzückung sich versenkte. Verschiedentlich war sie im Jahre 1387 in der Marienkirche in Köslin. Bei einer Pilgerreise ließ man sie mit anderen Frauen, mit denen sie dorthin gezogen war, in der Kirche übernachten; damit war sie durchaus einverstanden, da sie auf keinen Fall die Kirche verlassen wollte. Sie saß die ganze Nacht vor dem Altar, bis das Hochamt zu Ende war, in völliger Versunkenheit. Als dann ihre Schwestern sie fortzogen, stand sie auf und ging mit ihnen, war aber so „geistlich trunken“ und geistesabwesend, daß sie strauchelte und den Weg nicht finden konnte, den sie doch vorher gut gekannt hatte. Ihre Schwestern wunderten sich, woher das käme; doch eine erkannte ihren Zustand und lobte Gott um seiner Gnade willen. Den Abend über blieb Dorothea „of dem wayne in dem gute mit dem herren“[118]) und aß und trank nichts bis zum späten Abend. Zum Fest des heiligen Kreuzes (14. September) kam sie im selben Jahre zu dieser

---

[117]) Vita Germana II, 16; Vita Latina III, 14.

Kirche. Da konnten sie kein anderes Unterkommen finden als wieder in der Kirche, da sehr viel Leute zur Kirchweih, die am nächsten Tage sein sollte, gekommen waren. Sie wurde mit ihren Pilgrimsschwestern in einem Winkel der Kirche untergebracht, wo sonst der Esel stand, „den man hatte czu der kirchen notdorft[118]). Sie betete fleißig, und als die andern Frauen schon schliefen und das Volk in der Kirche hin und her wogte und lärmte, geriet sie in Verzückung, so daß sie jubelte und lachte, und abgesondert von aller Welt all den Lärm nicht hörte. Sie versteckte sich dann während der Messe in einem Winkel der Kirche, wo sie ihre Schwestern fanden und sie sehr gegen ihren Willen mit nach Hause nahmen. Am 14. August 1387 fuhr sie mit ihrem Manne nach Köslin zur Marienkirche. Als sie in der Herberge waren, in der sie übernachten wollten, „e den sy von dem wayn trat“[118]), war sie so in Verzückung, daß sie der Aufforderung ihres Mannes, vom Wagen herabzusteigen, nicht folgte; denn sie meinte, „daz is bilcher wer, daz sy gote zcuhorte, waz her mit ir rette, wen daz sy noch dem geheis irs erdischen mannes von dem gekose gots sich zcoge“. Als ihr Mann zornig lostobte, bekam sie doch einen Schreck und stieg schließlich, als auf ihre Frage hin Jesus ihr sagte, sie solle vorläufig noch ihrem irdischen Manne gehorchen, betrübt vom Wagen herunter[118]).

In ihrem 43. Lebensjahre war Dorothea vom 2. Februar bis zum 15. August 1389 bettlägerig krank; besonders in der Zeit vom 6. bis 20. Februar stand es sehr schlimm mit ihr, so daß sie vor Schmerzen sich nicht bewegen konnte. Sie konnte auch nichts genießen und meinte, sie müsse sterben. Tags litt sie furchtbar und nachts empfand sie große Freude im Troste Gottes. Sie stand in diesem halben Jahre nur an den Tagen auf, an denen „der here ir derloubte, synen heiligen lichnam zcu enphangen“[119]). In dieser Zeit geriet sie oft vom Feuer göttlicher Liebe in Schweiß. Alle meinten, sie würde sterben, da sie nur nach himmlischer Speise verlangte[119]). Sie arbeitete innerlich unermüdlich an sich, und diese innere Arbeit tötete alle Untugend[120]). Immer mehr wollte sie sich völlig dem Dienste Gottes widmen. Das glaubte sie am besten in vollständiger Armut tun zu können. Sie setzte sich am Allerseelentage (2. November) unter die Bettler, „vor dy Kirche Unsir Frawen czu Dantczk“[121]) und empfing Almosen, obgleich sie ja noch gar nicht arm war. So saß sie ganze fünf Stunden dort und fühlte sich sehr wohl. Sie wunderte sich nur, daß die Bettler über ihre

---

118) Vita Germana II, 16.
119) Vita Germana II, 17; Vita Latina III, 15.
120) Vita Germana II, 18; Vita Latina IV, 6.
121) Vita Germana II, 19; Vita Latina III, 16.

Not, über Frost und Elend klagten. Die Almosen, die sie erhalten — im ganzen von 23 Personen, die sie bei einem Sitzen empfangen hatte — behielt sie und gab dafür den Armen bedeutend mehr[121]). Immer mehr wandte sie sich von Schmuck und schönen Kleidern, die sie besaß, ab. Wenn sie „mit gefaldin mentil" in die Kirche ging, so war ihr weh und bang zu Mute, so daß sie wieder herausging und den Mantel ablegte. Wenn sie ihre zierlichen Mäntel und Schleier, die sie trug, ansah, so empfand sie ein Grauen. Sie wollte völlig arm sein, um frei von der Eitelkeit der Welt Gott ganz dienen zu können[122]).

Wenn Dorothea in der Kirche oder auch sonst unter Menschen war, konnte sie manchmal vor innerer Freude über Gottes Güte und den Reichtum, den sie in sich fühlte, nicht an sich halten und mußte oft laut auflachen oder losjubeln. Daran nahmen manche Leute Anstoß und verspotteten sie[123]). Anderen gab sie damit ein Ärgernis. Ein gewisser dominus Christianus plebanus in eccelsia parochiali sancte Marie in oppido Gdantzk[124]) machte ihr sogar heftige Vorwürfe, sie irre in ihrem Glauben. Da verhandelte dann ihr Beichtvater Nikolaus mit diesem dominius Christianus, dem Dorothea stets bescheiden und freundlich Rede und Antwort gestanden hatte. Schließlich aber verklagten einige Bürger sie sogar als Ketzerin bei dem „dominus Henricus de Lapide officialis episcopi Wladislaviensis"[125]), dem Offizial der Leslauer Diocöse und dem Kanoniker Ludicke[126]); denn sie wäre, hieß es, oft „in exstasi posita". Wenn sie dann zu sich zurückkäme, hätte sie oft fröhlich und bescheiden gelacht, wie wenn sie von einem großen Freudenfeste käme. Andere meinten, „eam mente captam", wie es in den Prozeßakten heißt. Deshalb wollten diese Geistlichen Dorothea sogar als Ketzerin verbrennen; doch sie wußte sich bescheiden und zurückhaltend zu verteidigen, ohne ihre inneren Geheimnisse und ihre täglichen Übungen und Kasteiun-

---

[122]) Vita Germana II, 20; Vita Latina III, 17.

[123]) Vita Germana II, 26; Vita Latina III, 26.

[124]) Script. rer. Prus. II, p. 267, Anm. 1; Es ist sicher derselbe Pfarrer Christianus Roze, den Simson (a. a. O. I, p. 85) erwähnt; s. Simson a. a. O. I, p. 119; Hirsch, Die Oberpfarrkirche von St. Marien in Danzig (1843), I, p. 100.

[125]) Simson a. a. O. I, p. 84, der einen Offizial als obersten Vertreter des Bischofs erst in den letzten Jahren des 14. Jahrhunderts in Danzig kennt, ist hier zu berichtigen. Henricus de Lapide, der in den Zeugenaussagen des Canonisationsprozesses verschiedentlich genannt wird (Script. rer. Prus. II, p. 267, Anm. 1), ist augenscheinlich der Pfarrer der Katharinenkirche, Heinrich von Stein, der 1345 erwähnt wird (Simson a. a. O. I, p. 49; p. 85; Hirsch, St. Marien, p. 100), dürfte jedoch mit dem Pfarrer Heinrich derselben Kirche, der 1327 genannt wird, nicht identisch sein können (Simson a. a. O. I, p. 49).

[126]) Dieser dominus Ludicke wird sonst nirgends erwähnt.

gen zu verraten oder sich in ihnen beirren zu lassen. Damals schon riet ihr Nikolaus von Hohenstein, ihr Beichtiger, sie solle sich an einen gelehrten, der heiligen Schrift kundigen Mann wenden, und ihm von ihren inneren Erlebnissen erzählen. Der könne besser als er selbst entscheiden, wie weit ihre Offenbarungen mit dem Glauben der Kirche übereinstimmten. Er wies sie an Johannes Marienwerder, den Domprobst der pomesanischen Diöcese. Sie wäre wohl damals schon nach Marienwerder gezogen, wenn nicht das Jahr 1390 schon kurz bevor gestanden hätte.

Zu diesem Jahre, das vom Papst Urban VI. als Gnadenjahr ausgerufen war[127]), wollte Dorothea, auch auf den Rat ihres Beichtigers Nikolaus hin, nach Rom pilgern. Ihren Mann mußte sie aber zu Hause lassen, da er schon zu alt und krank war[138]). Doch sie zog nicht alleine dorthin. Der Danziger Pfarrer Nikolaus pilgerte mit ihr zusammen, und in Rom traf sie oft mit einer gewissen Metza Hugische aus Danzig zusammen; auf dem Rückwege war eine Margarete Creutzburgische aus Danzig ihre ständige Begleiterin, so daß man wohl annehmen darf, daß eine größere Pilgergesellschaft, wie aus anderen Städten so auch aus Danzig zusammen den Weg zurücklegte, um den Beginn dieses gnadenreichen Jahres in Rom zu verleben[129]). Die Pilgerfahrt wurde schon so früh angetreten, daß man schon am 18. Oktober 1389 in Rom war. Dorothea blieb dort bis zum Oktoberfeste 1390 (3. April)[130]).

Schon auf der Reise fühlte sie sich innerlich Gott besonders nahe in Liebe und Verzückung. Sie fand vor Erregung und Erwartung auf dem ganzen Hinwege niemals Schlaf. Nur als sie in der heiligen Stadt ankam, schlief sie eine Nacht durch. Auch in den ganzen Monaten, die sie sich in Rom aufhielt, hat sie sonst, wie einige Zeugen in den Akten des Canonisationsprozesses aussagen, niemals geschlafen. Sie legte sich zwar ins Bett, richtete sich dann aber gleich wieder auf, um zu beten und raubte sich so selbst jeden Schlaf[131]).

In Rom suchte sie alle Kirchen auf, gelegentlich drei verschiedene an einem Tage und ging stets barfuß über die scharfen, spitzen Steine. Als sie so acht Wochen in frommen Übungen zugebracht hatte, wurde sie schwer krank (etwa am 13. Dezem-

---

127) Vita Germana II, 25; cf. Hipler a. a. O., p. 54.
128) Vita Germana II, 26.
129) Script. rer. Prus. II, p. 263, Anm. 1.
130) Script. rer. Prus. II, p. 263, Anm. 1. Simson (a. a. O. I, p. 119) schreibt, acht Wochen; augenscheinlich liegt hier eine Verwechslung mit dem Beginn ihrer Krankheit nach ihrer Ankunft in Rom vor.
131) Vita Germana II, 24; bes.: Script. rer. Prus. II, p. 264, Anm. 1.

ber 1389)[132]. Ihre Kirchenbesuche konnte sie jetzt nicht mehr fortsetzen, sondern mußte liegen. Im ganzen war sie über sieben Wochen ans Bett gefesselt; nur selten konnte sie in dieser Zeit sich von einer Seite auf die andere legen, und wurde von ihren Bekannten „gelossen als ein toder". Sie wurde in ein Siechenhospiz gebracht, wo sie aber auch nur sehr wenig genießen konnte. Trotzdem behielt ihr Antlitz stets frische Farben; sie war, so erklärt ihr Chronist, eben mehr krank an Liebe zu Gott und Sehnsucht nach der Ewigkeit als körperlich. Endlich, in der achten Krankheitswoche, richtete sie sich auf und verlangte zu essen. So saß sie drei Tage lang im Bette, ohne jedoch aufstehen zu können. Da kam der Sonntag, „in dem man dy fronica unsirs hern sulde weysen"[133]. Da sie gerne an dem Fest teilgenommen hätte und doch nicht gehen konnte, so rief sie zwei starke Männer, die sie zur Peterskirche tragen sollten. Doch setzten die sie, da sie durchaus nicht gehen oder stehen konnte und ihnen zu schwer wurde — auch darin wird ein Wunder gesehen — mitten auf dem Wege auf ihre Knie nieder und überließen sie dort ihrem Schicksal. Man brachte sie dann in einen Stall, der am Wege lag, und hier blieb sie zwei Tage. Da lernte sie langsam kriechen und sich wieder aufrichten an einem großen Stein und an Hölzern, die dort lagen. Endlich konnte sie, von andern Leuten gestützt, mit großer Mühe an einem Stock zum Petersdom gehen. Alle Schmerzen und Anstrengungen trug sie mit unbewegtem Gemüte und glaubte schon, sie müßte hier vor der Kirche sitzen bleiben und auf den Stufen des Doms um Almosen bitten. Nach einigen Tagen aber, die sie in der Kirche zugebracht hatte, konnte sie wieder ordentlich am Stabe gehen. Als sie da aber die Gebete, die verlangt wurden, sprechen wollte und „vollbringen, was sich gehöret, das sy wer teylhaftig worden der gnaden, dy do was in dem gnadenreichen jore", da merkte sie, daß sie nicht einmal das Pater noster und den Glauben, die sie vor ihrer Krankheit doch täglich oft gebetet hatte, wußte. Da lernte sie es schnell und leicht wieder neu. Später gewann sie die Überzeugung, Gott habe sie in dieser Krankheit prüfen wollen, ob sie auch vertrauensvoll zu ihm stehen wolle[134].

Während Dorothea noch in Rom war, starb in der Fastenzeit vor Ostern 1390 ihr Mann, der in Danzig zurückgeblieben war[135]. Als sie diese Nachricht erhielt, dachte sie daran, in Rom zu bleiben und dort als Klausnerin ihr Leben zu be-

---

[132]) Vita Germana II, 25; Vita Latina III, 24.
[133]) Vita Latina III, 24: „in qua veronica facies domini monstranda erat".
[134]) Vita Germana II, 25; Vita Latina III, 24.
[135]) Vita Germana II, 26; Vita Latina III, 26.

schließen[136]). Sie entschloß sich aber doch, wieder nach Danzig zurückzukehren, und trat die Rückreise am 3. April 1390 an und traf am 15. Mai, am Sonntag nach Pfingsten, in Danzig ein[137]).

V. Dorothea als Klausnerin in Marienwerder.

In Danzig löste Dorothea sich immer mehr von ihrem irdischen Leben und den Pflichten, die sie banden, los. Ihr Mann war gestorben, ihre einzige Tochter, die damals acht Jahre alt war und später Nonne wurde, brachte sie wohl bald ins Kloster; wenn das auch nicht ausdrücklich erwähnt wird, so dürfen wir es wohl daraus schließen, daß diese Tochter in diesen Jahren überhaupt nicht erwähnt wird.

Dorothea hatte auch jetzt wieder den sehnlichsten Wunsch, den sie schon 1389 vor ihrer Romfahrt geäußert hatte, mit einem gelehrten Theologen in Verbindung zu treten und beschloß, zu Johannes Marienwerder zu gehen, von dem ihr Beichtiger Nikolaus ihr erzählt hatte[138]). Es dauerte allerdings noch ein ganzes Jahr, bis sie endlich ihren Vorsatz ausführen konnte. Am 22. Mai 1391 kam sie zum ersten Male nach Marienwerder. Sie legte den Weg zu Fuß zurück und fühlte sich so froh und kühn, wie nie in ihrem Leben. Sie wagte sogar, auf einem Fußwege, der ihr noch ganz unbekannt war, von Mewe nach Marienwerder zu gehen; den Weg legte sie so schnell zurück, daß sie glaubte, sie wäre geflogen. Als sie in den Dom des heiligen Johannes des Täufers kam, setzte sie sich bescheiden hinter die Türe. Hier fühlte sie sich sogleich mit geistlichen Wonnen so sehr überhäuft, daß sie glaubte, sie wäre noch nie in einer Kirche gewesen, in der sie so großen Trost und Erleuchtung empfangen hätte, und sich vornahm, diese Kirche nie wieder zu verlassen. Am Abend von Fronleichnam, am 24. Mai, legte sie zur Vorbereitung zur Kommunion zum ersten Male bei dem Manne, um dessentwillen sie hierher gekommen war, beim Domdechanten von Pomesanien Johannes Marienwerder, die Beichte ab. Sie faßte gleich das größte Vertrauen zu ihm und gewann ihn sehr schnell so lieb, wie wenn er ihr eigener Bruder wäre. Sie blieb zunächst acht Tage in Marienwerder und legte ihrem neuen Beichtiger alle Zweifel und alle Heimlichkeit ihres Herzens dar und teilte ihm auch ihre Offenbarungen, Gnaden und Erleuchtungen mit, durch die sie in diesen Tagen, besonders während der Fronleichnams-Messe

---

[136]) Script. rer. Prus. II, p. 284, Anm. 1 (gegen Schluß).

[137]) Nach späterer Hinzufügung soll sie auf diesem Rückwege auch die heiligen Stätten in Cöln, Finsterwald usw. aufgesucht haben. Script. rer. Prus. II, p. 268, Anm. 2.

[138]) Vita Germana II, 27; Vita Latina III, 27.

selbst, beglückt wurde. Besonders am folgenden Sonntage (am 28. Mai) war sie so „trunken von der hymmelischen sussikeyt“, daß sie nicht einmal den kurzen Weg von ihrer Herberge bis zur Kirche finden konnte. Sie mußte dann aber wieder nach Danzig zurückwandern und konnte erst nach 15 Wochen wieder nach Marienwerder ziehen. In dieser Zeit war sie aber ständig in Unruhe; sie wollte noch viele Fragen ihrem neuen Beichtiger vorlegen und hatte große Sehnsucht, das heilige Sakrament, dessen häufigeren Genuß die Danziger Geistlichen ihr nicht gestatten wollten[139], wieder in Marienwerder zu empfangen. Die Frage der häufigen Kommunion spielte in dieser Zeit gerade eine wichtige Rolle. Auch in Prag, wo Johannes Marienwerder bis 1387 als Professor der Theologie tätig gewesen war, war ein lebhafter Streit darüber entbrannt, ob man die Laien zum häufigeren, wohlmöglich täglichen Genuß des Abendmahls anhalten, oder gar verpflichten solle, oder ihnen nur gestatten dürfe, an den vielen hohen Festtagen der Kirche zur heiligen Kommunion zu kommen. Johannes Marienwerder nahm in dieser Frage, wie seine Schriften erkennen lassen, einen vermittelnden Standpunkt ein und glaubte, den öfteren oder selteneren Genuß des Altarsakraments dem einzelnen je nach seiner inneren Disposition anraten oder gestatten zu dürfen[140]. Die Danziger Beichtiger Dorotheas standen jedoch augenscheinlich auf einem strengeren Standpunkte und wollten Dorothea nicht öfter als höchstens einmal in der Woche (dies erst seit 1380) zur Kommunion zulassen.

Zum 1. Oktober 1391 fuhr Dorothea auf einem Wagen, der viel Kästen und andere schwere Geräte zum Jahrmarkt nach Marienwerder brachte, zu ihrem gelehrten Beichtiger zurück[141]. Unterwegs fiel der schwer beladene Wagen mit ihr um, und sie wurde schwer verletzt. Gleich nach ihrer Ankunft in Marienwerder offenbarte sie dem Domdechanten ihre geheimsten Wünsche und bat ihn inständig um eine Klause; es war dies schon lange ihr Herzenswunsch gewesen, ihr Leben als Klausnerin in völliger Abgeschlossenheit und in innigem Verkehr mit Gott zu beschließen[142]. Dieser Sehnsucht, sich in der Einöde oder eingeschlossen ganz dem kompletativen Leben zu widmen, begegnet man in den ersten christlichen Jahrhunderten sehr oft. Auch im 9. bis 14. Jahrhundert war diese Sitte, besonders in Deutschland, sehr verbreitet, wie die vielen Reclusen von Mölk, Gottweih und St. Pölten zeigen; sogar im 17. Jahrhundert fanden sich noch verschiedene in Brüssel, Antwerpen,

---

[139]) Vita Germana II, 27; Vita Latina III, 28.
[140]) Hipler a. a. O. p. 49/50.
[141]) Vita Germana II, 28; Vita Latina III, 28.
[142]) Vita Germana III, 1; Vita Latina V, 1.

Löwen, Gent, sogar in Amerika[143]). Auch Dorothea hatte auf ihren Wallfahrten oft Eingeschlossene beiderlei Geschlechts gesehen; besonders stand ihr wohl das Beispiel der heiligen Brigitta vor Augen.

Diese Brigitta von Schweden scheint überhaupt, obgleich sie nur einmal[144]), in der deutschen Lebensbeschreibung erwähnt wird, für Dorothea Muster und Vorbild gewesen zu sein[145]). Brigitta wallfahrte nach Jerusalem — auch Dorothea hat daran gedacht, diese Pilgerfahrt zu unternehmen — und starb 1373 in Rom. Ihre Gebeine wurden im Jahre darauf nach Schweden gebracht und dort am 4. Juli 1374 beigesetzt. Wahrscheinlich hat Dorothea den feierlichen Leichenzug gesehen, der den üblichen Weg von Rom nach Schweden über Preußen und Polen, also auch durch Danzig, wählte. In Danzig war sogar die Leiche der schwedischen Heiligen in einer neben der Katharinenkirche gelegenen kleinen Kapelle Marienbrunn für einige Zeit provisorisch beigesetzt worden[146]). Ebenso sah Dorothea sicher auch die päpstliche Gesandtschaft, die 1390 zu den Verhandlungen des Canonisationsprozesses nach Schweden reiste — 1391 wurde Brigitta heilig gesprochen. Schon früh wurden Brigittas Schriften auch in Preußen verbreitet, bereits 1396 wurde in Danzig durch Hochmeister Konrad v. Jungingen das Brigitten-Kloster gegründet[147]).

Johannes Marienwerder glaubte jedoch, der frommen Frau ihren Wunsch nicht sogleich erfüllen zu dürfen. Dorothea trug sich daher mit dem Gedanken, anderswohin zu ziehen, um eine Klause zu erhalten[148]), und dachte daran, nach Jerusalem zu pilgern[149]). Erst nach 1½ Jahren wurde ihr Wunsch dem Bischof und dem Domkapitel durch den Domdechanten vorgetragen. In der Zwischenzeit prüfte Johannes Marienwerder sie genau, ob sie „redelich were und eyns gutten geruchtes gemerckt worde".

Dorothea lebte in diesen 1½ Jahren in Marienwerder zuerst bei einer Bürgersfrau mit Namen Q u o d e m o s s e, die sie auf der Wallfahrt nach Rom kennen gelernt hatte[150]), dann seit dem Frühjahr 1392 bei der frommen Witwe Katharina Mulner, die nach dem Tode ihres Mannes als Halbschwester

---

143) Script. rer. Prus. II, p. 284, Anm. 1; Hipler a. a. O. p. 63.
144) Vita Germana I, 22.
145) Über Brigittas Leben: Script. rer. Prus. II, p. 257, Anm. 2.
146) Simson a. a. O. I, p. 116.
147) Simson a. a. O. I, p. 116.
148) Vita Germana II, 28.
149) Vita Latina V, 1.
150) Hipler a. a. O. p. 55, bes. Anm. 2; Vita Germana erwähnt diese Frau nicht, auch Toeppen kennt sie nicht.

des Deutschen Ordens im Viehhofe des Domkapitels tätig war und dort auch wohnte[151]). Hier hatte Dorothea ein kleines Kämmerchen inne. Sie ging täglich schon frühmorgens zur Kirche, um dort gleich die h. Kommunion zu empfangen. Dann pflegte sie den ganzen Tag über, oft 10 Stunden und länger, in der Kirche zu bleiben, bis sie geschlossen wurde. Erst dann nahm sie abends etwas Speise und Trank zu sich, fast nur kleine Fische und ein Ei, etwas Milch. Während sie früher in Danzig und auch in ihrem Elternhause in recht guten Verhältnissen lebte, hatte sie jetzt ihr Ideal, in völliger Armut zu leben, erreicht und augenscheinlich alles, was sie besessen hatte, fortgegeben.

Fast täglich legte Dorothea dem Domdechanten Beichte ab und begann dabei auch immer mehr, ihm über ihre Offenbarungen und Gnadenerweisungen Mitteilungen zu machen. Sie meinte bald alles erzählt zu haben; jedoch je mehr sie berichtete, desto häufiger und tiefer wurden ihre Offenbarungen. Johannes Marienwerder, der mit immer größerem Eifer und Bewunderung der Beichte der frommen Witwe und ihren Erzählungen zuhörte, glaubte, seinen Freund Johann Reymann, den trefflichsten Kanonisten ganz Preußens[152]), mit heranziehen zu müssen, da er ein solches Beichtkind noch nicht kennen gelernt hatte. Die beiden gelehrten Theologen, zu denen Dorothea großes Vertrauen faßte, und die anders als ihre Danziger Beichtiger ihren Schilderungen weitgehendes Verständnis entgegenbrachten, waren sich darüber klar, daß sie es hier mit einer ausnahmsweise begnadeten Persönlichkeit zu tun hätten, die schon auf viele Leute läuternd und bessernd eingewirkt hatte. Deshalb entschloß sich Johannes Marienwerder um Mitte des Jahres 1392, die Aufzeichnung von Dorotheas Offenbarungen vorzunehmen[153]). Da Dorothea wünschte, daß vor ihrem Tode niemandem etwas von ihren Offenbarungen und ihrem frommen Leben bekannt werden sollte, so machte sich der Domdechant, um von den Umstehenden beim Schreiben nicht beobachtet zu werden, unter seinem Chorhemde auf einem Wachstäfelchen Notizen, die er dann abends zu Papier brachte. Später las er dann das Geschriebene der frommen Frau vor, wobei sie gelegentlich noch Änderungen anbrachte[154]). Wenn Johannes Marienwerder verhindert war, trat gelegentlich auch Johann Reymann an seine Stelle und machte für ihn diese Aufzeichnungen[155]). Dorothea selbst fühlte sich, obgleich sie eigentlich

[151]) Script. rer. Prus. II, p. 271, Anm. 1.
[152]) Über ihn: Script. rer. Prus. II, p. 271, Anm. 2; Hipler a. a. O. p. 58.
[153]) Vita Latina I, 7.
[154]) Vita Latina I, 5—7; Vita Germana: Vorrede.
[155]) Hipler a. a. O. p. 59.

stets bei Christus zu sein wünschte, durch die Vorwürfe ihres Gewissens veranlaßt, immer wieder mit ihren Erzählungen fortzufahren[156]). Besonders spornte sie dabei der Eifer an, den ihre gelehrten Freunde bei der Aufzeichnung ihrer Offenbarungen bewiesen.

Dorotheas Visionen, die Johannes Marienwerder in überaus ausführlichen Darlegungen zusammengetragen hat, schildern die Seligkeit des Gläubigen, der sich mit seinem Heilande vereinigt fühlt; sie spricht von der himmlischen Hochzeit[157]), von den Sendungen des heiligen Geistes[158]), den Geheimnissen und Stufen der göttlichen Liebe[159]) und der großen Freude, die sie beim Genuß des Altarsakraments empfinde[160]). Oft erzählt sie auch von zukünftigen Dingen, sagt ihren eigenen Tod und verschiedene andere Ereignisse voraus[161]), schildert die Wonnen des Himmels, die Pein des Fegfeuers und die schrecklichen Qualen der Hölle. All diese Erzählungen, die lebendig und klar sind, geben doch, so betont Dorothea ausdrücklich, nur einen Schein des großen Gutes, das Gott ihr offenbart habe[162]).

Dorothea entschloß sich jetzt, ganz in Marienwerder zu bleiben, und bat, um ihren inneren Frieden zu finden, ihren Beichtvater, sie ganz in seinen Gehorsam aufzunehmen (10. Juli 1392)[163]). Sie trug ihren Wunsch, eingeschlossen zu werden, nochmals vor, fügte jedoch gleich hinzu, daß sie sich ganz seinem Willen unterwerfen wolle. Auch jetzt hielten die gelehrten Marienwerder Theologen noch eine längere Prüfungszeit für notwendig, um klar zu erkennen, ob Dorothea für ein rechtes Klausnerleben geeignet wäre, zumal da ja in Preußen bisher Derartiges noch ungewöhnlich und unerhört war[164]). Aber die fromme Frau hatte ja selbst in ihren Visionen die strengsten Anforderungen für angehende Klausnerinnen gestellt und darauf hingewiesen, wie gefährlich dieses Leben für diejenigen wäre, deren Herz noch am irdischen Leben hinge[165]). Endlich entschloß sich Johannes Marienwerder, dem Bischof und dem Domkapitel ihren Wunsch vorzutragen und um die Erlaubnis zum Bau einer Klause bei der Domkirche zu bitten[166]).

---

156) Vita Latina I, 4; IV, 10.
157) Vita Germana III, 27, 31, 32; Vita Latina VI, 14, 18, 19.
158) Vita Germana IV, 2. Teil; Septililium venerabilis domine Dorothee (Stadtbibliothek Danzig: Ms Mar. F. 231) II, 1 ff.
159) Vita Germana IV, 1. Teil; Septil. I, 1 ff.
160) Vita Germana IV, 3. Teil; Septil. III, 2 ff.
161) Vita Germana III, 37; Vita Germana III, 11.
162) Vita Germana Praefat.
163) Vita Germana II, 28; Vita Latina III, 28.
164) Vita Germana III, 1; Vita Latina V, 1.
165) Vita Germana III, 3; Vita Latina V, 6.
166) Vita Germana III, 2; Vita Latina V, 5.

Dieser Bau wurde nun augenscheinlich nach den Regeln, die der Bischof Allred von Ravesby um 1165 über Größe und Einrichtung einer Klause aufgestellt hatte, vorgenommen[167]. Sie lag wohl „in einem der beiden Räume, in dem kleinen, die Treppen zum hohen Chor enthaltenden Ausbauten, in den durch Chor und Langhaus gebildeten Winkeln der Kathedrale"[168]; hier befindet sich noch heute eine kleine, als Sakristei benutzte Kammer in den vorgeschriebenen Dimensionen[167]. Von den drei Fenstern, die erwähnt werden, gestattete eins einen Blick ins Freie auf das Himmelsgewölbe, das Dorothea von jeher gerne betrachtete, das zweite, das nach Osten lag, war niedriger, mit Glas versehen und von außen mit einem Kreuzbilde geschmückt; es diente zur Entgegennahme der Nahrung; das dritte Fenster mündete in den Chor (nach Norden) und diente zur Erteilung der heiligen Kommunion. Durch dieses Fenster war die Klause mit der Krypta und so mit der ganzen Kirche in Verbindung gesetzt, so daß man von dort aus dem Gottesdienste folgen konnte[169].

Die feierliche Reclusion, bei der der Bischof selbst zugegen war, erfolgte am Tage der heiligen Elisabeth, am 2. November 1393[170]. Nach einer Predigt wurde Dorothea im langen Zuge durch die bewegte Menge von ihren beiden gelehrten Beichtigern zur Klause geleitet, die mit Steinen vermauert und für immer geschlossen wurde. Ihr Leben gestaltete sich jetzt äußerlich sehr einförmig, desto reicher waren aber ihre inneren Erlebnisse und Visionen. Wirklichen Schlaf kannte sie schon lange nicht mehr, auch hier in der Klause verfiel sie nur in eine Art geistiger Entrückung, aus der sie die notwendige Erholung schöpfte. Mit Weinen und Klagen über die Sünden der Welt, mit jubelnden Gebeten und Lobpreisungen Gottes brachte sie die Tage und Nächte hin. Auch leibliche Speisen brauchte sie fast gar nicht und empfand es als schwere Sünde, als sie einst ein Gericht Fische, das man ihr gereicht hatte, mit Lust angesehen hatte[171]. An Geschenken und Almosen wollte sie

---

[167]) Hipler a. a. O. p. 66.

[168]) Bergau, Schloß und Dom zu Marienwerder. Sonderdruck aus der „Zeitschrift für Preußische Geschichte und Landeskunde" (Berlin 1865) p. 10; „Die Dorotheen-Kapelle im Dom zu Marienwerder" in „Die Ostbahn", ein Unterhaltungs- und Intelligenz-Blatt, XIII. Jahrgang Nr. 41: Marienwerder, 6. April 1865; Mit dem Dorotheenstübchen, einem kleinen Turmzimmer, das als Wohnung der Dorothea galt, hat die Klause also nichts zu tun, wie Jahn, Chronik der Stadt Marienwerder in Westpreußen (1844) p. 94 behauptet; auch eine Kapelle ist Dorothea zu Ehren nie gebaut worden (Jahn a. a. O. p. 92); cf. a.: Lilienthal a. a. O. p. 79, h.

[169]) Vita Latina V, 8.

[170]) Vita Germana III, 4; Vita Latina V, 7.

[171]) Vita Germana II, 22; Vita Latina III, 19.

nichts annehmen, sogar einige Heiligenbildchen, die ihr Bischof Mönch schickte, wollte sie zurücksenden[172]).

So kam allmählich der Herbst und der Winter heran, aber Dorothea, die keinen Ofen in ihrer Klause hatte[173]), nahm keine warme Kleidung an, stand mit bloßen Füßen auf dem kalten Boden, ohne doch zu frieren. Der Winter wurde sehr kalt; dem Domdechanten fror die Tinte beim Schreiben in der kalten Krypta ein, und er selbst wußte sich vor Frost kaum zu helfen[174]). Die Priester ließen sich Kohlenbecken zum Altar bringen, um ihre erstarrten Hände zur Fortsetzung des heiligen Opfers zu erwärmen; aber Dorothea fühlte sich innerlich erwärmt und war oft von innerer Hitze in innigem Gebet wie in Schweiß gebadet.

Allen erschien dies wie ein Wunder, und viele kamen hierher, die fromme Klausnerin sich anzusehen. Mancher ging getröstet von dannen. Dorothea aber sah im Geiste die Schäden der traurig gespaltenen Kirche, die Sünden der ganzen Menschheit und betete für sie. Der Herr selbst, so sagte sie, befahl ihr, für Bonifacius IX. und seine Geistlichen zu beten[175]). Besonders groß war ihre Sorge für ihr Vaterland, das sie dem Herrn in unablässigem Gebet empfahl. Als der Hochmeister Konrad von Wallenrod, dessen Tod sie lange vorausgesagt hatte, am 25. Juli 1393 gestorben war, bezeichnete sie, als der Bischof sie um ihre Fürbitte bei Gott für die Wahl eines neuen Regenten gebeten hatte, Konrad v. Jungingen als den künftigen Hochmeister. Und wirklich wurde er auch zwei Monate darauf gewählt und war, wie Dorothea vorausgesagt hatte, ein Friedensfürst[176]). Auch für ihre Stadt Marienwerder, als deren Hüterin sie sich bezeichnete, betete sie oft[177]). Mit dem Domkapitel von Pomesanien und seinen gelehrten Theologen verband sie ein inniges Verhältnis. Sie war für diese, ihre lieben Söhne, wie sie sie nannte, innig besorgt und spendete ihnen auf ihre Bitte hin Rat und Hilfe[178]). Dem Magister Bertrand, der in den Orden und ins Capitel eintrat, sagte sie seine zukünftigen Schicksale voraus, die sich später auch ebenso erfüllten[179]).

---

172) Vita Germana III, 3; cf. Script. rer. Prus. p. 286, Anm. 1.

173) Vita Germana III, 13; Vita Latina V, 23; Jahn (a. a. O., p. 94) sieht hierin einen Betrug, da beim Abbrechen des mit der Kirchenwand verbunden gewesenen Teils des Schlosses sich gezeigt habe, daß Dorotheas Klause ein Rauchrohr und einen Herd hatte; er hat aber, wie schon oben (S. 94, Anm. 168) gezeigt wurde, Dorotheas Klause gar nicht richtig festgestellt.

174) Vita Germana III, 13; Vita Latina V, 23.

175) Vita Germana III, 14; Vita Latina V, 24.

176) Hipler a. a. O., p. 72.

177) Vita Germana III, 14; Vita Latina V, 24.

178) Vita Germana III, 7; Vita Latina V, 12.

179) Hipler a. a. O., p. 73.

Einem anderen Kanoniker, Konrad von Danzig, der mit ihr sprechen wollte, ließ sie sagen, er solle, bevor er zu ihr käme, erst seine Sünden durch Reue und Buße tilgen[180]). Auch ihre Beichtiger, die täglich bei ihr waren, machte sie auf die kleinsten Fehler aufmerksam und förderte sie wesentlich in ihrer Selbsterkenntnis; nie dürfte, so forderte sie, Johannes Marienwerder an ihre Klause herantreten, wenn irgend eine Sünde sein Gewissen beschwere[181]).

Immer größer wurde ihre Begierde, das heilige Altarssakrament zu empfangen. Während ihr in Danzig von Nikolaus von Hohenstein seit 1380 die wöchentliche Kommunion gestattet war und der Dombechant ihr in den ersten Jahren zwei- bis dreimal wöchentlich das Abendmahl gereicht hatte, erhielt sie, seit sie eingeschlossen war, täglich, anfangs während des Hochamts, dann aber während der Frühmesse, den Leib ihres geliebten Herrn[182]). Schon vor Mitternacht drückte sie durch heftiges Weinen ihr Verlangen nach Vereinigung mit Christus aus; deshalb entschloß sich ihr Beichtiger seit dem Dorotheentage 1394 ihr die heilige Kommunion schon während des Matutinums, also gleich nach Mitternacht, zu reichen. Er richtete daher, um nicht Aufsehen zu erregen, einen an der Südseite der Krypta befindlichen Kleinodienschrank als Sakramentshäuschen ein[183]).

So hatte Johannes Marienwerder zwanzig Wochen lang der Klausnerin das Sakrament gespendet und am Tage ihre Offenbarungen aufgezeichnet. Da schien es ihm in einer Nacht, als ob ihre Klagen nach dem Sakrament noch heftiger geworden wären als früher. Sie versuchte, was sie sonst noch nie getan hatte, ihren Kopf durch das Fenstergitter zu beugen und womöglich noch früher Absolution und h. Kommunion zu erhalten[184]). Als am Nachmittage der frommen Frau Speise geschickt wurde, bat sie den Dombechanten noch einmal zu sich und sprach mit ihm von der Freude der Heiligen, den Wonnen im Himmel und ihrem Verlangen nach dem ewigen Leben. Sie bat nochmals inständig um das Sakrament, was Johannes Marienwerder ihr aber glaubte ausschlagen zu müssen, da sie an diesem Morgen bereits das Abendmahl erhalten hatte. Als

---

180) Vita Latina IV, 17.

181) Vita Germana III, 37; Vita Latina III, 25.

182) Vita Germana III, 17; Vita Latina V, 38.

183) Vita Germana III, 17; Vita Latina V, 38. Diesen Schrein glaubt Hipler (a. a. O., p. 76, Anm. 4) noch im Chor der Domkirche gefunden zu haben. Es ist sicher derselbe Reliquienschrein, den Diehl (Marienwerder, Beschreibung und Geschichte seiner mittelalterlichen Kunstdenkmäler und Geschichte der Stadt, Marienwerder 1908, p. 14/15) ausführlich beschreibt.

184) Vita Germana III, 40; 41; Vita Latina VII, 26; 27.

er mit dem Versprechen, gleich nach dem Te Deum laudamus um Mitternacht wieder zu kommen, von ihr ging, blickte sie ihm wehmütig nach, als wollte sie sagen: „Wüßtest Du, was ich weiß, Du bliebest länger bei mir". Als er dann nach Mitternacht zu ihrer Klause kam, fand er alles still und glaubte, sie wäre in tiefer Extase, während sie sonst vor Empfang der Kommunion laut zu beten pflegte. Sie war, wie er sich bald überzeugte, tot und lag mit den Füßen gegen Sonnenuntergang gewendet, als wenn sie schliefe, „züchtiglich zugedeckt" da, offenbar zum Tode so bereitet. Allen Anzeichen nach war sie bereits am Abend des 25. Juni 1394 gestorben[185]).

Ihre Leiche wurde aus der Klause herausgeholt und vorm Hochaltar aufgebahrt. Schon gleich als sich das Gerücht von ihrem Tode in der Stadt verbreitete, strömte das Volk massenweise in den Dom und verharrte dort Tag und Nacht, so daß sogar der Bischof, der eine genaue Leichenschau vornehmen wollte, davon absehen mußte. Am 28. Juni 1394 wurde sie im Beisein des Bischofs unter ungeheurem Zudrang von Menschen allerlei Standes und beiderlei Geschlechts in der Krypta der Bischöfe mit großen Ehren beigesetzt[186]). Johannes Marienwerder predigte während des feierlichen Hochamts von ihrem strengen Leben, das sie voller Tugend geführt hatte, und das vordem allen, die gegenwärtig waren, unbekannt gewesen, besonders von ihren Wunden, Disziplinen, Kasteiungen, ihren Offenbarungen, ihres Herzens Umwandlung und viel andern großen Gnaden und Wohltaten, die ihr der Herr verliehen hatte. Diese Predigt und die Erzählungen von ihrem Leben machten großen Eindruck auf alle Zuhörer. Viele wandten sich mit dem Gebet um Fürbitte an Dorothea, viele außerordentliche Heilungen gefährlicher Krankheiten, Erhörungen in den verschiedensten Anliegen und Nöten wurden täglich berichtet, besonders von Leuten, die an ihrem Grabe gebetet hatten. Die Reliquien ihres Lagers, ihrer Kleidung, ihrer Klause, wurden verehrt[187]).

Der Zudrang zu dem Grabe wurde immer stärker, so daß der Bischof schon 18 Wochen nach ihrem Tode es mit Steinen ausmauern ließ. Deshalb wurde die Leiche vorübergehend ausgegraben, und Johannes Marienwerder sah jetzt mit anderen Zeugen die sechs großen, tiefen Wunden am Leibe der Klausnerin[188]). Dann wurde die Leiche zum zweiten Male beigesetzt und das gemauerte Grab mit einem eisernen Gitter versehen[189]).

---

[185]) Vita Germana III, 42; Vita Latina VII, 28.
[186]) Vita Germana III, 43; Vita Latina VII, 29.
[187]) Vita Germana III, 44; Vita Latina VII, 30; 31.
[188]) Hipler a. a. O., p. 83, Anm. 3.
[189]) Script. rer. Prus., p. 330, Anm. 2.

VI. Dorotheas Nachleben.

Als immer mehr Gebetserhörungen und Wunder, die an Dorotheas Grabe geschehen sein sollten, erzählt wurden, beauftragte Bischof Johannes und sein Kapitel noch im Jahre 1394 einige vereidigte Notare, die Wunder, die unter Anrufung Dorotheas geschehen waren, aufzuzeichnen und die Personen, die sie erzählten, zu vernehmen. So entstanden allmählich in Marienwerder eine Anzahl libri miraculorum, die in der Domkirche aufbewahrt wurden, jetzt aber verloren sind[190]).

Der Ruf ihrer Heiligkeit verbreitete sich immer weiter, und von überallher kamen Wallfahrer nach Marienwerder, die an ihrem Grabe beten wollten. Schon ein Jahr nach ihrem Tode wurde ihre Kanonisation beantragt[191]). Auf Veranlassung von Johannes Marienwerder stellten die Bischöfe Heinrich III. von Ermland, Johann von Pomesanien, und Heinrich von Samland, die Domkapitel der vier pomesanischen Bistümer, die Äbte Nikolaus von Oliva und Johann von Pelplin, der Hochmeister Conrad von Jungingen bei Papst Bonifatius IX. diesen Antrag. Durch Bulle vom 18. III. 1404 ordnete der Papst eine Zeugenvernehmung in Marienwerder über Dorotheas Leben, Verdienste und Wundertaten an. Es wurden in mehreren Sitzungen 260 Zeugen verhört, die sich bereit erklärt hatten, über Dorothea Aussagen zu machen. 1406 wurden die Akten, denen noch Johannes Marienwerder und Johannes Reymann je eine besondere Schrift „de vita et sanctitate Dorothee" beilegten, geschlossen, obgleich sich immer noch mehr Zeugen zur Vernehmung meldeten. Abschriften wurden nach Rom gesandt, wo jedoch die Sache liegen blieb. Erst 1486, als die Akten in Rom verloren waren, forderte Papst Innocenz VIII. eine Abschrift ein. Jetzt wurde in Rom auch der letzte Bericht, der bei Kanonisationsverhandlungen üblich ist, beigefügt[192]). Dann aber kamen die Schriftstücke in Rom fort, so daß schließlich Dorotheas Heiligsprechung nicht erfolgt ist.

Von den Akten des Kanonisationsprozesses befinden sich beglaubigte Abschriften in der Königsberger Bibliothek. Sie enthalten auf 360 sehr eng beschriebenen Seiten Darstellungen von Wundern und Heilungen, die unter Anrufung von Dorothea erfolgten. Besonders wichtig sind die Aussagen der verschiedenen Beichtiger Dorotheas, der Domherren von Marienwerder, der Bischöfe, der Hochmeister u. a.

Größere Bedeutung als diese Urkunden gewannen die Schriften des Domherrn Johannes Marienwerder, Dorotheas

---

190) Vita Latina VII, 30; Hipler a. a .O., p. 84, Anm. 4.
191) Script. rer. Prus. II, p. 180 ff.
192) Lilienthal a. a. O., p. 146 b.

Beichtvaters[193]). Außer in der oft erwähnten deutschen Lebensbeschreibung der Dorothea handelte er in drei lateinischen Schriften, die als ein zusammenhängendes Ganzes zu betrachten sind[194]), von den Visionen und Wundern der Klausnerin. Alle späteren Darstellungen gehen auf Marienwerders Schriften, besonders seine „Des leben der zeligen frawen Dorothee" zurück. Neben den unbedeutenden, phantastischen Erzählungen Simon Grunaus[195]) gaben einige Theologen der Gegenreformation ausführlichere Schilderungen vom Leben der heiligen Dorothea[196]), die ihre Heiligkeit beweisen und ihren Kult wieder neu aufleben lassen wollten. Von größerer Bedeutung sind erst die Schriften von Lilienthal und Hipler[197]).

Das Domkapitel von Marienwerder bemühte sich auf andere Weise, Dorothea nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. Schon 1396 wurden mit Hilfe einiger frommer Stifter zwei Vikarien bei der Kathedrale fundiert, deren Inhaber täglich an dem Altare der Krypta neben dem Grabe der Dorothea eine feierliche Frühmesse halten sollten, zunächst zu Ehren aller Heiligen, nach Beendigung des Canonisationsprozesses zu Ehren der heiligen Klausnerin[198]). In Danzig bildete sich noch am Ende des 14. Jahrhunderts eine Dorotheenbrüderschaft, die schon 1401 erwähnt wird. Sie trat als dritte Priesterbrüderschaft neben die große Priesterbrüderschaft zu St. Marien und die St. Katharinenbrüderschaft der Priester und besaß einen eigenen Altar in der Marienkirche, sah sich auch bald im Besitz von Geldmitteln und konnte sich schon 1406 eine eigene Kapelle erwerben. Doch scheint die Brüderschaft bald verfallen und eingegangen zu sein, da sie nach 1412 nicht mehr erwähnt wird[199]).

Immer mehr häuften sich die Erzählungen von den Wundern, die an Dorotheas Grabe geschahen. In den Akten des Kanonisationsprozesses, die 1405, also elf Jahre nach Dorotheas Tode, abgeschlossen wurden, werden schon 342 Wundertaten be-

---

193) Über seine Schriften handelt ausführlich Hipler a. a. O., p. 91—104.

194) Script. rer. Prus. II, p. 185 (Toeppen).

195) Grunau Tract. IX, cap. 2; vgl. Script. rer. Prus. II, p. 191.

196) Script. rer. Prus. II, p. 191 ff: Icones et miracula sanctorum Poloniae auctore Martino Baronio Polano. Die polnischen Schriften des Jesuitenpaters Friedrich Szembeck; Die deutsche Übersetzung seiner Vita von Thaddaeus Kober; Andreas Adrian von Linda gab die Bearbeitung von Dorotheas Leben von Nikolaus Kraus heraus; s.: Script. rer. Prus. II, p. 191—195.

197) S. oben.

198) Hipler a. a. O., p. 88, Anm. 2.

199) Simson a. a. O. I, p. 119 f.

richtet[200]), darunter viele Heilungen[201]), sogar Auferweckungen von Toten[202]). Ihr Grab bildete bald das Ziel zahlreicher Wallfahrer, besonders an ihrem Todestage[203]). Sogar Heiden pilgerten dorthin, so die Gemahlin des Fürsten Witold von Litauen und ihr Bruder Sigismund[204]). Zwar trat später dieser Kult zurück, als die Heiligsprechung nicht erfolgte; doch wurzelte der Glaube an Dorotheas Wunderkraft noch tief im Volke, so daß noch im 18. Jahrhundert gelegentlich Bauern aus katholischen Gegenden die Kathedrale in Marienwerder aufsuchten und an ihrem Grabe beten wollten[205]). Doch war ihr Grab im 16. Jahrhundert schon nicht mehr zu finden, obgleich noch 1544 ein eisernes Gitter, das das Grab umschloß, erwähnt wird[206]); es war augenscheinlich in der Reformationszeit zerstört worden.

Verschiedentlich wurden Reliquien der Dorothea, nicht nur in den ersten Jahrzehnten nach ihrem Tode, sondern auch in späteren Jahrhunderten gezeigt und verehrt[207]). In verschiedenen Kirchen wurden Bilder von ihr aufgestellt. Das bekannteste, das sich in der Culmer Kirche befindet[208]), zeigt Dorothea, wie sie in der rechten Hand das Buch ihrer Offenbarungen, in einen Beutel gebunden, in der linken einen Rosenkranz hält. Fünf Pfeile deuten die Wunden an, mit denen Christus sie verletzte. Auch in der Kirche in Frauenburg gab es früher ein Bild Dorotheas, das Adrian von Lida 1699 geweiht hatte[209]). Außerdem befinden sich noch Bilder von Dorothea in der Thorner Johanniskirche (dort steht Dorothea neben der heiligen Rosalie und der heiligen Jutta), in den Kirchen zu Culmsee, in Biesterwald, in Montau[210]), in Marienwerder[211]).

Diese Bilder entstanden in der Zeit der Gegenreformation, der auch die Anweisungen, wie Dorothea zu verehren

---

[200]) Lilienthal a. a. O., p. 97 f.

[201]) Lilienthal a. a. O., p. 98—101; 103—106.

[202]) Lilienthal a. a. O., p. 101—103.

[203]) Lilienthal a. a. O., p. 124 (b.).

[204]) Lilienthal a. a. O., p. 125 (c—e.).

[205]) Lilienthal a. a. O., p. 126 f.

[206]) Lilienthal a. a. O., p. 89—90.

[207]) Jahn a. a. O., p. 93; 94; Diehl a. a. O., p. 15.

[208]) Lilienthal a. a. O., p. 3. Neu abgedruckt ist dieses Bild in: Rühle, Dorothea von Montau, die Heilige des Preußenlandes. Heimatblätter des Deutschen Heimatbundes Danzig, Jahrg. 1924, Heft 3; Danzig 1924.

[209]) Lilienthal a. a. O., p. 149; 156.

[210]) Hipler a. a. O., p. 88, Anm. 3; Script. rer. Prus. II, p. 298, Anm. 1.

[211]) Die Dorotheenkapelle im Dom zu Marienwerder: Die Ostbahn, Marienwerder, 6. April 1865 (Nr. 41, XIII. Jahrgang).

wäre, angehören. Verschiedene Gebete, in denen ihre Fürbitte angerufen wird, Gedichte und Hymnen wurden damals gesungen[212]). Heute scheint Dorotheas Verehrung, da sie ja nicht zu den Heiligen der Kirche gehört, nur noch im Stillen im Volke fortzuleben und keine bedeutende Rolle mehr zu spielen. Von großer Bedeutung dürfte dabei wohl sein, daß die Stadt, in der sie ihr Leben beschloß, die Kirche, in der sie als Klausnerin starb, heute nicht mehr an ihre Wunder glauben, sondern einer anderen Konfession angehören.

Die evangelische Kirche Ostpreußens im 18. Jahrhundert.

Von Lic. Paul Konschel.

Die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ist Königsbergs große Zeit. Die besten Jünglinge der deutschen Nation saßen zu Kants Füßen, und neben Kant finden wir Hamann, Herder, Hippel und Scheffner. Alle waren in ihrer Art führende Persönlichkeiten. Dazu legte die erste Hälfte des Jahrhunderts den Grund. In ihm wurden diese Persönlichkeiten herangebildet; an dieser Heranbildung hatte aber die Kirche kräftig mitgewirkt. So einflußlos und ermattet sie am Ausgange des Jahrhunderts war, so kraftvoll war sie am Anfang des Jahrhunderts.

Als das achtzehnte Jahrhundert heraufstieg, herrschte in der gesamten evangelischen Kirche die Orthodoxie. In Ostpreußen war ihr der Sieg nicht leicht geworden. Sie hatte einen harten Kampf gegen den Synkretismus bestehen müssen. Das Recht dieses Kampfes wurde durch den Übertritt mehrerer Geistlichen, unter ihnen eines Hofpredigers, zur katholischen Kirche ausdrücklich bestätigt. Die Universität war der Ketzerei verdächtigt und wollte nun durch doppelte Strenge ihren Ruf wiederherstellen. Die Lutheraner Ostpreußens fühlten sich (ob mit Recht oder Unrecht stehe dahin) durch den Großen Kurfürsten in ihren verbrieften Rechten bedroht. Es ist nicht leicht, heute unbefangen und unparteiisch die Orthodoxie von damals zu beurteilen. Man hüte sich ja, sie zu schwarz zu malen. Es waren meist gründlich gelehrte Männer von großem, sittlichem Ernst, die ihr ganzes Leben für ihre Überzeugung einsetzten. Viele von ihnen haben lieber ihr Amt aufgegeben und sind in die

[212]) Lilienthal a. a. O., p. 149—156.

Fremde gezogen, als daß sie nur ein Tüttelchen davon preisgaben. In Pestzeiten sind sie todesmutige Seelsorger gewesen. Ihr Grundfehler war ihre völlig rationalistische Einstellung. Sie übernahmen einen fertigen Bestand von Glaubenslehren, die nun zu schematisieren und detaillieren ihre Aufgabe war. Noch heute bewundern wir ihre großartigen scholastischen Systeme. Hinter der systematischen Theologie, die in Thetik und Polemik bestand, traten die andern Disziplinen, besonders die Exegese, ungebührlich zurück. In der Predigt[1]) wirkte diese theologische Erziehung stark nach. Sie waren recht fleißig ausgearbeitet, aber lediglich für den gebildeten Zuhörer berechnet, auch dann, wenn diese gar nicht oder in sehr geringer Zahl vorhanden waren. Volkstümlich war auch nicht der Teil der Predigt, der „Anwendung" genannt wurde. Der gebildete Teil der Laien hatte auf den lateinischen Schulen einen stark theologisch gehaltenen Religionsunterricht erhalten und war auch stark dogmatisch interessiert. Er konnte sich an diesen Predigten mehr ergötzen als erbauen. Ein Lebenszeugnis war auch für sie diese Predigtart nicht. Für die Menge predigte man wie in einer unverständlichen Sprache. Der Kirchenbesuch mußte durch polizeiliche Strafen erzwungen werden und blieb völlig ein opus ope vatumi. An einem Jugendunterricht fehlte es auf dem Lande fast ganz. Nur in den Kirchorten gab es Schulen, die noch dazu wenig und unregelmäßig besucht wurden, manches Mal sogar nur auf dem Papier standen. Im besten Falle wurde der Katechismus äußerlich eingebläut. Die Privatbeichte hätte segensreich wirken können, war aber völlig schematisch erstarrt. Das Ergebnis war bei der großen Menge völlige Unwissenheit und krasser Aberglaube.

Der Betrieb der Dogmatik erforderte einen philosophischen Unterbau und eine völlige Beherrschung der Dialektik. Alle Theologen mußten darum durch ein gründliches philosophisches Vorstudium hindurchgehen. Damit nun nicht auf diesem Wege irgendwelche Ketzereien hineindrangen, mußten sie „sana in philosophia principia" haben. Als unverbrüchliche Autorität galt in der Philosophie Aristoteles. Luther hatte ihm energisch die Tür gewiesen, Melanchthon aber zur Hintertüre wieder eingeschmuggelt. Der dogmatische Betrieb war ohne eine Philosophie unmöglich und eine andere gab es nicht. Dieser war auch für die anderen Wissenschaften, Naturwissenschaft, Astronomie usw., unverbrüchliche Regel. Das ganze Leben und Glauben war so in spanische Stiefel eingeschnürt. Eine Abweichung von der Orthodoxie machte auch bürgerlich unmöglich.

---

[1]) Vergl. Meine Schrift: Zur Geschichte der Predigt des Pietismus Kgb. 1917, I.

Dieser Zustand rief natürlich eine Reaktion hervor. Der Freiheitsdrang des Menschen empörte sich gegen eine solche Unmündigkeit. Das war der Ausgangspunkt der Aufklärung. Gleichzeitig protestierte das unterdrückte Gefühlsleben gegen die Erstarrung. Das war der Ausgangspunkt des Pietismus. Beide Bewegungen werden in ihren Anfängen ziemlich gleichzeitig gewesen sein, aber die Aufklärung setzte vorsichtiger, zaghafter und allmählicher ein, als der Pietismus, dem es an vielen Stellen gelang, den Schutz und die Förderung der Regierungen sich zu erwerben. Auch in Ostpreußen machte sich der Pietismus einige Zeit früher bemerkbar, als die Aufklärung[2]). Gerade in Ostpreußen gab es zahlreiche spiritualistische Elemente, die Schriften Spenomers fanden Eingang und Anklang, zu einer Gemeindebildung auf pietistischer Grundlage kam es aber erst nach der Gründung des Friedrichskollegiums durch den pietistischen Holzkämmerer Gehr. Doch auch ihm wäre sie nicht gelungen ohne die bedeutende begeisterte kraftvolle Tätigkeit des Theologen Heinrich Lysius. Schritt für Schritt mußte er gegen die Orthodoxie seine Stellung erkämpfen, zuerst für die Schule, dann für seine Kapelle und Predigttätigkeit. Er trat mit dem Feuergeist des Reformators auf. Der zweiunddreißigjährige Mann fand hier die erste Gelegenheit zur Tätigkeit. Schonungslos geißelte er die erstarrten kirchlichen Zustände und sammelte eine Gemeinde um sich. Er verband mit seinem Feuereifer eine außerordentliche Geschäftsgewandheit. So wußte er sich den Schutz des Hofes zu erlangen und zu erhalten. Sicher halfen die Hallenser Pietisten tüchtig dabei mit, besonders als Friedrich Wilhelm I. zur Regierung gekommen war. Auch wurde Lysius außerordentlicher, später ordentlicher Professor der Theologie und suchte die Grundsätze des Pietismus auf dem Gebiet der Vorbildung der Geistlichen zur Durchführung zu bringen. 1721 wurde durch den König die Einführung „der halleschen Lehrart" auf der Universität angeordnet, die armen orthodoxen Professoren mußten sich nolens volens damit abfinden. Gewissensbedenken, Überzeugungen, verbriefte Rechte galten nichts vor dem König. Auch auf kirchlichem Gebiet regneten eine Menge von Verfügungen herab. Der König war entsetzt über die Unwissenheit, die er in Ostpreußen bei seinen Reisen gefunden hatte und kannte nur ein Gegenmittel dagegen, die Katechesation der Geistlichen. Die Begründung der Schulen war ihm Herzens- und Gewissenssache, aber der Weg dazu war weit und schwierig. Nur der Geistliche konnte und sollte sofort einige Abhilfe schaffen. Die Katechesationen

---

[2]) W. Borrmann, Das Eindringen des Pietismus in die ostpr. Landeskirche. Kbg. 1913.

wurden immer wieder dringend angeordnet. Die Geistlichen setzten einen passiven Widerstand entgegen. Mehr fruchteten die Mahnungen zu praktischer Predigt. 1719 wurde die Konfirmation angeordnet. Indessen trat bei Lysius eine starke Verkirchlichung ein, die ihn seines wilden Ungetüms, aber auch seiner Durchschlagskraft beraubte. Überhaupt versagte er frühe, wohl durch Überarbeitung und Krankheit, besonders bei der Begründung von Landschulen. Auch körperliche Leiden lähmten ihn frühe. Immerhin hatte er viel erreicht, der Pietismus hatte eine achtunggebietende Stellung sich erobert.

Inzwischen hatte aber auch die Aufklärung ihren Einzug gehalten. Sie begann nicht auf theologischem oder philosophischem Gebiet. Im Gegenteil, alle Dogmen wurden energisch verteidigt. Das erste Gebiet, das sich von der Autorität des Aristoteles emanzipierte, war das Gebiet der Astronomie. Koppernikus und Aristoteles ließen sich schwer harmonisieren. Schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts erklärt ein Königsberger Professor ihm geradezu den Krieg auf diesem Gebiet. Die Erfahrung sprengte das Dogma. Das zweite Gebiet, was sich der theologischen Bevormundung entwand, war das Naturrecht. Es wurden um die Wende des Jahrhunderts in den Vorlesungen, vielfach Schriften von Hugo Grotius und Pufendorf zugrunde gelegt. Später kamen auch die Gedanken von Thomasius in Königsberg zur Geltung. Gerade diejenigen Gelehrten, welche für später auf eine leitende Stellung rechneten, unternahmen gelehrte Reisen durch ganz Deutschland, öfter auch über die deutschen Grenzen hinaus und brachten die neuen Gedanken und Schriften nach der Heimat. Seit 1719 ist in dieser alten konservativen Aufklärung die Philosophie Christian Wolffs ausschlaggebend. Auch Wolff bestreitet kein Dogma, im Gegenteil, er will alle beweisen. Er tut ihnen damit aber gerade ärgere Gewalt an, als wenn er sie alle verworfen hätte. Er ist völlig rationalistisch eingestellt. Seine mathematische Methode will alles definieren und beweisen. Aus dem tiefsinnigen System des Leibnitz ist alles tiefsinnige herausgebrochen, was geblieben ist, war von außerordentlicher Seichtheit, aber gerade dadurch wurde seine Philosophie Zeitphilosophie, wie es keine andere gewesen ist. Eine Zeitlang ging Aufklärung und Pietismus in Halle wie in Königsberg Hand in Hand. Die Orthodoxie war der gemeinsame Gegner, die Gefährlichkeit der Aufklärung trat erst allmählich für den Pietismus zutage. Bezeichnenderweise war die Stellung zu den anderen Religionen der Ausgangspunkt des Konflikts, Wolff rühmte die Religion der Chinesen, in der der Pietismus nichts als blindes Heidentum sah. Es war nicht unrecht, wenn man die Aufklärung naturalistisch nennt. Der Unterschied von Natur und Gnade, der bei Spenomer eine solche Rolle spielt,

war für ihn nicht vorhanden. Die „natürliche" Religion, war dem Pietismus ein Greuel. Auch in Königsberg hatten sich manche Beziehungen zwischen Aufklärern und Pietisten angesponnen, nachdem aber der Konflikt in Halle ausgebrochen und mit der Vertreibung Wolffs ein solch gewaltsames Ende gefunden hatte, kam es auch in Königsberg zum Bruch. Die ganze Wut der Pietisten richtete sich gegen den außerordentlichen Professor der Physik, Christian Gabriel Fischer[3]). Er war eifriger Wolffianer und hatte in seinen Vorlesungen die Pietisten „durchgezogen", bei seiner Verspottung benutzte er übrigens schon die laterna magica. Der König hatte eine Ahnung davon, daß die Universität nicht in Flor stand, und die Professoren, denen er nie traute, mußten Verzeichnisse ihrer Vorlesungen einreichen mit eigenhändigen Unterschriften der Hörer. Bei dieser Gelegenheit reichte Fischer ein längeres Skriptum ein, in dem er die Pietisten scharf angriff und für den schlechten Zustand der Universität verantwortlich machte. Der Pietismus war aber durch die „Ansetzung" der beiden Professoren Abraham Wolff und Rogall aufs neue gestärkt worden. Rogall schreibt nach Halle, Francke schreibt an den König und Fischer wird genau in derselben Weise wie Wolff vertrieben, bei Strafe des Stranges. Trotz aller Bittgesuche, trotz der Befürwortung dieser Gesuche durch Cocceji wird die Strafe aufrechterhalten. Erst 1732 erhält er die Erlaubnis zur Rückkehr, von der er indes erst später Gebrauch macht, da er mit einem Danziger Kaufmann eine Reise machte und keine allzu große Sehnsucht nach seiner Häuslichkeit hatte. Das Verbot der Wolffischen Philosophie wird strenge auch in K. durchgeführt. Die Machtstellung des Pietismus wird durch die Kabinettsorder befestigt, daß kein Bewerber in einem Schul- oder Pfarramt ohne ein testimonium von Rogall und Wolff angestellt werden dürfe. Damit war die ganze Fakultät den Pietisten ausgeliefert. Die Kollegs ihrer Gegner verödeten. Auch durch gute Heiraten suchten die Pietisten ihre Jünger an sich zu fesseln. Nicht mit Unrecht spricht man jetzt von „Brotpietisten". Die Aufklärung war völlig ohnmächtig. Ein Spinozist, der in einer Zivilsache einen Eid schwören soll, muß erst vor dem Konsistorium einen völligen Widerruf leisten, bevor er zum Eid zugelassen wird.

Eine wesentliche Änderung der ganzen Sachlage tritt ein, als Franz Albert Schultz nach Königsberg kommt. Schon Rogall und Wolff standen der Philosophie nicht so ablehnend gegenüber wie Lysius. Rogall hatte in Halle bei Wolff studiert, aber sich von Wolff zu Francke bekehrt. Schultz, der Pfarrer

---

3) Altpr. Monatsschrift, Bd. 53, S. 416 f.

an der Altstädtischen Kirche, Professor der Theologie und Konsistorialrat wurde, hatte auch bei beiden studiert und in einem Vorgefecht zwischen beiden den Vermittler gemacht. Er war und blieb, beides, echter Wolffianer und echter Pietist. Die beiden Geistströmungen waren in ihm vereinigt, ohne daß eine davon verschlungen wurde. Daß ein pietistischer Theologe Theologie nach der „mathematischen Methode" dozierte, erregte nicht nur in Ostpreußen, sondern in der ganzen gelehrten Welt außerordentliches Aufsehen. Dabei war seine Dogmatik ganz orthodox, auch ganz nach dem orthodoxen Schema geordnet. Von den pietistischen Sonderlehren war wenig darin zu finden, jedenfalls nichts Beanstandbares. Schultz war ein machtvoller Willensmensch und ein kluger, wenn auch nicht tiefer Kopf, großartig als Organisator und Verwaltungsbeamter und dazu von einer zähen Energie. Er wurde Vertrauensmann des Königs in allen Schul- und Kirchensachen. Er versucht eine Reform des ganzen Universitätsbetriebs, findet im Senat geschlossenen Widerstand. In der theologischen Fakultät konnte er auf eine Mehrheit rechnen, weil neben ihm der Sohn von Lysius und der Schwiegersohn Christoph Langhansen (Wolff war gestorben und Rogall starb bald) gegen den orthodoxen Quandt und einen andern Orthodoxen die Mehrheit hatten. Aber es stellte sich eine eigenartige Schichtung, die auch in Halle und anderswo sich bemerkbar machte, im Pietismus heraus. Die ältere Generation leistete Schultz keine Heeresfolge, vielleicht waren sie durch die Ernennung Schultz für die zweite Stelle stark verschnupft. Überhaupt wurde ihm die Stellung durch allerlei Gewaltmaßregeln, die der König zu seinen Gunsten beliebte, sehr erschwert. Auch trugen die Pietisten der zweiten Generation eine starke Abschwächung der pietistischen Geistesart an sich. Doch Schultz wußte sich zu helfen. Es wurden einfach zwei neue Professuren eingerichtet und mit seinen Anhängern besetzt. Dasselbe geschah bei Vakanzen. Er hatte in der Fakultät sich ein Werkzeug geschaffen, das nie versagte. Es waren meist stille, friedliche, gelehrte Theologen, die aber von Schultz völlig abhängig waren. Nachdem die Fakultät ganz unter seinen Einfluß gebracht worden war, wurden ihre Befugnisse erweitert, und sie zur Art Nebenregierung auf dem Gebiet des Kirchen- und Schulwesens ausgestaltet. Die Fakultät hatte die jungen, von der Schule abgehenden Theologen zuerst in allen Fächern, z. B. auch in Geographie zu prüfen. Sie konnte, wenn sie bei der Prüfung Mängel herausfand, darüber berichten, war also eine Aufsichtsinstanz für die höheren Schulen. Die Studenten der Theologie mußten sich zu Anfang des Semesters bei ihr melden und sich die Studien „ordnen" lassen. Insonderheit konnte sie bestim-

men, welche Vorlesungen und welche Dozenten in der philosophischen Fakultät gehört werden sollten. Dadurch konnte sie ihren Gegnern den Brotkorb recht hoch hängen. Sie hatte das Recht, jeden Studenten zu zitieren, wann sie es für nötig hielt. Das wichtigste Recht aber war die Ausstellung der Zeugnisse, die zur Stellenbewerbung notwendig waren, das jetzt der ganzen Fakultät übertragen wurde. Der König wollte es Schultz allein übertragen, dieser bat, es der Fakultät zu übertragen. Die Akten ergeben, daß davon kein ungerechter Gebrauch gemacht worden ist; aber die Macht war riesengroß. Das Konsistorium war damals eine überwiegende richterliche Behörde. Die Etatsminister, zum Teil Gegner der Pietisten, zum Teil auch Freunde, waren dem König gegenüber völlig einflußlos. In allen Kommissionen, die gebildet wurden, hatten die Pietisten die Mehrheit. Der König aber hatte in Schultz den Mann gefunden, den er brauchen konnte. Das Hauptanliegen des Königs war die Begründung von Landschulen, besonders in Litauen. Er hatte dies mit Pietisten und Orthodoxen bisher erfolglos versucht. Schultz war der erste, der durch seine Energie wirkliche große Erfolge erzielte.

Von des Königs Gunst getragen, hatte er nun das ganze kirchliche Leben reformiert. Er war eben so aufklärerisch eingestellt, wie der König, nur das Praktische, Nützliche hatte für sie einen Wert. Alles Liturgische war dem reformierten König unsympathisch. Die Kirchenmusik, die allerdings ungebührlich sich ausgebreitet hatte, die große Zahl der gesungenen Lieder, die brennenden Altarkerzen, die altertümlichen Amtstrachten fielen dieser Reform zum Opfer. Die frei werdende Zeit sollte durch Katechisationen ausgefüllt werden. Dabei ging er nach seiner gewohnten Art weit über das Ziel hinaus, um bei dem passiven Widerstand, den er voraussah, wenigstens etwas zu erreichen. Die Seele des Widerstandes war der Generalsuperintendent Johann Jakob Quandt[4]). Er hat schon in seiner Predigt etwas Liturgisches. Er war ganz auf Würde und Feierlichkeit eingestellt. Er hatte einen guten Anhang bei den Orthodoxen, stand aber auch mit den Aufklärern in freundlicher Verbindung. Gestützt auf diese Stellung, wagte er einige bescheidene Einwendungen, wurde aber als der „Feind alles Guten" vom König niedergedonnert. Jede Predigt sollte außer den sonstigen Katechisationen katechetisch wiederholt werden. Das war für Quandt unmöglich, weil zur Schloßkirche nicht wie zu den andern Kirchen, eine eigene Schule gehörte. Mit Absetzung bedroht, gründet er, zum Teil aus eigenen Mitteln, eine Schule. Kaum war sie aber gegründet, so wurde sie ihm

---

[4]) A. Nietzki, D. Johann Jakob Quandt. Kgb. 1905.

abgenommen und unter die Aufsicht seines Gegners gestellt. Allerdings waren auch die pietistischen Schulen, besonders die Armenschulen, den anderen erheblich überlegen. Quandt wurde auch auf dem Universitätsgebiet vom König brutal zurückgesetzt und zog sich von den Fakultätsgeschäften fast völlig zurück, weil er gegenüber der pietistischen Mehrheit machtlos war; hielt auch keine Vorlesungen mehr. Einen Aufenthalt in Berlin benutzte er zur ernsten Vorstellung beim König und den Ministern. Er wurde zwar ehrenvoll behandelt, aber schließlich blieb doch alles beim alten. Er sollte mit Schultz gemeinsam die kirchlichen Dinge leiten. In Wirklichkeit blieb ihm nur das Recht, die von den Pietisten ausgebildeten, geprüften, empfohlenen Kandidaten zu ordinieren.

Ein anderes Gebiet, auf dem der Kampf zwischen Orthodoxie und Pietismus ausgefochten wurde, war das Gesangbuch. Die alten orthodoxen Gesangbücher hatten sich zwar den neuen Liedern nicht ganz verschlossen, schleppten aber doch viel alten Ballast mit und waren dadurch kostspielig und unhandlich geworden. 1723 hatte der milde, auch als Förderer der lokalen Kirchengeschichte bedeutsame Michael Lilienthal ein Gesangbuch herausgegeben, doch dies war wieder zu wenig inhaltreich und bürgerte sich nicht ein. 1730 gab der orthodoxe Diakonus Sahme ein Gesangbuch heraus, das aber auch ziemlich umfangreich war und zu viele Gedichte von dem Herausgeber selbst enthielt, von denen keins die Feuerprobe bestanden hat. Da gab 1731 Rogall ein Gesangbuch heraus, das wir mit den Worten „billig und schlecht" kennzeichnen können. Die meisten Lieder waren aus dem pietistischen Gesangbuch von Freylinghausen, das in Halle in erster Auflage 1704, in zweiter 1714 erschienen war. Außerdem waren auch die älteren Königsberger Gesangbücher berücksichtigt. Die Gestaltung des Textes war eine ganz willkürliche. Bald darauf gab auch Quandt sein Gesangbuch heraus. Sein Gesangbuch war ebenso gut, wie das Rogallsche schlecht. Der beste Beweis dafür ist, daß sich sein Gebrauch bis auf den heutigen Tag in einzelnen Gemeinden der Provinz erhalten hat. Es wäre zu wünschen gewesen, daß bei Herstellung unseres Gesangbuches man reichlicher aus diesem Quell geschöpft hätte. Aber das Rogallsche Gesangbuch siegte, denn es kostete nur 8 Groschen. Nur mit Mühe wurde der Versuch, dieses Gesangbuch zum obligatorischen Gebrauch in allen Kirchen einzuführen, vereitelt. Auch sonst wetteiferten beide Richtungen in der Versorgung der Gemeinden. Quandt besorgte die Übersetzung der Bibel ins Litauische, Schultz ins Polnische. Quandt besorgte den Bibeldruck in deutscher Sprache. So war auch der belebende Einfluß des Pietismus auf die Orthodoxie nicht zu verkennen.

Doch die akademische Jugend schloß sich immer mehr an Schultz an, nicht nur weil er oder die von ihm beherrschte Fakultät alle Stipendien, Alumnat usw. zu vergeben hatte und für das weitere Fortkommen der Kandidaten und Geistlichen zu sorgen imstande war, sondern weil sie angezogen wurde von den Elementen des Fortschritts, die im Pietismus, und besonders in Schultz reich vorhanden waren. Die Orthodoxie wurde immer mehr zum absterbenden Ast. Vor allem aber war es die tief innerliche und doch so tatkräftige Persönlichkeit, welche die Jugend anzog. Viele von seinen Schülern, darunter auch Kant, sind ihm zeitlebens dankbar verbunden gewesen. Die Gedanken der Aufklärung drangen wohl durch ihn und neben ihm in die Kirche hinein, spielten aber zunächst keine Rolle, wenigstens nicht in der theologischen Fakultät und in der Kirche.

Die ganze Situation wurde völlig durch den Tod des König Friedrich Wilhelms I. und den Regierungsantritt Friedrichs II. verändert. Man wußte auch in Königsberg ganz genau von ihm, daß er ein entschiedener Feind der Pietisten war. Als der junge König nach Königsberg zur Huldigung kam, wurde er von Quandt feierlich begrüßt und gewann von seiner Beredsamkeit einen günstigen Eindruck. Auf dem Huldigungslandtag reichte der Senat der Universität seine gravamina gegen Schultz und die Pietisten ein. Alle Senatsmitglieder, bis auf drei, unterschrieben die Eingabe. Was man Schultz schuld gab, war ja durch die Willenserklärung des vorigen Königs gedeckt. Daß einem seiner Kollegen der Vorwurf gemacht wurde, daß er, wie er selbst eingestanden hatte, in seiner Jugend ein Bündnis mit dem Teufel abgeschlossen hatte, machte auf den König keinen Eindruck. Die erwartete und beantragte Entfernung aller Pietisten aus ihren Ämtern erfolgte nicht. Angesichts der klaren, geschickten und einwandfreien Verteidigung scheute der König vor einer solchen Gewaltmaßregel zurück. Auch hatte er von Schultzens Verdiensten um die Schule Kenntnis genommen. 1751 vereinigte man die beiden Konsistorien und benutzte die Gelegenheit, Schultz auszuschalten. Da aber das Konsistorium ziemlich einflußlos war und das neue noch mehr als die alten, so wurde dadurch die Stellung der Pietisten nicht wesentlich erschüttert.

Schultz behielt bis zu seinem Tode seine ausschlaggebende Stellung. Im Gegenteil, sie erstarkte innerlich, durch seinen eigenen Wert, nach Fortfall der königlichen Protektion. Als Graf Zinzendorf im Jahre 1743 nach Königsberg kam und von der Fakultät eine Prüfung und Bestätigung seiner Rechtgläubigkeit erbat, war es gerade Schultz, der ihm entschieden entgegen trat. Es waren in der Tat zwei völlig verschiedene

Ausprägungen des Pietismus in den beiden Männern. Der Gegensatz zwischen Pietismus und Orthodoxie wurde dadurch gemildert, daß der Pietismus sich zur Rechtgläubigkeit bekannte und in ruhige Bahnen einlenkte. Die Gemeinsamkeit der Interessen gegen die drohende Aufklärung tat das ihre. Als der endlich heimgekehrte Dr. G. Fischer mit einem merkwürdigen spinozistischen Buch „Vernünftige Gedanken" 1743 hervortrat, sind beide Parteien in der Abwehr einig.

Es liegt in der Natur jeder pietistischen oder methodistischen Richtung, daß mit der Zeit eine starke Abschwächung ihrer religiösen Lebendigkeit eintritt. Jedenfalls ist diese Abschwächung immer bei der zweiten Generation bemerkbar. Dazu kam das unmerkbare Eindringen der Aufklärungsgedanken, die noch dazu von dem König begünstigt wurden. Es war dies meist der Rationalismus in der Form und Ausprägung, wie sie Wolff gegeben hatte. Aber auch der empiristische Zweig der Aufklärung, wie wir ihn von Locke und Hume vertreten finden, kam von England herüber. Der erste Vertreter dieser Richtung war Martin Kuntzen, der gemeinsame Lehrer Kants und Hamanns[5]). Die Theologie und die Kirche wurden zunächst nur indirekt davon ergriffen. Denn durch die Bekanntschaft mit den englischen Freidenkern wurde eine Apologetik hervorgerufen, deren berühmtester Vertreter der jüngere Lilienthal ist. Er ist noch entschiedener Pietist, aber von einer Weichherzigkeit und Milde, wie sie sonst dem Pietismus fremd sind. Herder hat diesem seinen Lehrer zeitlebens ein dankbares Gedächtnis bewahrt. Sein riesenhaftes Hauptwerk „Die gute Sache der Offenbarung" wurde in mehrere Sprachen übersetzt. Mit ihm, dem Theologen, wetteiferte als Apologet Martin Kuntzen mit seinem „Philosophischer Beweis". Es darf nicht vergessen werden, daß Kant die ersten Jahre seiner Lehrtätigkeit wesentlich im Sinne Christian Wolfs dozierte. Er förderte dadurch erheblich die Aufklärung. Fast sämtliche Theologen waren seine Zuhörer und haben von ihm denken gelernt. Besonders beliebt waren seine Vorlesungen über Anthropologie. Die kritische Philosophie wurde nur von wenigen gewürdigt und blieb wirkungslos. Selbst ein Borowski hat sie nie begriffen.

Allmählich drang die mathematische Methode, das Definieren und Deduzieren in die Predigt hinein. Neben Kant steht Hamann. Er war milde pietistisch erzogen, gerät in Riga durch Bekanntschaft mit einer Patrizierfamilie in das Welt- und Aufklärungsleben der Zeit hinein. In London erlebte er eine Bekehrung, behält aber als Erbe der Aufklärung die Welt-

---

[5]) B. Erdmann, Martin Kuntzen und seine Zeit. Lpz. 1876. Meine Schrift, der junge Hamann. S. 23 ff.

offenheit für sein Leben zurück. Er ist der Irrationalismus in Reinkultur. In einer Auseinandersetzung mit dem jungen, noch im Fahrwasser der rationalistischen Aufklärung schwimmenden Kant, den „sokratischen Denkwürdigkeiten" 1759, legt er den Grund zu einer neuen Lebensauffassung. In seinem Vaterland Ostpreußen hat der Prophet sich nie zur Geltung gebracht. Seine Bedeutung liegt darin, daß er mit den Waffen, die ihm der empiristische Zweig der Aufklärung bietet, den rationalistischen überwindet. Das Beste seiner Ideen ging durch Vermittlung Herders hinaus in die Welt. Gewissermaßen sind die sokratischen Denkwürdigkeiten das Präludium zu Schleiermachers Reden über die Religion. Hippel geht vom entschiedenen Pietismus aus, erlebt aber frühe in Petersburg, als er mit der großen Welt in Berührung kommt, eine manu missio, eine Entkehrung. Ehrgeiz und Sinnlichkeit beherrschen ihn nun, aber er hat dabei kein gutes Gewissen. Der Pietismus ist nicht innerlich überwunden. Er gerät in eine Art Doppelleben hinein, das den Stempel der Unwahrhaftigkeit an sich trägt, vor der die Freunde nach seinem Tode, als sein Leben offenbar wird, sich entsetzen. Scheffner, seine Nebensonne, ist in seiner Jugend nicht oder weniger stark vom Pietismus erfaßt. Er gerät ganz in das Treiben der rationalistischen Aufklärung hinein. Im späten Alter wird er an der Allmacht der Aufklärung irre und erkennt die Notwendigkeit des Irrationalen in der Religion an.

Friedrich der Große wollte Königsberg mit der Aufklärung beglücken. Zu diesem Zweck brachte er einen jungen Theologen Johann August Starck[6]) mit ungewöhnlicher Schnelligkeit in die einflußreichsten Stellungen. Er wurde rasch hintereinander Professor, Hofprediger, Oberhofprediger und Generalsuperintendent. Dabei war er in Paris zur katholischen Kirche übergetreten, und wie es scheint, nie förmlich zurückgetreten. In der Loge suchte er für seine katholisierenden Ideen Propaganda zu machen, doch fand er nur bei Hippel und Scheffner damit Anklang. Als Aufklärer zeigte er sich durch eine Disputation und durch ein Buch „Hephästion". Er suchte, religionsgeschichtliche Parallele und Verwandtschaften zwischen dem Christentum und den heidnischen Religionen zu ermitteln. Dabei kam aber nach echter Aufklärerweise die Einzigartigkeit des Christentums zu kurz. Ihm trat Hamann entgegen. Zwei Gegenschriften treten gegen den Hephästion in die Schranken. Auch das Publikum, wie uns berichtet wird, sogar die Marktweiber nehmen gegen ihn Stellung. Das Konsistorium, das auch sonst allerlei Konflikte mit Starck hatte, brachte gegen ihn eine An-

[6]) Vergl. meine Schrift Hamanns Gegner, der Kryptokatholik D. Joh. Aug. Starck. Kgb. 1922.

klage ein. Da wurde Starck der Boden in Königsberg zu heiß, und er ging nach Mitau.

Etwa um das Jahr 1780 zeigen sich bestimmte Spuren von dem Rationalismus im engeren Sinne des Wortes, den man damals Neologie nannte, in Königsberg. Die Gedanken von Semler, Bahrdt und anderen kamen verspätet nach Königsberg herüber. Einen Rationalismus in Reinkultur finden wir nicht. Die alten Dogmen werden nicht geleugnet oder bestritten, sondern nur zurückgestellt. Das Religiöse wird durch das Moralische verdrängt, das Natürliche mit dem Christlichen vermischt. Eine platte Nützlichkeitslehre tritt hervor. Christus wird mehr als Lehrer und Vorbild gewürdigt als Erlöser. Ausschreitungen, wie dem Rationalismus in der Predigt herkömmlich vorgeworfen werden, sind in Ostpreußen absolut nicht nachweisbar. Man muß sich überhaupt hüten, solche Kuriosa zu verallgemeinern. Prinzipiell sind diese Theologen Supranaturalisten, ihr wissenschaftliches Interesse ist gering. Die Fakultät hat keine irgendwie bedeutende Persönlichkeit aufzuweisen, ein Typus dieser Richtung ist der sehr beliebte Modeprediger dieser Zeit, der Hospitalpfarrer Fischer aus Kants Freundeskreis. Borowski ist konservativer, aber doch von der Aufklärung, besonders in jungen Jahren, stark beeinflußt. Bei ihm ist eine gewisse Nüchternheit durch einen großen sittlichen Ernst und ein heiliges Pathos veredelt.

Das neue rationalistische Gesangbuch, das die alten Glaubenslieder entweder ganz fortließ oder zu Karikaturen veränderte, und in allen preußischen Staaten, so auch in Ostpreußen zwangsweise eingeführt wurde, fand auch in Ostpreußen wenig Anklang. Die ganze Richtung war eben erst im Beginn, sich zu entwickeln, als Friedrich der Große starb. Die Woellnerschen Religionsedikte haben ihr bald das Ende bereitet. Sie wurden zwar allgemein mit Unwillen begrüßt, aber die, auch in Königsberg errichtete, Examinationskommission fand keine Arbeit. In der philosophischen Fakultät wurde Kant zur Rechenschaft für seine Ketzerei gezogen. Die Gegensätze haben sich in Königsberg leichter und früher ausgeglichen, als anderswo. Wir sehen bei allen Persönlichkeiten dieser Zeit eine Mischung der verschiedenen Geistesrichtungen, Orthodoxie, Pietismus und Aufklärung. Auch als der Tod Friedrich Wilhelm II. dem Rationalismus wieder freie Bahn schaffte, machte er erst allmählich davon Gebrauch. Als das Jahrhundert Kants zu Ende ging, schien die Kirche auf den Tiefpunkt der Ohnmacht angelangt. Allein es schien nur so. In Wahrheit war das Neue nur noch nicht geboren. Daß der Bau des 18. Jahrhunderts kein schlechter gewesen ist, bezeugt die Feuerprobe der Freiheitskriege.

Plan einer wissenschaftlichen Sammlung aller Flurnamen Ost- und Westpreußens.

Von Senator Dr. H. Strunk in Danzig.

Auf Beschluß der Historischen Kommission vom 10. Mai 1925 berichte ich hiermit über einen ihr von mir vorgelegten Plan einer Sammlung der Flurnamen Ost- und Westpreußens, wobei ich als bekannt voraussetze, welche Bedeutung eine solche Sammlung für die Siedlungs-, Wirtschafts-, Rechts-, Kultur- und Sprachgeschichte hat und was für einen nationalpolitischen Wert sie haben kann.

Es kann sich bei einer Sammlung für ganz Ost- und Westpreußen nur um eine streng methodisch angelegte, Vollständigkeit erstrebende Sammlung handeln, da sonst der Ertrag nicht die aufgewandte Mühe lohnt. Für den aufzustellenden Sammlungsplan bieten die von dem Flurnamenausschuß des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine aufgestellten Ratschläge eine gute Grundlage.

Im Gebiete unserer Historischen Kommission sind bereits drei methodisch angelegte Flurnamensammlungen begonnen. Der Deutsche Heimatbund Danzig veranstaltete mit Unterstützung der Freien Stadt Danzig eine Sammlung aller Flurnamen des jetzigen Danziger Staatsgebiets, nach einem von mir aufgestellten Fragebogen. In bisher 3½ Jahren ist der dritte Teil der Sammlung fertig geworden. Für die Koschneiderei (bei Konitz) hat der Koschneider-Forscher Studienrat Dr. Rink in Danzig eine vollständige Sammlung der Flurnamen dieser eigenartigen Landschaft beendet. Die Arbeit wird voraussichtlich im nächsten Jahre in den Quellen und Darstellungen des Westpreußischen Geschichtsvereins erscheinen. Eine andere methodisch angelegte Sammlung erstreckt sich auf die Kaschubei. Auf Anregung von Conwentz hat der früher bestehende Verein für kassubische Volkskunde einen Ausschuß für Flurnamensammlung unter der Leitung von Dr. Lorentz in Zoppot und Pfarrer Kopaczewski in Gorrenschin gebildet, der zwei Sammelbogen für jede Feldmark herausgab. Die Sammlung ist durch den Krieg im Keim erstickt.

Sehr wertvolle Grundlagen für eine künftige große Flurnamensammlung bietet das preußische Wörterbuch von Professor Ziesemer in Königsberg. Er hat in seinen Anweisungen

zur Sammlung des Stoffes für ein preußisches Wörterbuch als erstes Stoffgebiet den Wohnort in seiner weitesten Bedeutung als Feld, Wiese, Wald, Wasser, Hügel, Tal, Flur, Straße usw. angegeben, und die genaue phonetische Aufzeichnung vorgeschrieben. Außerdem ist von Professor Ziesemer der Fragebogen Nr. VII mit den Fragen 9 und 10 nach Flurnamen versandt worden. Das Ergebnis seiner Sammlung besteht bisher in etwa 1500 Flurnamen in einer besonderen Flurnamensammlung und in mehreren tausend sonstigen Flurnamen, die in der allgemeinen Sammlung des preußischen Wörterbuches enthalten sind.

Als dritte Quelle sind die in Büchern und Zeitschriften veröffentlichten Flurnamenforschungen zu betrachten, die zwar in viel geringerem Umfange für Ost- und Westpreußen als für alle andern Landschaften des deutschen Volksgebietes angestellt sind, die aber doch einen wichtigen Anhalt gewähren. Ich nenne hier nur die Arbeiten von E. Gerullis, A. Semrau, J. Stuhrmann, R. Stein, Goerke, A. Poschmann, P. Karge, Rörich, Philipps, Bonk und aus älterer Zeit Bezzenberger, Gottschalk, Hennig, Nesselmann u. a.

Schließlich weise ich noch auf eine bisher wenig bekannte, aber sehr ausgiebige Quelle für die ostpreußische Flurnamensammlung hin, die bis vor kurzem im Besitze der Altertumsgesellschaft Prussia war und nunmehr dem preußischen Wörterbuch überwiesen worden ist. Es ist die Sammlung Stadie. Diese größte Sammlung, aus der Familienforschung erwachsen, ist in jahrzehntelanger sorgsamer Arbeit durch den General Stadie für das Samland und einen Teil Natangens zusammengestellt und dann auf ganz Ostpreußen ausgedehnt. Der Anfang war eine riesige, genaue Materialiensammlung, aus der dann ein alphabetisch geordnetes Flurnamenverzeichnis entstand. Dann hat Stadie auch die gedruckte Urkundenliteratur auf Namen durchgearbeitet. Das Material umfaßt 400 ganz eng beschriebene Folioseiten. Folgende Einzelsammlungen sind aus der Sammlung heraus entstanden:

1. „Entwurf der samländischen Flurnamen und ihre Bedeutung, ein Beitrag zur Kenntnis der altpreußischen Sprache“, 58 Seiten, alphabetisch geordnet, dann weitergeführt bis auf 146 Seiten, dabei immer Ableitung und Bedeutung behandelt. Dazu kommen dann noch Nachträge bis Seite 224.
2. „Der Sudausche Winkel a) Ortsnamen, b) Flurnamen mit Ableitung und Deutung“; 44 Seiten umfassend.
3. „Flurnamensammlung für ganz Ostpreußen“, geordnet nach Sachgruppen: a) Feld, Ort, Acker, 2559 Einzelnamen, b) Wiese 1483 Namen, c) Berg 1191 Namen, d) Tal,

Grund 152 Namen, e) Moor 725 Namen, f) Fluß 2811 Namen, g) See, Teich, 3978 Namen, h) Baum, Pflanzen 81 Namen, i) Wald, Gesträuch, Heide 1449 Namen, k) Stein 90 Namen, l) Brücke, Wehr, Dämme 450 Namen, m) Weg, Furt 86 Namen, n) Grenze 78 Namen.

Dazu gehört ein großes Heft in Folioformat mit Vorarbeiten.

Es ist erforderlich, daß endlich eine Stelle die Verantwortung für die Sammlung der preußischen Flurnamen übernimmt, damit sich Preußen dem übrigen Deutschland an die Seite stellen kann. Es gibt m. E. keine wissenschaftliche Organisation, die dafür mehr geeignet wäre, als die Historische Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung, wenn sie die Unterstützung der Universität, des Instituts für Heimatforschung und der gelehrten Gesellschaften Preußens genießt. Der Flurnamenausschuß des Gesamtvereins hat bereits seine Bereitwilligkeit zur Unterstützung erklärt, und die Mittelstelle für deutsche Volks- und Kulturbodenforschung wird ihre Hilfe nicht versagen. Die Historische Kommission hat die Dringlichkeit dieser Aufgabe anerkannt und einen Ausschuß eingesetzt, der ihr nach Prüfung aller einschlägigen Fragen bei der nächsten Jahrestagung Bericht erstatten soll, ob und wie die Historische Kommission eine solche preußische Flurnamensammlung übernehmen oder doch vorbereiten kann. Bevor ich als Vorsitzender des Ausschusses die wissenschaftliche und organisatorische Vorbereitung dieser voraussichtlich Jahrzehnte beanspruchenden Arbeit in Angriff nehme, muß festgestellt werden, ob die einzelnen Geschichts- und Altertumsvereine oder etwa vorhandene volkskundliche Organisationen die Notwendigkeit der Sammlung anerkennen und sich bereit erklären, die Arbeit als die ihrige zu betrachten. Denn eine Flurnamensammlung für ein so großes Gebiet kann nur durch die tätige Mitwirkung aller Berufenen bewältigt werden. Da der Wert einer solchen Sammlung von den verschiedensten Gesichtspunkten aus gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann, bitte ich hierdurch die der Historischen Kommission angeschlossenen gelehrten Gesellschaften, die Angelegenheit eingehend zu beraten, mit den Orts- und Kreisvereinen ihres Betreuungsgebiets Fühlung zu nehmen und mir von dem Ergebnis Nachricht zu geben. Ein Stück der vom Deutschen Flurnamenausschuß aufgestellten „Ratschläge für das Sammeln von Flurnamen" wird jedem Verein zugehen.

Die Erforschung der ost- und westpreußischen Stadtpläne.

Von Erich Keyser-Danzig.

Erst vor wenigen Jahrzehnten ist die Bedeutung der Stadtpläne als Geschichtsquelle in vollem Umfange erkannt und ihre planmäßige Sammlung und Erforschung nachdrücklich gefordert und begonnen worden. Denn erst nachdem Friz in einer kurzen, aber inhaltreichen Abhandlung[1]) auf die Eigenart der ostdeutschen Stadtgrundrisse aufmerksam gemacht und ihre Ableitung von westdeutschen oder römisch-italienischen Vorbildern versucht hatte, unternahmen Geographen und Historiker die Sichtung der vorliegenden Pläne und die Aufstellung bestimmter Grundformen der ost- und westdeutschen Stadtanlagen. Doch schon bald drang die Einsicht durch, daß nur die Zusammenarbeit einer größeren Anzahl von Forschern diesen Aufgaben gerecht werden konnte. Waren doch die Stadtpläne zunächst allenthalben in Archiven, Büchereien und vielfach auch noch in den Kanzleien der Verwaltungsbehörden zerstreut, so daß es erst weitgehender Aufklärungsarbeit und beharrlichen Sammlerfleißes bedurfte, um diese umfangreiche Quellengruppe, deren Wichtigkeit von allen Seiten immer mehr zugestanden wurde, der Bearbeitung zugänglich zu machen. Auf der Hauptversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Lübeck 1908 wiesen deshalb Meier-Braunschweig und Warschauer-Posen auf die Bedeutung des Stadtplanes als Geschichtsquelle hin und stellten Richtlinien für ihre Bearbeitung auf[2]). Auch wurde für die Sammlung und Durchforschung der Stadtpläne in den einzelnen deutschen Landschaften ein Arbeitsausschuß eingesetzt, der auf der nächstjährigen Tagung über seine Tätigkeit berichtete[3]).

Seitdem haben sich Geographen und Historiker in gemeinsamer Arbeit der Stadtplanforschung gewidmet, indem die einen mehr der Entstehung und Entwicklung der Stadtgrundrisse nachgingen, während die anderen eine systematische Gliederung ihrer Typen erstrebten. Das neue Werk von Geisler

---

[1]) Friz, Deutsche Stadtanlagen. Programm Straßburg 1894.

[2]) Korrespondenzblatt des Gesamtvereins 57. Jahrgang 1909, Sp. 105 ff.

[3]) Korrespondenzblatt 58. Jahrgang 1910, Sp. 140 ff.

über die deutsche Stadt hat die bisherige geographische Forschung zusammengefaßt und ihrer Fortführung weitere Bahnen gewiesen[4]). Weniger erfolgreich war dagegen zunächst die historische Bearbeitung, eine Erscheinung, deren Ursache in der weit größeren Schwierigkeit der Quellensammlung zur Entwicklungsgeschichte der Stadtgrundrisse zu suchen ist. Denn während der Geograph sich notfalls mit einem modernen, wenn nur genauen Stadtplan begnügen kann, bedarf der Historiker der Kenntnis aller über eine Stadtanlage vorhandenen Pläne, sowie der sonstigen urkundlichen und aktenmäßigen Zeugnisse über den Fortgang ihrer Siedlungsgeschichte. Die vollzählige Sammlung aller Stadtpläne eines bestimmten Bezirkes oder auch nur einer einzelnen Stadt ist somit die unumgängliche Voraussetzung jeder siedlungsgeschichtlichen Untersuchung.

Aus diesem Grunde ist die Stadtplanforschung und damit die städtische Siedlungsgeschichte auch in Ost- und Westpreußen bisher in den Anfängen stecken geblieben. Zwar hat schon im Jahre 1895 Bonk mit der Erklärung der ost -und westpreußischen Stadtgrundrisse sich beschäftigt und mehrere von ihnen in Nachzeichnungen wiedergegeben[5]). Auch haben die Bau- und Kunstdenkmäler der beiden Provinzen, besonders in ihren neueren Bänden, Grundrisse der jeweils behandelten Städte enthalten. Nicht anders hat Steinbrecht in seinen Werken über die Ordensburgen mehrfach um die Wiederherstellung der ursprünglichen Stadtgrundrisse sich bemüht. Aber alle diese Ansätze blieben vereinzelt und konnten zu keinem befriedigenden Ergebnisse gebracht werden, weil dem einzelnen Forscher immer nur wenige Pläne zur Verfügung standen und überdies alle Vergleichsmöglichkeiten mit der Entwicklung der anderen Ordensstädte fehlten.

Um die gesamte Erforschung der Siedlungsgeschichte der Ordensstädte auf neue Grundlagen zu stellen, gilt es deshalb, zunächst alle, gleichviel an welchen Orten, noch vorhandenen Stadtpläne aller Städte Ost- und Westpreußens von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart festzustellen und sachgemäß zu verzeichnen. Diese Bestandsaufnahme hat sich auf Grundrisse der ganzen Stadt ebenso zu erstrecken, wie auf die einzelner Stadtteile. Auch darf die kartographische Wiedergabe von Gebäuden, Stadtansichten und Prospekten nirgends übergangen werden. Nicht minder ist dem häufigen Irrtum entgegenzutreten, daß die neueren und neuesten Stadtpläne keinen wissenschaftlichen Wert besitzen. Denn bei dem Mangel an älteren Plänen sind

---

4) Vgl. Altpreußische Forschungen 1925, Heft I, Seite 132 ff.

5) Bonk, Die Städte und Burgen in Altpreußen in ihrer Beziehung zur Bodengestaltung. Königsberg 1895.

Karten aus dem 19. Jahrhundrt oft die einzigen vorhandenen Stadtaufnahmen. Auch haben zumeist nur die neuesten Planzeichnungen einen solchen Maßstab, daß sie den Umfang und die Einteilung der Stadtteile, der Häuserblöcke, Gehöfte und Gebäude genau erkennen lassen.

In dem Verzeichnis sind vor allem anzugeben: 1. der Titel der Karte; 2. der Zeichner oder Nachzeichner; 3. der Maßstab; 4. Format und Größe der Karte; 5. der Kartenstoff (Pergament, Papier, Metall u. a.); 6. Ort der Aufbewahrung der Karte und Archiv- bzw. Registraturbezeichnung; 7. Beschreibung des Karteninhalts (Aufzählung der auf der Karte wiedergegebenen Stadtteile und der wichtigsten Gebäude); 8. Hinweise auf Vervielfältigungen, Nachzeichnungen und Drucke der Karte mit genauen bücherkundlichen Angaben; 9. Hinweise auf eine schon erfolgte wissenschaftliche Bearbeitung der Karte und ihre Wiedergabe oder Behandlung in Büchern, Zeitschriften, Zeitungen usw.

Eine weitere Aufgabe der Stadtplanforschung ist die Sammlung aller Stadtpläne, soweit sie von den einzelnen Stadtverwaltungen für ihren täglichen Dienst nicht mehr gebraucht werden — das dürfte im wesentlichen für alle Pläne aus der Zeit vor 1900 zutreffen — in den dazu amtlich verordneten Sammelstellen, den Staats- und Stadtarchiven, den öffentlichen Büchereien und Museen. Wie die Städte in dem Bereich der früheren Provinz Westpreußen ihre älteren Akten- und Kartenbestände schon seit Jahren in dem Staatsarchiv zu Danzig unter Wahrung ihres Eigentumsrechts niedergelegt haben, muß das gleiche, soweit es noch nicht geschehen ist, auch von allen ostpreußischen Städten in dem Staatsarchiv zu Königsberg erfolgen. Es sei denn, daß einzelne Städte, wie Elbing, eigene Stadtarchive unterhalten. Darüber hinaus gilt es, alle die Stadtpläne, die sich im Besitze von Kirchen, wissenschaftlichen Gesellschaften, Vereinigungen und einzelnen Personen befinden, zu erfassen und auch ihre Aufbewahrung an öffentlicher Stelle zu erwirken. Alle Besitzer von Stadtplänen werden von einer solchen Niederlegung ihrer Bestände in den Staats- und Stadtarchiven die größten Vorteile haben, da dort ihre Sammlungen am besten aufbewahrt und vor Vernichtung durch Feuer oder Wasser und vor Diebstahl und Beschädigung geschützt werden. Wieviele wertvolle geschichtliche Quellen, die auch für die moderne Verwaltung noch von größter Bedeutung wären, sind nicht bei dem Russeneinfall zerstört worden! Dazu kommt, daß zur Auswertung alter Karten eine besondere Schulung notwendig ist. Der Katasterbeamte oder Architekt ist in den meisten Fällen gar nicht in der Lage, die Aufschriften älterer Karten zu entziffern, ihre mannigfaltigen veralteten

Maßstäbe umzurechnen und die vielen anderen Fragen zu beantworten, die sich bei der Erklärung einer Karte ergeben.

Alle diese bisher genannten Arbeiten werden von den zuständigen behördlichen Stellen und wissenschaftlichen Anstalten durchzuführen sein. Die örtlichen Geschichtsvereine der einzelnen Städte, Kreise und Landschaften werden mit Rat und Tat dabei gut mithelfen können. Ihre planmäßige Leitung kann jedoch nur eine gelehrte Körperschaft übernehmen, deren Tätigkeitsbereich sich über das gesamte ehemalige Ordensland erstreckt und deren Mitarbeiter die notwendige Eignung für solche Aufgaben mitbringen. In klarer Erkenntnis der Bedeutung, welche die Stadtplanforschung für die Geschichte Ost- und Westpreußens besitzt, und eingedenk der hohen Verpflichtungen, die ihr als der wissenschaftlichen Sammel- und Mittelstelle für alle Arbeiten auf dem Gebiete der altpreußischen Geschichte zufallen, hat sich deshalb die Historische Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung in ihrer letzten Hauptversammlung zu Braunsberg am 10. Mai 1925 entschlossen, die Erforschung der ost- und westpreußischen Stadtpläne in obigem Sinne in die Wege zu leiten. In Zusammenarbeit mit allen Stellen, die Stadtpläne besitzen und sammeln, wird die Historische Kommission ein Gesamtverzeichnis der noch vorhandenen Grundrisse und Ansichten aller ost- und westpreußischen Städte herstellen. Sie erstrebt außerdem, um eine Grundlage für die Bearbeitung der älteren Pläne zu schaffen, die Sammlung je eines modernen Stadtplanes in möglichst großem Maßstabe von jeder Stadt. Die Stadtbauämter werden durch Nachzeichnungen oder Lichtpausen ihrer letzten Stadtaufnahme diesem Wunsche unschwer nachkommen können.

Erst wenn in dieser Weise alle Stadtpläne verzeichnet und gesammelt sind, wird ihre wissenschaftliche Bearbeitung beginnen können; sie wird der Ortsgeschichte und der Landesgeschichte gleich wertvolle Aufschlüsse gewähren; läßt doch der Stadtplan als der Niederschlag der räumlichen Entwicklung der Stadt die wichtigsten Stufen ihrer wirtschaftlichen und politischen Geschichte deutlich erkennen. Die Form des Stadtgrundrisses lehrt die Absichten ihrer Begründer verstehen und weist auf die militärische und wirtschaftliche Bedeutung hin, die dem Platze einst zugesprochen wurde. Die Aufteilung und Größe der Grundstücke im Stadtbezirk zeigt Unterschiede der rechtlichen und wirtschaftlichen Stellung der Bürgerschaft. Die auf dem Stadtplan und in anderen Quellen vermerkten Straßennamen spiegeln die kulturelle Entwicklung anschaulich wieder. Das Alter mancher Gebäude, wie der Kirchen und Rathäuser, wird vielfach, wenn andere Quellen fehlen, nur aus ihrer Lage im Stadtplan ermittelt werden können. Ferner werden die Grund-

säke und Fortschritte mittelalterlicher und neuerer Stadtbaukunst durch ihn in gleicher Weise erhellt. So bietet die Stadtplanforschung dem Geographen und dem Kunstgeschichtler, dem Rechtsgelehrten und dem Stadtbautechniker, schließlich dem Landmesser und Kartographen eine solche Fülle von Anregungen, daß von der Durchführung der geschilderten Arbeiten ein neuer Aufschwung der altpreußischen Landeskunde zu erwarten ist, die in Vergleich mit der wissenschaftlichen Bearbeitung anderer deutscher Landschaften noch immer arg darniederliegt. Denn überall, wo die Stadtpläne bereits in Verbindung mit den übrigen einschlägigen historischen Quellen durchforscht sind, hat sich eine reiche Ausbeute für die Geschichte der betreffenden Stadt ergeben[6]). Als die untrüglichste Quelle ihrer Geschichte wird der Stadtplan letzthin auch das anschaulichste Zeugnis für die deutsche Vergangenheit der ost- und westpreußischen Städte darbieten und damit zum Rüstzeuge in dem Kampfe um ihre Unabhängigkeit und ihr angestammtes Deutschtum werden.

---

[6]) Von neueren Arbeiten seien hier nur genannt: A. Semrau, Der Markt der Altstadt Elbing im 14. Jahrhundert (Mitt. Coppern.-Verein 30. Jahrgang 1922, Seite 1 ff.); W. Behring, Zur Geschichte der Befestigung Elbings in der polnischen Zeit (Elbinger Jahrb. Heft 2, 1922, Seite 117 ff.); E. Keyser, Die Stadt Danzig (Historische Stadtbilder Nr. 6, Stuttgart 1925).



Altpreußische Bibliographie

für das Jahr 1924 nebst Nachträgen für 1923.
Teil II.

Von Dr. Ernst Wermke.

V. Einzelne Kreise, Städte und Ortschaften.

700. Das Blutbad der Russen in **Abschwangen.** Der Bericht e. Augenzeugen über d. 29. August 1914. (in: Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 383.)
Allenstein vgl. Nr. 81. 140. 499. 541. 696. 698.
Angerburg vgl. Nr. 356. 627.
701. Braun: Die Schlacht bei **Barten.** (Evang. Hauskalender f. d. Ostmark. 1925. S. 61—65.)
Bartenstein vgl. Nr. 283.
Berent vgl. Nr. 232.
702. Bestehen, Das 600jährige, des Dorfes **Birkau.** (in: Elbinger Ztg. 1924. Nr. 178.)
Böttchersdorf vgl. Nr. 1330.
703. Gerhardt, Th.: Geschichte der Mühle in **Bogen.** (in: Unsere ermländ. Heimat. 1924. Nr. 10.)
Borkendorf vgl. Nr. 191.
Brandenburg vgl. Nr. 79.
Brasdorf vgl. Nr. 488.
704. Lühr, [Georg]: Das päpstliche Alumnat in **Braunsberg.** (in: Unsere ermländ. Heimat. 1924. Nr. 6. 8.)
705. Lutterberg, A.: Die Vereinigung der beiden Städte Alt- und Neustadt Braunsberg. (in: Unsere ermländ. Heimat. 1924. Nr. 8.)
706. Röhrich: Besaß Altstadt Braunsberg das Recht, ohne Genehmigung des Landesherrn neue Gewerke zu errichten? (in: Unsere ermländ. Heimat. 1924. Nr. 3.)
707. Röhrich: Ein Briefwechsel des Preuß. Generalfeldmarschalls von Roeder mit dem Rat der Altstadt Braunsberg aus d. November 1739. (in: Unsere ermländ. Heimat. 1924. Nr. 5.)
708. Röhrich: Das Einkommen des Ratsschreibers der Altstadt Braunsberg ums Jahr 1755. (in: Unsere ermländ. Heimat. 1924. Nr. 6.)
709. Röhrich: Der Einzug des Fürstbischofs Adam Stanislaus Grabowski in Braunsberg am 7. Oktober 1742. (in: Ermländ. Ztg. 1924. Nr. 49. Beilage.)

710. Röhrich: Alexius Fehrländer, Hochfürstl. Hofrat zu Niedermünster in Regensburg, verwendet sich für seinen Vater, den seines Amtes enthobenen Küster der Braunsberger Pfarrkirche, beim Magistrat der Altstadt **Braunsberg**. (in: Ermländ. Ztg. 1924. Nr. 73. Beilage.)
711. Röhrich: Aus den Gerichtsakten der Altstadt Braunsberg. Die Aufhebung einer Diebesbande in dem weißen Krug der Braunsberger Vorstadt am 4. Juni 1749. (in: Ermländ. Ztg. 1924. Nr. 170, 176. Beilage.)
712. Röhrich: Aus den Geschichtsakten der Stadt Braunsberg. Der Einbruch in die Braunsberger Pfarrkirche während der Nacht v. 2. auf d. 3. Februar 1747. (in: Ermländ. Ztg. 1924. Nr. 85, 91. Beilage.)
713. Röhrich: Die wirtschaftliche Lage der Altstadt Braunsberg um die Mitte des 18. Jahrhunderts. (in: Unsere ermländ. Heimat. 1924. Nr. 7.)
714. Röhrich: Ein Volksaufruhr in Altstadt Braunsberg am 23. Januar 1744. (in: Ermländ. Ztg. 1924. Nr. 55. Beilage.)
715. Röhrich: Weinhandel und Weinverbrauch der Altstadt Braunsberg im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts. (in: Unsere ermländ. Heimat. 1924. Nr. 4.)
Vgl. auch Nr. 571. 572. 850. 1313.
716. Durch die **Cadiner** Berge 1924 im Bereiche des Gaues VIIIa Ostpr. d. Allgem. Deutschen Automobil-Clubs. (Königsberg 1924: Kgb. Allg. Ztg.) 30 S. 8°.
717. Kerstan: Das Cadiner Kloster. (in: Elbinger Ztg. 1924. Nr. 252. Beilage.)
Campen vgl. Nr. 512.
Ceynowa vgl. Nr. 255.
718. **Cranz** einst und jetzt. (in: Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 341.)
719. Das Bistum **Culm**. Von Dr. J. (in: Danziger Ztg. 1924. Nr. 189.)
Vgl. auch Nr. 204.
Dakau vgl. Nr. 498.
720. Askenazy, Szymon: Gdansk a Polska. Warszawa: Gebethner & Wolff (1923). IX, 207 S. 4°. [**Danzig** und Polen.]
721. Bauer, Hanns: Alt-Danzig und Italien. (in: Danziger Ztg. 1924. Nr. 213.)
722. Bauer, H[anns]: Zur Gegenreformation in Danzig. Georg Jaski. (Mitteil. d. Westpr. Geschichtsvereins. Jg. 22. 1923. H. 3/4. S. 9—12.)
723. Becker, Hans: Danzig und Dänemark zur Hansezeit. (in: Danziger Ztg. 1924. Nr. 141.)

724. Bertling, Anton: Ausflüge im Freistaatgebiet. (Danziger Kalender. 1925. S. 134—139.)
725. Bertling, Anton: **Danzig.** Illustr. Führer durch d. Freistaat Danzig. 9. verb. Aufl. Danzig: Kafemann. 1924. 47 S. 8°.
726. Die zollrechtlichen Bestimmungen f. d. Gebiet d. Freien Stadt Danzig u. Polen. Ausführungs-Anweisungen und Erläuterungen. Amtl. deutsche Übers. Hrsg. v. Landeszollamt d. Freien Stadt Danzig. Danzig: Kafemann (1924). 372 S. 8°.
727. Bittner, Hans: Danzigs Handelsbeziehungen zu Frankreich. (in: Danziger Ztg. 1924. Nr. 184.)
728. B[raun], F[ranz]: Der Bischofsberg. (in: Danziger Volksblatt. 1924. Nr. 248.)
729. Braun, Fritz: Danzigs Bild und Danzigs Seele. (Burschenschaftl. Blätter. Jg. 38. 1924. S. 74—77.)
730. Braun, Fritz: Das Danziger Krahntor. (Unsere Heimat. Jg. 6. 1924. S. 262.)
731. Braun, Fritz: Die Danziger Umgegend vor 40 Jahren. (Ostd. Monatshefte. Jg. 5. 1924. S. 538—541.)
732. Brausewetter, A[rtur]: Danzig, die Stadt der Türme und der Glocken. (Ostpr. Woche. Jg. 16. 1924. S. 520—522.)
733. Brausewetter, Artur: Das wirtschaftliche und geistige Leben im Danziger Freistaat. (in: Kgb. Hart. Ztg. 1924. Nr. 457.)
734. Brausewetter, Heinz-Herbert: Das Danziger Problem. (in: Ostpr. Ztg. 1924. Nr. 26.)
735. Carstenn, Edward: Die Danziger Burg. (in: Danziger Neueste Nachr. 1924. Nr. 211. Beilage.)
736. Carstenn, Edward: Führer durch Danzig: Kleine Ausg. Danzig: Danziger Verl.-Ges. (1924). 43 S. 8°.
737. Carstenn, Edward: St. Marien in Danzig. Ein Führer m. Bildern. Danzig: Danziger Verl.-Ges. 1924. 16 S. 8°.
738. Carstenn, Edward: Was die Danziger Straßennamen erzählen. Altdanziger Leben im Spiegel der Straßennamen. Anh.: Beitrag z. Deutung d. Namen Ketzerhagen und Rosengarten. 2. Aufl. Danzig: Danziger Verl.-Ges. 1924. 139 S. 8°. (Ostd. Heimatbücher. Bd. 4.)
739. Chrzan: Danzig-polnische Handelsbeziehungen. Das Jahr 1924. (in: Danziger Neueste Nachr. 1924. Nr. 305.)
740. Cuny, G.: Der Artushof als Raumschöpfung. (Danziger Kalender. 1925. S. 21—23.)

741. Cuny, G.: Artushofbetrachtung. (in: Danziger Ztg. 1924. Nr. 169.)
742. Danzig. Hrsg. v. Senat d. Freien Stadt Danzig. Berlin-Halensee: „Dari" 1924. 287 S. 4°. (Deutschlands Städtebau.)
743. Danzig, eine Hochburg deutscher Kultur. (in: Grenzdeutsche Rundschau. Hamburg. 1924. Nr. 8.)
744. Die Freie Stadt Danzig. Danzig [1924]: Kafemann. 12 S. 8°.
745. Freie Stadt Danzig. Danzig: Langer [um 1923]. 15 S. 4°. (Staatsmänner u. Politiker d. Gegenwart. Sonderh.)
746. Dill, Liesbet: Das Rokoko-Haus. [Uphagenhaus in Danzig.] (Ostdt. Monatshefte. Jg. 5. S. 427—429.)
747. Döring [Ferdinand]: Brigittenkloster und Brigittenkirche zu Danzig. (in: Danziger Volksblatt. 1924. Nr. 109. 110.)
748. Entscheidungen des Hohen Kommissars d. Völkerbundes in d. Freien Stadt Danzig. 1923. Zsgst. u. hrsg. v. Senat d. Freien Stadt Danzig. Danzig 1924: Kafemann. 37 S. 8°.
749. Fechter, Paul: Danzig. (in: Deutsche Allg. Ztg. 1924. Nr. 251/52.)
750. Förslеff, Hans: Danzig und die neuen Ostsee-Probleme. (in: Danziger Ztg. 1924. Nr. 111.)
751. Fuchs, Karl: Die Einwirkungen des Friedensvertrages auf die Danziger Verfassung. Staatswiss. Diss. Halle 1924.
752. Fuhlbrügge, Johannes: Ein Führer durch die Aufwertungsfrage in Danzig: Kafemann 1924. 30 S. 8°.
753. Gebauer, Bruno: Finanzen und Wirtschaft der Freien Stadt Danzig. (Die Glocke. Jg. 10. 1924. S. 14—17.)
754. Die Geschichte des Stadtparlaments. Ein Wort zur letzten Sitzung. (in: Danziger Allg. Ztg. 1924. Nr. 24.)
755. Groß, [Ernst]: Politisches Handbuch der Freien Stadt Danzig. Danzig: Gehl 1924. 138 S. 8°.
756. Haardt, H.: Die Freie Stadt Danzig. (Wirtschaftl. Nachrichten aus dem Ruhrbezirk. Jg. 5. 1924. S. 562.)
757. Haardt, H.: Die Danziger Währungsreform. (Wiederaufbau. 1923. S. 732—33.)
758. Danziger Handels-Adreßbuch 1923. Jahrbuch f. Danzigs Industrie, Handel u. Verkehr. Jg. 3. Danzig: „Der Osten". 364 S. 8°.

759. Das **Danziger** Heimatlied. Die drei Melodien zu Paul Enderlings Gedicht „Für Danzig". (in: Danziger Ztg. 1924. Nr. 55.)
760. Hoffmann: Zum Ausbau des Danziger Hafens. Danzig: Kafemann 1924. 16 S. 8°.
761. Hübner, H.: Ein Loblied auf Danzig aus alter Zeit. (in: Danziger Neueste Nachr. 1924. Nr. 273. Beilage.)
762. 7. Jahresbericht aus der Kirchengemeinde zu Sankt-Johann in Danzig f. d. J. 1923. (Danzig 1924: Springer). 2 Bl. 8°.
763. Kaufmann, [Josef Karl]: Die Freie Stadt Danzig in 22 Bildern mit einführender Beschreibung. Leipzig: Fischer & Wittig 1924. 5 Bl., 11 Taf. quer 4°.
764. Keyser, Erich: Die Bevölkerung Danzigs und ihre Herkunft im 13. u. 14. Jahrhundert. (München-Leipzig: Duncker & Humblot) 1924. 93 S. 8° (Pfingstblätter d. Hans. Geschichtsvereins. 15.)
765. Keyser, Erich: Die Entstehung von Danzig. Danzig: Kafemann 1924. 136 S. 8°.
766. Keyser, Erich: Die Entstehung von Danzig. (Ostdt. Monatshefte. Jg. 5. 1924. S. 443—446.)
767. Keyser, Erich: Danzigs Entwicklung. 2. Aufl. Danzig: Kafemann 1924. 36 S. 8°.
768. Keyser, [Erich]: Die Gerichtsbücher der Altstadt Danzig. (Mitteil. d. Westpr. Geschichtsvereins. Jg. 23. 1924. S. 31—32.)
769. Keyser, Erich: Die Gründung der Stadt Danzig. (in: Danziger Ztg. 1924. Nr. 251.)
770. Keyser, [Erich]: Die Neue Mottlau in Danzig. (Mitteil. d. Westpr. Geschichtsvereins. Jg. 22. 1923. H. 3/4. S. 1—9.)
771. Keyser, Erich: Der Rathausturm. (in: Danziger Neueste Nachr. 1924. Nr. 55. Beilage.)
772. Keyser, Erich: Das Stadtrecht Danzigs im 13. Jahrhundert. (Altpreuß. Forschungen. H. 1. 1924. S. 81 bis 95.)
773. Keyser, Erich: Die Taufe von St. Marien. (Danziger Kalender. 1925. S. 17—20.)
774. Keyser, Erich: Danzigs Wohnungswesen im Mittelalter. (in: Danziger Neueste Nachr. 1924. Nr. 55. Beilage.)
775. Klawitter, Willi: General Freytag v. Loringhoven und Danzig. (in: Danziger Allg. Ztg. 1924. Nr. 249.)

776. La Baume, W.: Die naturwissenschaftlichen Sammlungen der Freien Stadt **Danzig**. (Ostdt. Naturwart. 1924. S. 3—8.)
777. Lange, Carl: Der Aufschwung Danzigs. (Ostpr. Woche. Jg. 16. 1924. S. 4—5.)
778. Lange, Carl: Von Danzigs Aufstieg. (Die Truhe. Jg. 1. 1924. S. 20.)
779. Lange, Carl: Das schöne Danzig. (Ostdt. Monatshefte. Jg. 5. 1924. S. 447—452.)
780. Lange, Carl: Kongresse in der freien Stadt Danzig. (Die Truhe. Jg. 1. 1924. S. 48.)
781. Lange, Carl: Neuentdeckungen von St. Marien. (Unsere Heimat. Jg. 6. 1924. S. 24 u. Die Truhe. Jg. 1. 1924. S. 45.)
782. Laudien, Arthur: Danzig, Das Weimar des Ostens. (Unsere Heimat. Jg. 6. 1924. S. 251—252.)
783. Lentz, Erwin: Danziger Wohngift. Die Erhaltung deutschen Volkstums in Danzig und seine Wohnungsfrage. Danzig [1924]: Bodenstein & Miehlke. 49 S. 8°.
784. Lienau, Otto: Carl Carlsons Bedeutung für den Danziger Schiffbau. (in: Danziger Neueste Nachr. 1924. Nr. 257.)
785. Loening, Otto: Die Auflösung der Parlamente unter bes. Berücks. des Danziger Volkstages. (Zeitschr. f. Politik. Bd. 14. 1924. S. 109—138.)
786. Loening, Otto: Danzig und der Völkerbund. (Völkerbund-Fragen. Jg. 1924. Nr. 2/3. S. 21—27.)
787. Loening, Otto: Die Grundzüge der Danziger Verfassung. (Der deutsche Staatsbürger. Jg. 1. 1924. S. 230—236.)
788. Loening, Otto: Die Rechtsentwicklung in der Freien Stadt Danzig. (Blätter f. vergl. Rechtswissenschaft. Bd. 18. 1924. Sp. 151—175.)
789. Makowski, Julien: La situation juridique du territoire de la ville libre de Dantzig. (Revue gen. de droit int. publ. Vol. 30. 1923. S. 169—222.)
790. M[ankowski], F[ranz]: Die Aufbewahrung von Munition im alten Danzig. (in: Danziger Volksblatt. 1924. Nr. 278.)
791. M[ankowski], F[ranz]: Beziehungen zwischen Danzig und Italien zur Hansezeit. (in: Danziger Volksblatt. 1924. Nr. 189.)
792. Mankowski, Franz: Der Hausbesitz in der Danziger Willkür. (in: Danziger Volksblatt. 1924. Nr. 10.)
793. Mantau, Reinhold: Heimatkunde der Freien Stadt Danzig. Danzig: Danziger Verl.-Ges. 1924. 94 S. 8°.

794. Millack, W[alter]: Danzig und England zur Hansezeit. (in: Danziger Neueste Nachr. 1924. Nr. 147. Beil. u. Unsere Heimat. Jg. 6. 1924. S. 283.)
795. Müller, K. E.: Danzig und der Völkerbund. (Die Hilfe. 1923. S. 271—273.)
796. Muhl, John: Danzig im Jahre 1814. (in: Danziger Allg. Ztg. 1924. Nr. 112. u. Unsere Heimat. Jg. 6. 1924. S. 101.)
797. Muhl, John: Erinnerungen an die französische Besetzung Danzigs 1807—1814. (in: Danziger Allg. Ztg. 1924. Nr. 118. 119. u. Unsere Heimat. Jg. 6. 1924. S. 242—43, 258—59, 291—92, 303—04, 316.)
798. Muhl, John: Die Vogelfängerzunft in Danzig. (Mitteil. d. Westpr. Geschichtsvereins. Jg. 23. 1924. S. 62—70.)
799. Neubrand, Paul: Danziger Briefmarkenkatalog 1924. (Danzig: v. Neumann. 1924.) 72 S. 8°.
800. Peiser, Kurt: Danzigs neues Gesicht. (Danziger Kalender. 1925. S. 116—118.)
801. Posdzech, Erich: Der Fleischverbrauch in 45 Danziger Haushaltungen im Jahre 1920/21. (Zeitschr. f. d. ges. Staatswiss. Jg. 78. S. 187—198.)
802. Quade, [Willi]: Danzigs einstiger Handel mit den Niederlanden. (in: Danziger Ztg. 1924. Nr. 260, 266, 270.)
803. Recke, Walter: Die Bedeutung Danzigs für die Getreideversorgung Europas in der Vergangenheit. (in: Danziger Neueste Nachr. 1924. Nr. 113. Beil.)
804. Rhaue, Hans: Der Stockturm in Danzig. 2. Aufl. Danzig: Die Verbindung 1924. 56 S. 8°.
805. Rühle, Siegfried: Danzigs Handelsverkehr mit Portugal und Spanien [in der Hansezeit]. (in: Danziger Ztg. 1924. Nr. 156.)
806. Rulff: Danzigs Siedlungsbauten und -tätigkeit in letzter und künftiger Zeit. (Ostdt. Monatshefte. Jg. 5. 1924. S. 453—471.)
807. Runge: Die Radaunewerke. (Danziger Kalender. 1925. S. 59—65.)
808. Sach, August: Danzig vor dem Jahre 1918. (in: Sach: Die deutsche Heimat. Halle 1923. S. 136—141.)
809. Schmidt, Arno: Führer durch das rechtsstädtische Rathaus. Danzig: Kafemann [1924]. 23 S. 8°.
810. Schmidt, Arno: Der Schedderkopp. (in: Danziger Neueste Nachr. 1924. Nr. 36. Beil.)
811. Schmitz, Hermann: Die Bautätigkeit Fischers im Freistaat Danzig. (Ztschr. f. bildende Kunst. Jg. 58. 1924. S. 134—139.)

812. Schulz, Werner: Bilder aus dem deutschen Danzig. (Unsere Heimat. Jg. 6. 1924. S. 306; u. Deutscher Wille. Jg. 4. 1924. S. 386—87.)
813. (Schwandt, Wilhelm): Die Sankt=Johannis=Kirche in Danzig. Danzig [1924]: Springer. 2 Bl. 8°.
814. Simson, Paul: Danzig und Gustav Adolf .(Danzig:) Westpr. Geschichtsverein (1924). 47 S. 4° (Sonderveröffentl. d. Westpr. Geschichtsverein.)
815. Socnik, Hugo: Musikleben in Danzig vor 80 Jahren. Dem Andenken eines Kritikers. (Danziger Kalender. 1925. S. 24—33.)
816. 71 Jahre Stadtverordnetenversammlung. (in: Danziger Neueste Nachr. 1924. Nr. 24.)
817. 50 Jahre Danziger Standesamt. (in: Danziger Ztg. 1924. Nr. 273.)
818. Stangneth, K.: Die neuere Entwicklung der Danziger öffentlichen Sparkassen. Staatswiss. Diss. Jena 1923.
819. Strunk, [Hermann]: Der Deutsche Heimatbund [in Danzig] im Vereinsjahr 1923/24. (Ostdt. Monatshefte. Jg. 5. S. 257—260.)
820. Strunk, Hermann: Danzigs politische und kulturelle Lage. (Burschenschaftl. Blätter, Jg. 38, H. 9. S. 72—74.)
821. Strunk, Hermann: Geistige Verbindung zwischen Danzig und Königsberg. (Almanach d. Ostdt. Monatsh. 1925. S. 11—15; u. Kgb. Hart. Ztg. 1924. Nr. 429.)
822. Thomsen: Der Danziger Hafenverkehr. (in: Danziger Neueste Nachr. 1924. Nr. 223. Beil.)
823. Vetter, Walter: Das Danziger Musikleben 1924. (in: Danziger Neueste Nachr. 1924. Nr. 305.)
824. Wagner, Richard: Danzig und das Reich. (Kultur. Jg. 1. 1924. H. 1. S. 46—47.)
825. Altdanziger Weihnachtsmarkt. (in: Danziger Ztg. 1924. Nr. 340. Beil.)
826. Danziger Wirtschaft und Statistik. Hrsg. v. Martin J. Funk. H. 2. Danzig: Kafemann 1924. 8° .
827. Zollhandbuch für Polen und Danzig. Ratgeber über Zoll=Einfuhr= u.= Ausfuhrbestimmungen. Hrsg. v. Bruno Heinemann. 3. neubearb. Aufl. Danzig: Kafemann 1924. 122 S. 8°.
828. Zusammenstellung der zwischen der Freien Stadt Danzig und der Republik Polen abgeschlossenen Verträge, Abkommen u. Vereinbarungen 1920—1923. Zsgst. u. hrsg. v. Senat d. Freien Stadt Danzig. Danzig 1923. 400 S. 8°.

Vgl. auch Nr. 1. 3. 8. 17. 46. 84. 86. 100. 110. 111. 124. 125. 145. 146. 159. 185. 205. 237—39. 249. 253. 363. 365. 401. 410. 430. 440. 441. 469. 472. 473. 475. 476. 489. 513. 518. 530. 535. 540. 549. 563. 566. 573—76. 581. 584. 585. 587. 590. 591. 597. 599—603. 605. 606. 613. 616. 622. 632. 639. 642. 647. 650. 651. 655. 918. 1122. 1160. 1164. 1238. 1248. 1251. 1255. 1303. 1315. 1325. 1326. 1332.

Devau vgl. Nr. 503.

829. Rousselle: Der Gründer von **Dietrichsdorf** und sein Geschlecht. (in: Gerdauener Kreiskalender. [Jg. 2.] 1925.)
830. Lose Blätter aus der Vergangenheit der Stadt **Dirschau**. (Pommereller Landbote. Kalender f. 1925. Jg. 1. S. 46—47.)
831. Berg: **Elbing** im Jahre 1807. Aus d. Tagebuch e. Franzosen. (in: Elbinger Ztg. 1924. Nr. 122. Beil.)
832. Candrian: Splieths Kunst. Das Kriegerdenkmal in der Nikolaikirche in Elbing. (in: Elbinger Ztg. 1924. Nr. 270. Beil.)
833. Greiser, Wolfgang: Elbings Giebelhäuser. (Die Truhe. Jg. 1. 1924. S. 25—26.)
834. Grundmann, F.: Wie Elbing preußisch wurde. (Lehrerztg. f. Ost- u. Westpr. Jg. 55. 1924. S. 636 bis 638.)
835. Herrmann, Erich: Die wirtschaftliche Entwickelung und Bedeutung der Stadt Elbing. (in: Kgb. Allg. Ztg. 1924. Nr. 565; u. Ermländ. Ztg. 1924. Nr. 278.)
836. Jencio, Fritz: Die Hohe Brücke. (in: Elbinger Ztg. 1924. Nr. 288.)
837. Jencio, Fritz: Elbings Galgen-Geschichte. (in: Kgb. Hart. Ztg. 1924. Nr. 295 u. Elbinger Ztg. 1924. Nr. 144. Beil.)
838. Jencio, Fritz: Drei Jahrhunderte Elbinger Glasergewerk. (in: Elbinger Ztg. 1924. Nr. 237.)
839. Jencio, Fritz: Die Elbinger Speicherinsel. (in: Kgb. Hart. Ztg. 1924. Nr. 357 u. Elbinger Ztg. 1924. Nr. 127.)
840. Jencio, Fritz: Der Zimmerofen, seine Geschichte und Herstellung in Elbing. (in: Elbinger Ztg. 1924. Nr. 176.)
841. Karl, G. [d. i. Gustav Springer]: Auf der Elbinger Höhe. (in: Ermländ. Ztg. 1924. Nr. 234.)
842. Merten: Elbing und der Friedensvertrag. (in: Elbinger Ztg. 1924. Nr. 278.)

843. Merten: Aus **Elbings** Geschichte. (in: Elbinger Ztg. 1924. Nr. 278.)
844. Schönfeld, Hans: Südostpreußens Hafen und Kanal. (Werft, Reederei, Hafen. Jg. 4. 1923. S. 462—63.)
845. Semrau, Arthur: Über die Entstehung und den ältesten Gebrauch der Straßennamen in der Altstadt Elbing. (Mitteil. d. Coppernicus-Vereins. H. 32. S. 63—74.)
846. Semrau, Arthur: Die Herkunft der Elbinger Bevölkerung von der Gründung der Stadt bis 1353. (Mitteil. d. Coppernicus-Vereins. H. 32. S. 9—62.)
847. Hundert Jahre Elbinger Synagoge. 1824—1924. Von Rud. M. (in: Elbinger Ztg. 1924. Nr. 151.)
848. Thiele, Adolf: Wie Elbing preußisch wurde. (Die Truhe. Jg. 1. 1924. S. 137—140.)
849. Uffhausen, Kurt: Groß- und Einzelhandel in Elbing. (in: Elbinger Ztg. 1924. Nr. 278.)
Vgl. auch Nr. 152. 161. 459. 461. 545. 630. 658.
Pr.-Eylau vgl. Nr. 114. 226. 552.
Finckenstein vgl. Nr. 150.
850. Die Pfarrei **Fischau** und das Braunsberger Priesterseminar. (in: Unsere ermländ. Heimat. 1924. Nr. 5.)
Fischhausen vgl. Nr. 79.
Pr.-Friedland vgl. Nr. 131.
Gawaiten vgl. Nr. 313. 344.
Georgenau vgl. Nr. 79.
851. Trampenau, G.: Geschichte der Burg und Stadt **Gerdauen**. Hrsg. v. K. Werner. Forts. (in: Gerdauener Kreiskalender. [Jg. 2.] 1925.)
Vgl. auch Nr. 356. 624.
852. Adreß-Buch des Kreises **Goldap** nebst Branchen-Verzeichnis Bearb. v. Max Marold. 1. (Goldap:) Goldaper Ztg. 1924. 269 S. 8°.
853. Aus der Geschichte Goldaps. (in: Ostpr. Ztg. 1924. Nr. 283.)
Grasnitz vgl. Nr. 236.
Graudenz vgl. Nr. 77.
Gudwallen vgl. Nr. 427.
854. Gollub, Hermann: Die Salzburger in **Gumbinnen** 1732. (Ostpr. Woche. Jg. 16. 1924. S. 291—92.)
855. Karge, [Paul]: Zum 200jährigen Bestehen Gumbinnens als Stadt. (Ostpr. Woche. Jg. 16. 1924. S. 290—91.)
856. Post, Alfred u. Wilhelm Girnus: Daten zur Geschichte Gumbinnens in chronologischer Reihenfolge. (in: Gumbinner Allg. Ztg. 1924. Nr. 122.)

857. **Post**, Alfred: Die Geschichte des Namens der Stadt **Gumbinnen.** (in: Gumbinner Allg. Ztg. 1924. Nr. 111 u. Preußisch-Litauische Ztg. 1924. Nr. 111.)
858. **Schmidt**, Oskar: Gumbinnen als Ausgangspunkt deutscher Tat in litauischer Wildnis. Mit 15 Abb. Gumbinnen: Hinz 1924. 27 S. 8°.
859. **Schön**: Zweihundert-Jahrfeier der Stadt Gumbinnen. (in: Preußisch-Litauische Ztg. 1924. Nr. 123.)
Vgl. auch Nr. 82. 344. 352. 392. 1281.
860. **Schmid**, Bernhard: Der Ordenshof **Hammerstein.** (Ztschr. d. histor. Vereins f. d. Reg.-Bez. Marienwerder. H. 63. 1924. S. 1—8.)
Hasenberg vgl. Nr. 449.
861. Der Wallfahrtsort **Heiligelinde** in der Diözese Ermland. 3. verb. Aufl. Braunsberg: Ermländ. Ztgs.- u. Verl.-Dr. 1924. 63 S. 8°.
862. Zur **Baugeschichte** des **Heilsberger** Schloßremters. (in: Unsere ermländ. Heimat. 1924. Nr. 11, 12.)
863. **Brachvogel**: Vorbereitung eines Fürstenbesuchs im Schloß Heilsberg 1776. (in: Unsere ermländ. Heimat. 1924. Nr. 5.)
Vgl. auch Nr. 1252.
864. Die **Entstehung** der Stadt **Pr.-Holland.** (in: Kgb. Allg. Ztg. 1924. Nr. 185.)
865. **Schloß**, Schloßberg und Promenade zu Pr.-Holland. (in: Ermländ. Ztg. 1924. Nr. 198.)
Vgl. auch Nr. 459. 460.
866. **Ahlemann**: Der Peinturm [in **Insterburg**]. Familienkalender d. Ostdt. Volksztg. f. 1925. S. 72 bis 74.)
867. **Forberg**: Die Entstehungsgeschichte der Garnison Insterburg und die kriegerischen Ereignisse der Stadt. Vortragsreferat. (Jahresbericht d. Altertums-Ges. Insterburg f. 1922/23. S. 19—21.)
Vgl. auch Nr. 10. 77. 276. 313. 406. 450. 1162.
Johannisburg vgl. Nr. 77. 660.
Juckneitschen vgl. Nr. 468.
868. Die neue katholische **Kirche** in **Kalkstein.** (Ostpr. Woche. Jg. 16. 1924. S. 643.)
Kalwe vgl. Nr. 485.
Karalene vgl. Nr. 542.
869. **Armstedt**, Richard: **Königsberg** im Rahmen des brandenburgisch-preußischen Staates. (Gedenkblatt d. Kgb. Allg. Ztg. zur 200-Jahrfeier. S. 2—4.)
870. Königsberger **Artushöfe.** (in: Kgb. Allg. Ztg. 1924. Nr. 483.)

871. Berger, Erich: Das zweihundertjährige **Königsberg**. (in: Ermländ. Ztg. 1924. Nr. 138 u. Die Truhe. Jg. 1. 1924. S. 117—118.)
872. Berger, Erich: Die Pest in Königsberg. [1709]. (in: Kgb. Allg. Ztg. 1924. Nr. 395; Kgb. Hart. Ztg. 1924. Nr. 335; Unsere Heimat. Jg. 6. 1924. S. 232—33; Die Truhe. Jg. 1. 1924. S. 169—170.)
873. Birnbaum, Gerhard: Fichte in Königsberg. (in: Kgb. Allg. Ztg. 1924. Nr. 52.)
874. Birnbaum, Gerhard: Kleists Königsberger Zeit. (in: Kgb. Allg. Ztg. 1924. Nr. 520.)
875. Börse und Handel in Königsberg. (in: Kgb. Hart. Ztg. 1924. Nr. 250. Jubiläums-Beilage.)
876. Bohn, Pauline: Entstehen und Werden der Frauenbewegung in Königsberg. Mit e. Anh.: Lebenslauf d. Verf. (Königsberg 1924:) Kgb. Allg. Ztg. 16 S. 8°.
877. Bohn, Pauline: Notizen zur Geschichte der Frauenbewegung in Königsberg. (in: Kgb. Allg. Ztg. 1924. Nr. 247.)
878. Brachvogel: Die Wandbilder im Dom zu Königsberg. (in: Unsere ermländ. Heimat. 1924. Nr. 1.)
879. Butz, L.: Die Stadtgärtnerei in Königsberg i. Pr. (Gartenschönheit. Jg. 4. S. 210 ff.)
880. Clasen, K. H.: Entwicklung und künstlerische Bedeutung des Königsberger Stadtbildes. (Gedenkblatt d. Kgb. Allg. Ztg. z. 200-Jahrfeier. S. 12—14.)
881. Clasen, K. H.: Die Stadtbefestigungen von Königsberg. (in: Kgb. Hart. Ztg. 1924. Nr. 249. Festblatt.)
882. Der Domplatz. (in: Kgb. Hart. Ztg. 1924. Nr. 67.)
883. Federn, Karl: Kleist in Königsberg. (Ostdt. Monatshefte. Jg. 5. S. 602—11.)
884. Festblatt der Hartungschen Zeitung. 1724. 1924. Zweihundertjahrfeier der Stadt Königsberg am 13. Juni 1924. Königsberg: Kgb. Hart. Ztg. 1924.) 11 S. 2°. (Kgb. Hart. Ztg. 1924. Nr. 249. Beilage.)
885. Fischer, Richard: Die geschichtlichen, wirtschaftlichen und politischen Voraussetzungen für die Vereinigung der drei Städte Königsberg. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 265.)
886. Der Königsberger Fischhandelshof. (Ostpr. Woche. Jg. 16. 1924. S. 438—39.)
887. Gaerte, W.: Das Prussia-Museum in Königsberg i. Pr. (Ostpr. Woche. Jg. 16. 1924. S. 351—52 u. Die Truhe. Jg. 1. 1924. S. 197.)

888. Gause, Fritz: Der Kämmereibesitz der Stadt **Königsberg** im 19. Jahrhundert. Zum 200jährigen Jubiläum d. Vereinigung der drei Städte Königsberg. Königsberg: Gräfe u. Unzer. 1924. 50 S. 8°.
889. 200 Jahre Königsberg i. Pr. 13. Juni 1724. 13. Juni 1924. Gedenkblatt d. Kbg. Allg. Ztg. z. 200 Jahrfeier d. vereinigten Städte Kneiphof, Altstadt, Löbenicht. (Königsberg: Kbg. Allg. Ztg. 1924.) 16 S. 4°. (Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 247, Beil.)
890. Gerth, Paul: Königsberger Gewerbevereine. (in: Kbg. Stadt-Anzeiger. Jg. 17. 1924. Nr. 16—18.)
891. Gerth, Paul: Vor 200 Jahren. (in: Kbg. Stadt-Anzeiger. Jg. 17. 1924. Nr. 25.)
892. Geschäftsordnung für die Stadtverordnetenversammlung zu Königsberg Pr. (Königsberg 1924: Magistratsdr.) 20 S. 8°.
893. Aus der Geschichte der Königsberger Schützengilde. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 355.)
894. Von Gewerben im alten Königsberg. (in: Kgb. Hart. Ztg. 1924. Nr. 47.)
895. Goerdeler: Königsberg, die östlichste deutsche Großhandelsstadt (in: Welt d. Kaufmanns. 1924.)
896. Goerdeler: Zum 13. Juni 1924. (in: Ostpr. Ztg. 1924. Nr. 134. Beil.: Alt-Königsberg.)
897. Goldstein, Ludwig: Anekdotisches aus dem Königsberger Geistesleben. (in: Memeler Dampfboot. 1924. Nr. 154. Beil.)
898. G[ollub, Hermann]: Exekutionen im alten Königsberg. (in: Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 282.)
899. G[ollub, Hermann]: Die Farben der Stadt Königsberg. (in: Kgb. Allg. Ztg. 1924. Nr. 229.)
900. Taube, Hans [d. i. Hermann Gollub]: Die Regelung des Königsberger Gerichtswesens 1724. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 249. Festblatt.)
901. Gollub, H[ermann]: Die Zusammenlegung der drei Städte Königsberg unter König Friedrich Wilhelm I. (Gedenkblatt d. Kbg. Allg. Ztg. z. 200-Jahrfeier. S. 5—6.)
902. Grün, K. J.: Königsberger Goldmacher. (in: Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 339.)
903. Güttler, Hermann: Königsberger Festmusik zur Zeit der Städtevereinigung. (in: Ostpr. Ztg. 1924. Nr. 134. Beil.: Alt-Königsberg.)
904. Der Königsberger Hafen im Jahre 1923. (in: Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 10.)

905. Harich, Walther: Das **Königsberg** Kants. (Im. Kant. Gedenkblatt d. Kbg. Allg. Ztg. 1924. S. 20—22.)
906. Homburg: Königsberg und Weimar. Ein paar Erinnerungen aus dem Jahre 1808. (in: Ostpr. Ztg. 1924. Nr. 296.)
907. Jenisch, Erich: Die Kunst- und Gewerkschule in Königsberg. (Ostpr. Woche. Jg. 16. 1924. S. 8—9. 23.)
908. Jubilare unter Königsbergs Denkmälern. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 235.)
909. Karge, Paul: Die Vereinigung der drei Städte Königsbergs vom 13. Juni 1724. (Ostpr. Woche. Jg. 16. 1924. S. 323—25. 348—50.)
910. Karge, Paul: Die Vereinigung der drei Städte Königsberg am 13. Juni 1724. (in: Ostpr. Ztg. 1924. Nr. 134. Beil.: Alt-Königsberg.)
911. Karl, G. [d. i. Gustav Springer]: Alt-Königsberg. Wanderungen durch die Heimat. Aus Anlaß der 200-jähr. Gedenkfeier an d. Zusammenlegung d. drei Städte Altstadt, Löbenicht und Kneiphof hrsg. Königsberg: Gräfe u. Unzer 1924. 108 S. 8°.
912. Karl, G. [d. i. Gustav Springer]: Kant und Alt-Königsberg. Königsberg: Kbg. Allg. Ztg. 1924. 23 S. 8°.
913. Karl, G. [d. i. Gustav Springer]: Königsberg vor 200 Jahren. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 249. Festblatt.)
914. Karl, G. [d. i. Gustav Springer]: Geschichtliches Straßenverzeichnis der Stadt Königsberg in Preußen. Zur 200jähr. Jubelfeier d. Vereinigung d. drei Städte Königsberg. Königsberg: Kbg. Allg. Ztg. 1924. 171 S. 8°.
915. Karlmann [d. i. Gustav Springer]: Die drei Städte Königsberg vor der Vereinigung im Jahre 1724. (in: Ostpr. Ztg. 1924. Nr. 134. Beil.: Alt-Königsberg.)
916. Ferner unter dem Pseudonym Karl, Karlmann u. Regimontanus eine große Anzahl lokalhistorischer Aufsätze über Königsberg und seine Stadtteile in: Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 22. 35. 43. 55. 67. 91. 103. 122. 127. 131. 139. 145. 151. 161. 183. 195. 207. 219. 229. 241. 251. 263. 275. 287. 299. 311. 323. 347. 383. 395. 407. Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 79. 93. 109. 119. 139. 151. 162. 185. 197. 209. 222. 237. 243. 330. 337. 349. 361. 369. 385. 396. 415. 421. 498. 500. 583. Ostpr. Ztg. 1924. Nr. 39. 65. 101. 122. 155. 193. 211. 234. 259. 269. 271. 282. 294. 300. 303.

917. Katalog der Städtischen Gemäldegalerie zu **Königsberg** i. Pr. im Schloß. Hrsg. v. Kunstverein Königsberg i. Pr. (Königsberg 1924: Ostpr. Dr. u. Verl.-Anst.) 64 S. 8°.
918. Keyser, Erich: Königsberg und Danzig zur Hansezeit. (Gedenkblatt d. Kgb. Allg. Ztg. z. 200-Jahrfeier. S. 14—15.)
919. Das Kleingartenwesen in Königsberg. (in: Kbg. Stadt-Anzeiger. Jg. 17. 1924. Nr. 49. Beil.)
920. Kluke, P.: 625 Jahre Stadt Königsberg-Löbenicht. 1209 — 29. März — 1924. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 125.)
921. Königsberg in Preußen. Werden und Wesen der östlichsten deutschen Großstadt. Königsberg: Magistrat 1924. 88 S. 8°.
922. Das evangelische Königsberg. Hrsg. v. Gesamtverband d. ev. Kirchengemeinden d. Stadt Königsberg. Jg. 1. (Königsberg) 1924. (Masuhr.) 4°.
923. Mai 1924: Königsberg 400 Jahre evangelische Stadt. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 305.)
924. Konschel: Das evangelische Königsberg im Jahre 1724. (in: Das evang. Königsberg. Jg. 1. 1924. Nr. 10. 11.)
925. Die preußische Krönungskirche. (in: Ostpr. Ztg. 1924. Nr. 241.)
926. Kuhrke, Walter: Die Baukunst Alt-Königsbergs. (in: Ostpr. Ztg. 1924. Nr. 134. Beil.: Alt-Königsberg.)
927. Kuhrke, Walter: Von alten Königsberger Bauten. (Ostpr. Woche. Jg. 16. 1924. S. 326.)
928. Kuhrke, Walter: Aus Königsbergs Vergangenheit. Zum 200-Jahr-Jubiläum der Stadt. (Unsere Heimat. Jg. 6. 1924. S. 107—109.)
929. Kutschke, [Cornelius]: Königsbergs Bedeutung für den Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft. (Kultur. Jg. 1. 1924. H. 1. S. 48—49. 134.)
930. Kutschke, Cornelius: Die Bedeutung des neuen Königsberger Seehafens. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 249. Festblatt.)
931. Kutschke, [Cornelius]: Königsberg als Hafenstadt. (Deutsche Wasserwirtschaft. Jg. 9. 1924. S. 161—164.)
932. Kutschke, [Cornelius]: Königsberg als Handels- und Hafenstadt. (in: Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 221.)
933. Lehmann: Königsbergs städtische Wirtschaft. (Wirtschaft. Nachrichten aus d. Ruhrbezirk. Jg. 5. 1924. S. 559—562.)

934. Lemke, Eva: Die Entwicklung des ländlichen Grundbesitzes der Stadt **Königsberg** bis zum Jahre 1724. Staatswiss. Diss. Königsberg 1924.
935. Koch: Zur Geschichte Königsbergs von 1724—1924. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 249. Festblatt.)
936. Lohmeyer: Königsbergs Entwicklung. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 249. Festblatt.)
937. Lohmeyer: Die wirtschaftliche Entwicklung Königsbergs. (Wirtschaftl. Nachrichten aus d. Ruhrbezirk. Jg. 5. 1924. S. 557—58.)
938. Lohmeyer: Zur Zweihundertjahrfeier der Stadt Königsberg. (in: Kgb. Allg. Ztg. 1924. Nr. 247.)
939. Marktstätten im alten Königsberg. (in: Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 348.)
940. Meyer, William: Malzenbräuer der Altstadt Königsberg i. Pr. um 1800. (Familiengeschichtl. Blätter. Jg. 22. 1924. Sp. 123—26.)
941. Meyhöfer, Max: Königsbergs Stadtwirtschaft seit 1724 bis zur Einführung der Selbstverwaltung. Zum 200jährigen Jubiläum d. Vereinigung d. drei Städte Königsberg. Königsberg: Gräfe u. Unzer 1924. 210 S. 8°.
942. Meyhöfer, Max: Königsbergs Stadtwirtschaft im 18. Jahrhundert. (in Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 249.)
943. Mitteilungen an die Burgkirchengemeinde. Hrsg. v. Pfarrer Thomaschki. Jg. 6. 1924. Königsberg: Kbg. Allg. Ztg. 8°
944. Mosny, Fritz: Wohnungsfrage und kommunale Wohnungspolitik in Königsberg. Staatswiss. Diss. Königsberg 1924.
945. Mühling, Paul: Der Königsberger Gemeindefriedhof. (Ostpr. Woche. Jg. 16. 1924. S. 659.)
946. Heinrich Müller, der Königsberger Börsenbaumeister. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 127.)
947. Müller-Blattau, Jos.: Karl Friedrich Zelters Briefe aus Königsberg im Jahre 1809. (in: Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 532. 534. 536.)
948. Müller-Blattau, Jos.: Königsberger Schulmusikreform vor hundert Jahren. (in: Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 342.)
949. Ostwald, Paul: Königsberg als Hauptstadt im Mittelalter. (Die Truhe. Jg. 1. 1924. S. 33—34.)
950. Raabe: Königsbergs Wirtschaftslage im Jahre 1923. (in: Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 17. 18.)
951. Rattay, Kurt: Die Anfänge des Theaters in Königsberg. (in: Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 313.)

952. Rattay, Kurt: Mittelalterliches Musikleben in **Königsberg.** (in: Kgb. Allg. Ztg. 1924. Nr. 91.)
953. Regimontanus [d. i. Gustav Springer]: Fremdenführer durch Königsberg in Preußen. Königsberg: Kbg. Allg. Ztg. 1924. 38 S. 8°.
954. Regimontanus [d. i. Gustav Springer]: Königsbergs Stadtbefestigung vor 200 Jahren. (Gedenkblatt d. Kbg. Allg. Ztg. z. 200-Jahrfeier. S. 15—16.)
955. Ein Königsberger Riesenbrand vor einem Jahrhundert. Der große Speicher- und Häuserbrand am 14. Juni 1811. Von H. Rf. (in: Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 468.)
956. Rottluff, Benno: Die Entwicklung des öffentlichen Musiklebens der Stadt Königsberg im Lichte der Presse von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Phil. Diss. Königsberg 1924.
957. Der Königsberger Rundfunk. Wochenschrift für Unterhaltung und Belehrung. Offiz. Nachrichtenorgan d. Ostmarken-Rundfunk-A.-G. Jg. 1. Königsberg 1924. (:Kbg. Allg. Ztg.) 4°.
958. Scharein, Edmund: Die wirtschaftliche Bedeutung Königsbergs. (Ostpr. Woche. Jg. 16. 1924. S. 327—29.)
959. Königsbergs Schmiedegewerk im 18. Jahrhundert. (in: Kbg. Stadt-Anzeiger. Jg. 17. 1924. Nr. 10 bis 12.)
960. Selke, Wilhelm: 50 Jahre Standesamt in Königsberg. (in: Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 435.)
961. Die Königsberger Speicherviertel. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 200.)
962. Spiero, Heinrich: Königsberg. (in: Deutsche Allg. Ztg. 1924. Nr. 274/75.)
963. Die Königsberger Stadtmusikanten. (in: Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 283.)
964. Eine Königsberger Stadtvereinigung schon vor 400 Jahren! (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 257.)
965. Stettiner: Königsbergs geistige Bedeutung. (Gedenkblatt der Kbg. Allg. Ztg. zur 200-Jahrfeier. S. 6—12.)
966. Strauß von Waldau, P.: Von Königsberger Friedhöfen. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 527.)
967. Szidat, Lothar: Begleiter durch das Zoologische Museum zu Königsberg i. Pr., 2. Aufl. des von K. E. v. Baer hrsg. Begleiters v. J. 1822. Völlig neu bearb. Königsberg 1924 (:Hartung). 95 S. 8°.

968. Szidat, Lothar: Der Riesenhirsch im Zoologischen Museum zu **Königsberg** i. Pr. Ostpr. Woche. Jg. 16. 1924. S. 433.)
969. Thomaschki, [Paul]: Aus dem Archiv der Burgkirche. Königsberg 1924 (:Kbg. Allg. Ztg.). 24 S. 8°.
970. Vom Alt-Königsberger Tischlerhandwerk. (in: Kbg. Stadt-Anzeiger. Jg. 17. 1924. Nr. 40.)
971. Toepfer, Günther: Königsberg im Wandel der Geschichte. (in: Deutsche Allg. Ztg. 1924. Nr. 284/85.)
972. Ulbrich, A.: Die Kunst in Königsberg um 1724. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 249. Festblatt.)
973. Die Verwaltung der Stadt Königsberg i. Pr. nach dem Kriege. Festschrift d. Magistrats d. Stadt Königsberg i. Pr. anläßlich d. 200-Jahrfeier d. Vereinigung d. drei Städte Altstadt, Löbenicht, Kneiphof. Königsberg: Gräfe u. Unzer 1924. 204 S. 4°.
974. Wie es in Königsberg vor der Schlacht bei Tannenberg aussah. (in: Kgb. Allg. Ztg. 1924. Nr. 369.)
975. Wiegand: Die Königsberger Ostmesse. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 249.)
976. Winarski, Lothar: Der Königsberger Hafenumschlagsverkehr 1923. (in: Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 55.)
977. Witt, Berta: Königsberger Riesenwürste. (Die Truhe. Jg. 1. 1924. S. 148.)
978. Königsberger Zeitungswesen vor 200 Jahren. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 249. Festblatt.)
979. Zweck, Albert: Der Handel Königsbergs vor 200 Jahren. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 249. Festblatt.)
980. Zweck, [Albert]: Die Kalvinisten in Königsberg im 16. und 17. Jahrhundert. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 361.)

Vgl. auch Nr. 16. 18. 77. 83. 110. 198. 210. 267. 275. 359. 388—90. 394. 414. 442. 479. 539. 551. 559. 561. 570. 577—80. 588. 589. 618. 619. 629. 641. 652. 666. 671. 678. 681. 695. 821. 1147. 1268. 1276. 1315.

Kranichbruch vgl. Nr. 164.

981. Ein Besitz des Deutschen Ritterordens im **Deutsch-Kroner** Lande. (Heimatkalender f. d. Kreis Deutsch-Krone. Jg. 13. 1925. S. 36—38.)
982. Kaftan: Das Stadtbild und die Siedlungen Deutsch-Krones. (Heimatkalender f. d. Kr. Dt.-Krone. Jg. 13. 1925. S. 52—58.)

Vgl. auch Nr. 536. 614.

Kühebruch vgl. Nr. 385.
Kurzebrack vgl. Nr. 456.
983. Hassenstein, M.: Aus der Jugendzeit. Jugenderinnerungen [aus **Laggarben**]. (in: Gerdauener Kreiskalender [Jg. 2]. 1925.)
984. Werner, [Karl): Laggarben. (in: Gerdauener Kreiskalender [Jg. 2]. 1925.)
Langfuhr vgl. Nr. 186.
Lautern vgl. Nr. 310.
985. Geschichtliches über Schloß und Kirche **Lochstädt**. (in: Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 407 u. Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 407.)
Lötzen vgl. Nr. 304. 308. 326.
986. Scheffler: Die Zeitungen in **Lyck** während der Russenzeit. (in: Ostpr. Ztg. 1924. Nr. 281. 282.)
Malgaofen vgl. Nr. 309.
987. Abbes: 25 Jahre **Maraunenhof**. (in: Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 491.)
988. Demmel, Karl: Ostpreußische Nester: **Marggrabowa**. (Ostpr. Woche. Jg. 16. 1924. S. 606—610.)
989. Berg: Die „Kölmischen" Dörfer in den **Marienburger** Werdern. (in: Danziger Neueste Nachr. 1924. Nr. 14. Beilage.)
990. Berg: Die Errichtung eines Galgens und eines Prangers in Marienburg. (in: Danziger Neueste Nachr. 1924. Nr. 153. Beil.)
991. Berg: Aus der Geschichte des Marienburger Bäckergewerbes. (in: Marienburger Ztg. 1924. Nr. 32.)
992. Berg: Die Marienburger Gewerbeausstellung vom Jahre 1884. (in: Marienburger Ztg. 1924. Nr. 40.)
993. Berg: Marienburg im ersten Jahre des Weltkrieges. (in: Marienburger Ztg. 1924. Nr. 186. 198. 204. 210. 216. 228. 234. 240. 302.)
994. Berg: Aus der Marienburger Polizeiverordnung vom Jahre 1836. (in: Marienburger Ztg. 1924. Nr. 162.)
995. Berg: Der Marienburger Ratskeller. (in: Marienburger Ztg. 1924. Nr. 86.)
996. Berg: Die Rechtsstreitigkeiten zwischen der Stadt Marienburg und den Bewohnern der Schloßvorstadt im 17. u. 18. Jahrhundert. (in: Marienburger Ztg. 1924. Nr. 292. Beil.)
997. Clasen, Karl Heinz: Der Hochmeisterpalast der Marienburg. Königsberg: Bon 1924. 96 S. 8°.
998. Dembowski, D.: Auf der Marienburg. (Die Truhe. Jg. 1. 1924. S. 44—45.)

999. Verein f. d. Herstellung u. Ausschmückung d. **Marienburg.** (Geschäftsbericht über d. Zeit v. 1. April 1923 bis 31. März 1924.) 4°.
1000. Katschinski, Alfred: Wartburg und Marienburg. (Unsere Heimat. Jg. 6. 1924. S. 69. u. Ostpr. Woche. Jg. 16. 1924. S. 139.)
1001. Lakowitz: Eine Vorgängerin der Marienburg. (Unsere Heimat. Jg. 6. 1924. S. 10.)
1002. Mollenhauer: Die Bedeutung des Wasserbauamts Marienburg. (in: Marienburger Ztg. 1924. Nr. 30.)
1003. Mollenhauer: Die Wohnungsbautätigkeit in der Stadt Marienburg nach dem Kriege. (in: Marienburger Ztg. 1924. Nr. 143.)
1004. Pawelcik, [Bernhard]: Die Bedeutung der Marienburg. (Unsere Heimat. Jg. 6. 1924. S. 215—16.)
1005. Pawelcik, [Bernhard]: Marienburg 1918—1923, ein kommunaler Rückblick auf das erste Jahrfünft der Nachkriegszeit. Marienburg [1924]: Halb. 102 S. 8°.
1006. Sach, August: Das Ordensschloß in Marienburg. (in: Sach: Die deutsche Heimat. Halle 1923. S. 131—136.)
1007. Schmid, Bernhard: Unser lieben Frauen Bild hinter dem Chore. (Geschäftsbericht d. Vereins f. d. Herstellung u. Ausschmückung d. Marienburg. 1923/24. S. 4—8.)
1008. Schmid, Bernhard: Handel und Verkehr in Alt-Marienburg. (in: Marienburger Ztg. 1924. Nr. 292. Beil.)
1009. Der Schuß auf das Marienbild und in den Remter der Marienburg. (in: Unsere ermländ. Heimat. 1924. Nr. 3.)
1010. Stoewer, Rudolf: Aus der Geschichte der Marienburg. Die Hochmeister des deutschen Ordens. (Unsere Heimat. Jg. 1924. S. 234—35.)
1011. Wolff, Arthur: Marienburgs Entwicklung in den letzten 30 Jahren. (in: Weichselztg. 1924. Nr. 291. Beil.)
1012. Ziesemer, [Walter]: Goethe und die Marienburg. (in: Ostpr. Ztg. 1924. Nr. 99.)
Vgl. auch Nr. 46. 50. 196. 558. 610. 1324.
1013. Meiselbach, Rudolf: Vom alten **Marienwerder.** (in: Elbinger Ztg. 1924. Nr. 303.)
1014. Wodkowski, J.: Handel und Gewerbe zu Marienwerder im Wandel der Zeiten. (in: Weichselztg. 1924. Nr. 234. Beil.)
Vgl. auch Nr. 23.
1015. Müller, Karl: Beitrag zur Geschichte der Ordensburg. **Pr.-Mark.** (in: Mohrunger Kreis-Ztg. 1924. Nr. 91, 95—97.)

1016. Röhrich: Ein Bürgerbrief der Stadt **Mehlsack** aus dem Jahr 1819. (in: Unsere ermländ. Heimat. 1924. Nr. 11.)
1017. Röhrich: Das älteste Bürgerhaus der Stadt Mehlsack. (in: Unsere ermländ. Heimat. 1924. Nr. 8.)
1018. Röhrich: Kulturgeschichtliche Skizzen aus dem alten Ermland. Losbäcker u. Festbäcker in Mehlsack ums Jahr 1719. (in: Unsere ermländ. Heimat. 1924. Nr. 1.)
1019. Ambrosius, Fritz: Geschichte der **Memeler** Liedertafel 1899—1924. (Memel 1924: Memeler Dampfboot. 32 S. 8⁰.
1020. Ambrosius, [Fritz]: Aus der Geschichte der Memeler Liedertafel. (in: Memeler Dampfboot. 1924. Nr. 115 ff.)
1021. Ambrosius, [Fritz]: Fünf Jahre Interessenvertretung. Ein Kapitel aus d. Geschichte d. Memelgebiets. (in: Memeler Dampfboot. 1924. Nr. 154. Beil.)
1022. Bloziszewski, J.: L'affaire de Memel. La décision de la conférence des ambassadeurs du 16. février 1923. (Revue gén. de droit int. publ. Vol. 30. 1923. S. 143—162.)
1023. Böhme, P.: Der Segelsport [in Memel]. (in: Memeler Dampfboot. 1924. Nr. 154. Beil.)
1024. Dannelautzki: Die katholische Kirchengemeinde Memel. (in: Memeler Dampfboot. 1924. Nr. 154. Beil.)
1025. Memels bauliche Entwicklung. (Memeler Dampfboot [Reklameheft 1924]. S. 1—3.)
1026. Aus der Geschichte der Memeler Presse. (in: Memeler Dampfboot. 1924. Nr. 154.)
1027. Geßner, Adolf: Das städtische Krankenhaus. (in: Memeler Dampfboot. 1924. Nr. 154. Beil.)
1028. Gregor: Die evangelische St. Johanniskirche in Memel. (in: Memeler Dampfboot. 1924. Nr. 154. Beil.)
1029. Die Hauptschriftleiter des Memeler Dampfboots. (in: Memeler Dampfboot. 1924. Nr. 154. Beil.)
1030. Hilpert, Karl: Das Handwerk der Stadt Memel. (in: Memeler Dampfbot. 1924. Nr. 154. Beil.)
1031. Hippe, Arthur: Die Entwicklung der „M. D.-Druckerei. (in: Memeler Dampfboot 1924. Nr. 154.)
1032. Johow, Alexander: Musikalische Betrachtungen. (in: Memeler Dampfboot. 1924. Nr. 154. Beil.)
1033. Kaschub, Richard: Die Stadt Memel und der Rudersport. (in: Memeler Dampfboot. 1924. Nr. 154. Beil.)

1034. Die Konvention über das **Memelgebiet** m. Anh.: 1. Statut d. Memelgebiets. 2. Der Memeler Hafen. 3. Transit. Die Beschlüsse d. Völkerbundskonferenz in Genf im März 1924. Memel: Hennig 1924. 16 S. 8°.
1035. Kwauka, Paul: Der Rasensport in Memel. (in: Memeler Dampfboot 1924. Nr. 154. Beil.)
1036. Lucke: Die Entwicklung des Memeler Hafens. (in: Memeler Dampfboot 1924. Nr. 154. Beil.)
1037. Meier, Fritz J.: Hafen- und Seeverkehr der letzten 75 Jahre. (in: Memeler Dampfboot. 1924. Nr. 154. Beil.)
1038. Das Memelland. Nachrichten d. Memelland-Bundes u. s. Zweigvereine. Schriftl.: Elisab. Brönner-Hoepfner. Jg. 1. 1924. Berlin: Memellandbund (1924). 4°.
1039. Menz, Ada: Das Memelland. (in: Die Gartenlaube. Jg. 1924. H. 7.)
1040. Meyer, Percy: Memel und Riga. (in: Memeler Dampfboot. 1924. Nr. 154. Beil.)
1041. Plümicke, Friedrich: Aus Memels Gerichtsgeschichte. (in: Memeler Dampfboot. 1924. Nr. 154. Beil.)
1042. Polzien, F.: Presse und Volksgemeinschaft im Memelgebiet. (in: Memeler Dampfboot. 1924. Nr. 154. Beil.)
1043. Rademacher, Margarethe: Aus Memels Theatergeschichte. (in: Memeler Dampfboot. 1924. Nr. 154. Beil.)
1044. Richter, Karl: Memels Luftverkehr. (in: Memeler Dampfboot. 1924. Nr. 154. Beil.)
1045. Richter, Kurt: Der Hafen von Memel und sein Verkehr von 1856—1913. Phil. Diss. Königsberg 1923.
1046. Rogge, Albrecht: Memel. Gesetzgebung und Gerichtsverfassung. (in: Auslandsrecht. Jg. 5. 1924. Nr. 11—13.)
1047. Saget, Jean: L'Affaire de Memel et l'interêt français. (Revue hebdomadaire. Vol. 32. 1923. S. 459—471.)
1048. Scheinhaus, Leon: Der Verein für jüdische Geschichte und Literatur in Memel. (in: Memeler Dampfboot. 1924. Nr. 154. Beil.)
1049. Schulz: Die städtische Finanzwirtschaft [Memels] von 1849 bis 1924. (in: Memeler Dampfboot. 1924. Nr. 154. Beil.)
1050. Seyfried, Carl Aug.: Rückschau auf Memel. (in: Memeler Dampfboot. 1924. Nr. 154. Beil.)

1051. Stahl, Artur: Kulturfaktoren im **Memelgebiet.** (Neue Zeit. Jg. 41. 1923. S. 94—96.)
1052. Weber: Die Stadtentwicklung Memels. (in: Memeler Dampfboot. 1924. Nr. 154. Beil.)
1053. Wedel: Das Memelgebiet. (in: Memeler Dampfboot. 1924. Nr. 154. Beil.)
1054. Wertheimer, Fritz: Die Botschafts-Konferenz über das Memelproblem. (Die Neue Zeit. Chicago. Jg. 6. 1924. Nr. 7. S. 20.)
1055. Wiegmann: 1849—1914—1924. (in: Memeler Dampfboot. 1924. Nr. 154. Beil.)
1056. Wittenberg, Max: Memel einst und jetzt. (in: Memeler Dampfboot. 1924. Nr. 154. Beil.)
1057. Wittenberg, Max: Memel als Auswandererhafen. (in: Memeler Dampfboot. 1924. Nr. 154. Beil.)
Vgl. auch Nr. 93. 94. 99. 117. 405. 537. 538. 543. 554. 557. 586. 592. 636. 677. 682. 689. 690. 694. 1126. 1322.
1058. Weyde, Herta: Das **Mohrunger** Tabakskollegium. (in: Osteroder Ztg. 1924. Nr. 52.)
Vgl. auch Nr. 459.
1059. Dzeik, Fritz: Russentage in **Neidenburg.** (22. bis 28. Aug. 1914.) (in: Kgb. Allg. Ztg. 1924. Nr. 371.)
Vgl. auch Nr. 107. 657.
1060. Schade, Maria: Herbsttage in **Neuhäuser.** (Ostpr. Woche. Jg. 16. 1924. S. 588—89.)
1061. Becker, Walter: **Neukuhren** und sein Lachsbachtal. (Ostpr. Woche. Jg. 16. 1924. S. 562.)
Vgl. auch Nr. 79.
1062. Braun, Fritz: Aus einer ostmärkischen Grenzstadt [**Neumark** in Westpr.]. (Ostdt. Monatshefte. Jg. 5. S. 418—21.)
1063. Der Kalvarienberg in **Neustadt** (Pommerellen). (in: Danziger Volksblatt. 1924. Nr. 101.)
1064. Kallmeyer, Hans: Die Malerkolonie **Nidden.** (in: Memeler Dampfboot. 1924. Nr. 154. Beil.)
1065. Carsten, A.: Das Schloß in **Oliva** und seine Gartenanlage. (Ostdt. Monatshefte. Jg. 5. S. 192—208.)
1066. Creutzburg: Oliva. (Ostdt. Monatshefte. Jg. 5. S. 165—172.)
1067. Fischer, [Friedrich]: Baukünstlerisches aus dem Kloster Oliva. (Ostdt. Monatshefte. Jg. 5. S. 185 bis 191.)
1068. John, Wilhelm: Das geistige Leben in Oliva. (Ostdt. Monatshefte. Jg. 5. S. 253—55.)

1069. Keyser, Erich: Die Geschichte des Klosters **Oliva.** (Ostdt. Monatshefte. Jg. 5. S. 173—84.)
1070. Lange, Carl: Wie ich Oliva erlebte. (Ostdt. Monatshefte. Jg. 5. S. 246—48.)
1071. Oliva. Luftkurort. Ostseebad. Wintersportplatz. (Danzig: Kafemann 1924.) 56 S. 8°.
1072. Petter, Carl Reinhold: Die siegende Sonne. Eine arisch-religiöse Selbstbetrachtung im Dome zu Oliva. Danzig 1924: Burau. 103 S. 8°.
1073. Pompecki, Bruno: Musikleben in Alt-Oliva. (Ostdt. Monatshefte. Jg. 5. S. 252—53.)
1074. Strunk, Hermann: Schloß und Schloßgarten in Oliva. (Ostdt. Monatshefte. Jg. 5. S. 256—57.)
1075. (Trojan, Johannes:) Der Vierkleewersberg an der Pulvermühle Oliva. (Ostdt. Monatshefte. Jg. 5. S. 238—41.)
1076. Wiese, M.: Die Kulturarbeit der Zisterzienser in Oliva. (Ostdt. Monatshefte. Jg. 5. S. 250—51.)
Vgl. auch Nr. 604. 1259. 1295.
Osterode vgl. Nr. 236. 277.
Palmnicken vgl. Nr. 79.
Paterswalde vgl. Nr. 79.
1077. Mankowski, H.: **Pelplin** 100 Jahre Bischofssitz. (Pommereller Landbote. Kalender f. 1925. Jg. 1. S. 32 bis 34.)
Petershagen vgl. Nr. 454.
Pillau vgl. Nr. 79.
1078. Henninges, Wilhelm: 1724—1924. Zur Zweihundertjahrfeier der Stadt **Pillkallen.** Zur Geschichte Pillkallens. (in: Pillkaller Grenz-Ztg. 1924. Nr. 151.)
1079. Megede, Marie zur: Pillkallen. (Ostpr. Woche. Jg. 16. 1924. S. 361—62.)
1080. Stadt Pillkallen. 1724—1924. Festschrift z. Zweihundertjahrfeier am 28. u. 29. Juni 1924, hrsg. v. Wilhelm Krüger. Pillkallen: Morgenroth 1924. 108 S. 8°.
Vgl. auch Nr. 231. 504.
Prökuls vgl. Nr. 1319.
Putzig vgl. Nr. 255.
1081. Bürger: **Klein-Radem** — 600 Jahre alt. (Unsere Heimat. Jg. 6. 1924. S. 218—19.)
Ragnit vgl. Nr. 544.
1082. Adreßbuch für Stadt und Land-Kreis **Rastenburg.** 1924. Rastenburg: Ahl (1924). 143 S. 8°.
1083. Böhm, F.: Landschaftsbilder im Kreise Rastenburg. 3. Die Görlitz. (in: Rastenburger Heimatblätter. 1924. Nr. 1. 2.)

1084. Springfeldt, Arthur: Die aufsässigen Mälzenbräuer in **Rastenburg.** (in: Rastenburger Heimatblätter. Nr. 1924. Nr. 1.)
Vgl. auch Nr. 9.

1085. Rietz: Ein Streit zwischen der Gemeinde **Rauden** und ihrem Geistlichen aus den Jahren 1638—1640. (Ztschr. d. histor. Vereins f. d. Reg.-Bez. Marienwerder. H. 63. 1924. S. 9—15.)

1086. Festschrift der Ostpreußischen Sportwoche in **Rauschen** (Samland) vom 15.—20. August 1924. Königsberg: Schadinsky (1924). 32 S. 8°.

1087. Witt, Berta: Die heilige Linde von **Rössel.** (Die Truhe. Jg. 1. 1924. S. 97—98.)
Rohmanen vgl. Nr. 310.

1088. Adreß-Buch des Gesamt-Kreises **Rosenberg** Westpr. (1924). Rastenburg: Ahl 1924. III, 199 S. 8°.

1089. Budzinski, Robert: Kreis Rosenberg (Westpr.). 12 Federzeichnungen, hrsg. v. Kreisausschuß d. Kr. Rosenberg. (Elbing 1924: Siede.) 4°.
Rositten vgl. Nr. 433.

1090. Becker, Walter: **Rossitten.** (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 359. 371.)
Vgl. auch Nr. 172—174.

1091. Geschichtliches über **Rudau.** Erinnerungen an die Schlacht im Jahre 1370. (in: Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 537.)

1092. Fleischer: Erbverpachtung von **Sankau** 1780. (Ztschr. f. d. Geschichte u. Altertumskunde Ermlands. Bd. 22. S. 135—140.)

1093. Blanke: Aus **Schlochaus** Umgegend. (Ostd. Heimat- u. Schlochauer Kreiskalender f. d. J. 1924. Jg. 18. S. 33—34.)

1094. Der Kreis Schlochau in der alten und neuen Provinz. Ostd. Heimat- u. Schlochauer Kreiskalender f. d. J. 1924. Jg. 18. S. 35—38.)
Vgl. auch Nr. 615.

1095. Sahm, W.: Schloß **Schönberg.** (in: Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 449.)
Schulen vgl. Nr. 487.
Schwägerau vgl. Nr. 406.
Sechshuben vgl. Nr. 385.

1096. Muhl, John: **Sobbowitz.** (in Danziger Allg. Ztg. 1924. Nr. 157 u. Unsere Heimat. Jg. 6. 1924. S. 200—202.)
Soldau vgl. Nr. 351.

1097. Jubiläum der Gemeinde **Sommerau** Westpr. 600 Jahre alt, 100 Jahre frei! Zum 22. Juni 1924. (Unsere Heimat. Jg. 6. 1924. S. 139.)

1098. Muhl, John: Von **Sperlingsdorf** und seiner Kapelle. (Mitteil. d. Westpr. Geschichtsvereins. Jg. 23. 1924. S. 46—51 u. Danziger Allg. Ztg. 1924. Nr. 175.)

Steinwalde vgl. Nr. 385.

Tannenberg vgl. Nr. 297. 300. 301. 305—07. 309. 311. 317. 321. 329. 343. 346. 348—50. 353. 357. 628.

1099. Das **Thorner** Blutgericht. Schreckenstage in Thorn vor 200 Jahren. Ein Erinnerungsblatt zum 7. Dezember. (Unsere Heimat. Jg. 6. 1924. S. 294—95.)

1100. Buchholz, Eugen: Der Thorner Tumult vom Jahre 1724. (Der Fels. Jg. 19. 1924. S. 145—153.)

1101. Lüdtke, Franz: Das Blutgericht von Thorn. Ein polnisches Gedenkblatt aus d. Ostmark. (Unsere Heimat. Jg. 6. 1924. S. 295—96.)

1102. Der Thorner Stadtkoch. Von E. W. (Unsere Heimat. Jg. 6. 1924. S. 267.)

1103. Wentscher, Erich: Das Archiv der Bäckerinnung zu Thorn. (Mitteil. d. Coppernicus-Vereins f. Wiss. u. Kunst z. Thorn. H. 32. S. 1—4.)

Vgl. auch Nr. 4. 12.

1104. Alsen, Gutti: **Tilsit** und das Königin-Luise-Haus. (in: Tilsiter Ztg. 1924. Nr. 128.)

1105. Grigat, Chr.: Die Häuser-Nummerierung in Tilsit. (in: Tilsiter Ztg. 1924. Nr. 47.)

1106. Katschinski, Alfred: Stadt-Theater Tilsit. Rückblick über d. Spielzeit 1923/24. (Ostdt. Monatshefte. Jg. 5. S. 344—46.)

1107. Schempp, Marie: Tilsiter Weihnachten 1812. Alten Aufzeichnungen nacherzählt. (Ostpr. Woche. Jg. 16. 1924. S. 710—11.)

1108. Thalmann, Waldemar: Bau- und Kulturgeschichte Tilsits. Bd. 1. Tilsit: Schoenke 1923. 8°.

1109. Thalmann, W[aldemar]: Zur Geschichte der Fleischer-Innung zu Tilsit. Tilsit 1924: Schoenke. 89 S. 8°.

Vgl. auch Nr. 77. 421. 560. 654.

Trakehnen vgl. Nr. 428.

Tuchel vgl. Nr. 25. 68. 151. 160. 229.

Wartenburg vgl. Nr. 287.

1110. Kurze Nachrichten über die Dörfer des Kirchspiels **Willkischken** im 17. Jahrhundert. (Wochenschau. Jg. 1924. S. 353—57.)

1111. Die Kirchschule **Willkischken** im 17. Jahrhundert. (in: Memeler Dampfboot. 1924. Nr. 154. Beil.)
Willuhnen vgl. Nr. 200. 228.
1112. Werner, K[arl]: **Woninkeim.** (in: Gerdauener Kreiskalender [Jg. 2]. 1925.)
1113. Wysotzki, B.: Der große Brand des **Wormditter** Stadtwaldes „Meile" 1812. (in: Unsere ermländ. Heimat. 1924. Nr. 11. 12.)
1114. Krause, Gerhard: Die **Zoppoter** Waldoper. (Ostpr. Woche. Jg. 16. 1924. S. 631.)
1115. Lange, Carl: Eine nationale Kulturstätte im Osten. [Zoppot, Kurtheater]. (Ostpr. Woche. Jg. 16. 1924. S. 458.)
1116. Lange, Carl: Die Zoppoter Waldoper. Ostdt. Monatshefte. Jg. 5. S. 279—86 u. Die Truhe. Jg. 1. 1924. S. 140.)
1117. Lorentz, Friedrich: Zoppoter Nachbarschaft. (in: Zoppoter Ztg. 1924. Nr. 191. Beil.)

VI. Einzelne Personen und Familien.

1118. Johanna **Ambrosius** (geb. 3. August 1854). (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 334.)
1119. Laudien, A.: Johanna Ambrosius. Zu ihrem 70. Geburtstag. (Unsere Heimat. Jg. 6. 1924. S. 203—04.)
1120. Rabe, Helene: Johanna Ambrosius. Zu ihrem 70. Geburtstag am 3. August. (in: Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 335.)
Arnoldt, Emil, vgl. Nr. 1264.
1121. Alt-Königsberger Künstlercharaktere. Friedrich Ludwig **Benda.** (in: Kgb. Allg. Ztg. 1924. Nr. 356.)
1122. Millack, W.: Paul **Beneke.** Erinnerungen an Danzigs große Zeit. (Ostdt. Monatshefte. Jg. 5. S. 521—26.)
1123. Gerullis, Georg: Adalbert **Bezzenberger.** (Indogerman. Jahrbuch. Bd. 9. 1924. S. 269—79.)
1124. Hermann **Bischoff.** (Zu s. 60. Geburtstag.) (Lehrerzeitung f. Ost- u. Westpr. Jg. 55. 1924. S. 675—76.)
1125. Erbe, Else: Wie ich Elisabeth **Boehm** und ihr Werk erlebte. Berlin: Dt. Landbuchh. 1924. 148 S. 8°.
1126. Leubner, Robert: Aus dem Memeler Kunstleben: Gustav **Boese.** (in: Memeler Dampfboot. 1924. Nr. 300.)
1127. Pauline **Bohn** — 90 Jahre alt. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 10.)
1128. Migge, Else: Pauline Bohn zu ihrem 90. Geburtstag. (in: Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 13.)

1129. Kowalewski, Arnold: Kant und **Borowski**. (in: Kbg. Hart. Ztg. Kantblatt. S. 10.)
1130. Blos, Anna: Lily **Braun**. (Der Frauen Hausschatz. Hamburg. 1924. S. 68—73.)
1131. Drill, R.: Lily Braun. (in: Drill: Aus der Philosophen-Ecke. Frankfurt a. M. 1923. S. 281—88.)
1132. Artur **Brausewetter** 60 Jahre alt. (Ostpr. Woche. Jg. 16. 1924. S. 183.)
1133. Artur Brausewetters 60. Geburtstag. Von W. U. (Türmer. Jg. 26. 1924. S. 500.)
1134. Ungethüm, Walter: Artur Brausewetter. Zum 60. Geburtstag. (in: Kgb. Hart. Ztg. 1924. Nr. 111.)
1135. Brattskoven, Otto: Theo von **Brockhusen**. (Ostdt. Monatshefte. Jg. 5. S. 358—63.)
1136. Zum Verständnis Alfred **Brusts**. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 10.)
1137. Milrad, Richard: In memoriam Johanna **Buska**. (Prager Theaterbuch. 1924. S. 160—166.)
1138. Bockwitz, H. H.: **Chodowieckis** Totentanz. (Die Zeugkiste 1924—25. Almanach. Leipzig. S. 65—69.)
1139. Landau, Paul: Daniel Chodowiecki. Ein kulturgeschichtl. Lebensbild. [Neue Aufl.] Berlin: Flemming u. Wiskott [1924]. VII, 143 S. 8°.
1140. Matthaei, Adelbert: Daniel Chodowieckis Stellung in der deutschen Kunst. Vortrag. Danzig: Kafemann 1924. 11 S. 8°. (Heimatblätter d. Dt. Heimatbundes Danzig. Jg. 1924. H. 2.)
1141. Schnapp, Friedrich: Aus Chodowieckis letzten Jahren. (Die gute Stube, Beiblatt zu Bimini. Jg. 1. 1924. H. 17, S. 9—10.)
1142. Ulbrich, A.: P. H. **Collin** und seine Kantbildnisse. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 146.)
1143. La Baume, W.: **Conwentz** als Vorgeschichtsforscher. (in: Beiträge zur Naturdenkmalpflege. Bd. 9. 1923. H. 3.)
1144. Balțer, Ulrich: Lovis **Corinth**. (Zu d. Ausstellung im Handelshof.) (in: Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 168.)
1145. Biermann, Georg: Der Zeichner Lovis Corinth. Dresden: Arnold 1924. 28 S., 86 Taf. 4°. (Arnolds graph. Bücher. Folge 2, Bd. 5.)
1146. Degner, Artur: Lovis Corinth. (Ostdt. Monatshefte. Jg. 5. S. 759—70 u. Almanach d. Ostdt. Monatshefte a. d. J. 1925. S. 63—79.)
1147. Degner, Artur: Lovis Corinth in Königsberg. (Ostpr. Woche. Jg. 16. 1924. S. 241.)

1148. Degner, Artur: **Corinth** und Ostpreußen. (in: Kgb. Allg. Ztg. 1924. Nr. 130.)
1149. Eberlein, K. K.: Corinth als Zeichner. (Cicerone. Jg. 16. 1924. S. 612—617.)
1150. Kuhn, Alfred: Corinth als Graphiker. (Kunst u. Künstler. Jg. 22. 1924. S. 199—208. 244—51.)
1151. Kuhn, Alfred: Auf Corinths Spuren. (Der Spiegel. Jahrbuch d. Propylaen-Verl. 1924. S. 130—134.)
1152. Meier-Gräfe, Julius: Lovis Corinth. (in: Ganymed. Jahrbuch f. d. Kunst. Bd. 5. 1924. u. Der Piperbote. Jg. 1. 1924. S. 89—95.)
1153. Ulbrich, A.: Corinth-Ausstellung im Handelshof. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 166. 167. 172.)
1154. Wolfradt, Willi: Lovis Corinths Bildnis des Präsidenten Ebert. (Jahrbuch d. jungen Kunst. 1924. S. 220.)
1155. Körner: Simon **Dach**. Der Sänger d. Ewigkeit und Freundschaft. (in: Memeler Dampfboot. 1924. Nr. 154. Beilage.)
1156. Ziesemer, Walther: Simon Dach. (Altpr. Forschungen. H. 1. 1924. S. 23—56.)
1157. Ziesemer, W[alther]: Simon Dach. (in Ostpr. Ztg. 1924. Nr. 77; Ermländ. Ztg. 1924. Nr. 62; Die Truhe. Jg. 1. 1924. S. 69.)
1158. Ziesemer, Walther: Neues zu Simon Dach. (Euphorion. Bd. 25. 1924. S. 591—608.)
1159. Ziesemer, W[alter]: Wo lag Simon Dachs Kürbislaube? (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 60.)
1160. Stelter, Katharina: Ein Danziger Frauenleben unserer Tage [Hedwig **Dan**]. (in: Danziger Neueste Nachr. 1924. Nr. 189. Beil.)
1161. Schwarz, F.: Matthäus **Deisch**. (Mitteil. d. Westpr. Geschichtsvereins. Jg. 23. 1924. S. 54—62.)
1162. Nee, Franz: Amtshauptmann Adam Friedrich **v. Dobeneck** des Hauptamts Insterburg [1582—1645]. (Die Truhe. Jg. 1. 1924. S. 153—54.)
1163. Schlüter, Ferdinand: Franz **Domscheit**. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 185.)
1164. Rühle, Siegfried: **Dorothea** von Montau. Die Heilige des Preußenlandes. Ein Lebensbild einer Danziger Bürgerin d. 14. Jahrh. Danzig: Kafemann 1924. 19 S. 8°. (Heimatblätter d. Dt. Heimatbundes Danzig. Jg. 1924. H. 3.)

Enderlin, Paul, vgl. Nr. 759.

Fehrländer, Alexius, vgl. Nr. 710.

1165. Buchholz, Franz: Professor Dr. **Fleischer**. (Ztschr. f. d. Gesch. u. Altertumsk. Ermlands. Bd. 22. S. 141 bis 150.)
1166. Weng: Altermländische Familien. 1. Stammbaum der Familie **Freundt-Langwalde**. (in: Unsere ermländ. Heimat. 1924. Nr. 10.)
1167. Kissner, A.: Ludwig **Friedländers** 100. Geburtstag. (in: Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 293.)
1168. Ulbrich, A.: Hermann **Glaubitz**. (in Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 255.)
1169. Silvester, Ewald: Bogumil **Goltz**. (Die Truhe. Jg. 1. 1924. S. 209—10.)
Grabowski, Fürstbischof v. Ermland vgl. Nr. 334. 709.
1170. Schleicher, B.: Ferdinand **Gregorovius** und Malvida v. Meysenbug. (Der Türmer. Jg. 1923. S. 311 bis 317.)
1171. Draws, Helmut: Max **Halbe**, der Dichter der „Jugend“. (in: Elbinger Ztg. 1924. Nr. 58. Beil.)
1172. J[ohann] G[eorg] **Hamann** und das Christentum. 1. Riga: Jonck u. Poliewsky 1924. 8°. (Aus baltischer Geistesarbeit. N. F. H. 1.)
1173. Hillner, G.: Hamann und die Behrens. Vortrag. Riga: Jonck u. Poliewsky 1924. 40 S. 8°. (J. G. Hamann u. d. Christentum. 1.)
1174. Hillner, G.: J. G. Hamann und Im. Kant. Vortrag. Riga: Jonck u. Poliewsky 1924. 96 S. 8°. (J. G. Hamann u. d. Christentum. 2.)
1175. Unger, Rudolf: Kant und Hamann. Zur Problematik persönl. Beziehungen in der Geistesgeschichte. (in: Kbg. Hart. Ztg. Kant-Blatt. S. 9—10.)
1176. Aus der Chronika derer von **Hanmann**. (in: Unsere ermländ. Heimat. 1921, Nr. 10. 1923, Nr. 9. 1924, Nr. 2. 9.)
1177. Spiero, Heinrich: Agnes **Harder**. Ein Nachwort zu ihrem 60. Geburtstage. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 173.)
1178. Hermann, H.: Fritz **Haß**. (Ostdt. Monatshefte. Jg. 5. S. 771—775.)
1179. **Herders** Heimat — eine geweihte Stätte. Ein Epilog zu s. 180. Geburtstag am 25. August 1924. (in: Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 380.)
1180. Koller, A. H.: Herder's conception of milieu. (Journal of English and Germ. Philology. Vol. 23. S. 217—40. 370—88.)
1181. Kühnemann, Eugen: Kant und Herder. (Im. Kant. Gedenkblatt d. Kbg. Allg. Ztg. S. 11—13.)

1182. Meyer, William: **Herders** Beziehungen zu Kurland. (Baltische Blätter f. pädag. u. allg. kulturelle Fragen. Jg. 1. 1924. S. 153—169.)
1183. Mollberg: Herder und die Schule. (Pädag. Warte. Jg. 22. 1924 . S. 687—94.)
1184. Nadler, Josef: Goethe oder Herder? (Hochland. Jg. 22. 1924. S. 1—15.)
1185. Weyde, Herta: Herders 16. Geburtstag. (in: Elbinger Ztg. 1924. Nr. 204. Beil.)
1186. La Baume, [Wolfgang]: Dem Andenken eines Heimatforschers [Rudolf **Hermann**]. (in: Danziger Neueste Nachr. 1924. Nr. 199. Beil.)
1187. Kuhrke, Walter: Theodor Gottlieb von **Hippel**, ein ostpreußischer Patriot. (in: Ostpr. Ztg. 1924. Nr. 199 u. Unsere Heimat. Jg. 6. 1924. S. 264—65.)
1188. Bergmann, P.: Der neue E. Th. A. **Hoffmann**-Fund [Das Singspiel „Die Maske"]. (Der Türmer. Jg. 26. S. 623—25.)
1189. Boehlich, Ernst: Ernst Theodor Amadeus Hoffmann und Schlesien. (Schles. Monatshefte. Jg. 1. 1924. S. 34—41.)
1190. Bottacchiari, Rodolfo: Hoffmann e Beethoven. (La Cultura. Anno 2. 1923. S. 198—204.)
1191. Eulenberg, Herbert: E. T. A. Hoffmann. (in: Eulenberg: Gestalten und Begebenheiten. Dresden 1924. S. 50—61.)
1192. Frank, Rudolf: Der verheimlichte Hoffmann. (in: Frankfurter Ztg. v. 12. Juni 1924.)
1193. Gunkel, Erich: E. T. A. Hoffmanns Beziehungen zur bildenden Kunst. (Antiquitäten-Rundschau. Jg. 22. 1924. S. 13—15.)
1194. Harich, Walther: E. T. A. Hoffmann und der Mime. (in: Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 312.)
1195. Harich, Walther: E. T. A. Hoffmann und Richard Wagner. (in: Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 251.)
1196. Kolb, P.: E. T. A. Hoffmanns „Meister Martin" im deutschen Unterricht. (Ztschr. f. Deutschkunde. Jg. 38. 1924. S. 25—35.)
1197. Kosch, Wilhelm: Geschichte der deutschen Literatur im Spiegel der nationalen Entwicklung von 1813—1918. Lfg. 3: E. Th. A. Hoffmann u. s. literar. Verwandtschaft. München: Parcus 1924. S. 113—156. 4°.
1198. Krenzer, Oskar: Ein Brief E. T. A. Hoffmanns an den Grafen Julius von Soden. (Ztschr. f. Bücherfreunde. N. F. Jg. 16. 1924. S. 104—109.)

1199. Kroll, Erwin: Spontini und E. T. A. **Hoffmann.** (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 517.)
1200. Kügler, Hermann: Zum Traum des Domküsters Andreas Otto. (Mitteil. 1923. S. 25—28.) (Mitteil. d. Vereins f. d. Geschichte Berlins. 1924. S. 32—34.)
1201. Ludwig, Albert: E. Th. A. Hoffmanns Gestalt in der deutschen erzählenden Dichtung. (Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen. Jg. 79. 1924. S. 1—29.)
1202. Maaßen, C. G. von: E. T. A. Hoffmann in Bamberg. (Der Fränkische Bund. 1924. S. 231—33.)
1203. Salomon, Gerhard: E. T. A. Hoffmann Bibliographie. Weimar: Lichtenstein 1924. 80 S. 8°.
1204. Schade, Rudolf: E. T. A. Hoffmann und Karl Maria von Werber. (in: Kgb. Allg. Ztg. v. 27 u. 28. Februar 1924.
1205. Schade, Rudolf: „Die heiligen drei Könige". Ein neuer authentischer „E. T. A. Hoffmann". (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 385.)
1206. Schaub, Hans F.: Eine E. T. A. Hoffmann-Ausgrabung. Z. d. Uraufführung d. „Lustigen Musikanten" am Hamb. Stadttheater. (Allg. Musik-Ztg. Jg. 51. 1924. S. 149—150.)
1207. Schmitz, Eugen: Musikhistorisches zu Hoffmanns „Kater Murr". (in: Vom Geiste neuerer Literaturforschung. Festschrift f. Oskar Walzel. 1924. S. 209—211.)
1208. Sieghardt, August: E. Th. A. Hoffmanns Poetenstübchen in Bamberg. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 563.)
1209. Ulbrich, A.: Emil **Hollack.** (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 226.)
1210. Fischer, Hans, W.: Arno **Holz.** Eine Einführung in sein Werk. Berlin: Dietz (1924). 166 S. 4°. (Druck d. Werk-Verl. 3.)
1211. Knoblauch, Adolf: Arno Holz. (Weltliteratur d. Gegenwart. Leipzig 1924. Bd.: Deutschland, T. 1. S. 331—333.)
1212. Kudnig, Fritz: Eine Arno-Holz-Feier. (Ostdt. Monatshefte. Jg. 5. S. 144—147.)
1213. Eichelbaum, Oskar: Johann **Jacobys** politisches Wirken. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 524. 525.)
Jaski, Georg, vgl. Nr. 722.
1214. Lüttschwager, Hans: Albert **Ibarth.** (Journal f. Ornithologie. Jg. 71. 1923. S. 525—27.)
1215. Aus der Hauschronik des ostpreußischen Pfarrers Johann August **John.** Eine zeitgenöss. Stimme über Kant. Veröff. v. Z. von Zobeltitz. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 185.)

1216. Laudien, Arthur: Wilhelm **Jordans** Nibelunge. (Ostdt. Monatshefte. Jg. 5. S. 426—27 u. Unsere Heimat. Jg. 6. 1924. S. 235—36.)

1217. Lauer, Hans Erhard: Wilhelm Jordans „Demiurgos". Zum Verständnis d. großen Geistesaufgaben unserer Zeit. (Österreich. Blätter f. freies Geistesleben. Jg. 1. 1924. H. 11/12. S. 3—15.)
Vgl. auch Nr. 1307.

1218. M[ankowski], H[ermann]: Eichendorff und Fürstbischof **Joseph** von Hohenzollern. (in: Danziger Volksblatt. 1924. Nr. 293. Beil.)
Vgl. auch Nr. 1240.
Zu **Kant**: Im Kant-Jubiläumsjahr 1924 ist eine derartig große Anzahl von Publikationen und Aufsätzen über Kant erschienen, daß sie den Rahmen dieser Bibliographie zu sprengen drohte und daher von ihrer Aufnahme ausnahmsweise Abstand genommen werden mußte. Die Kant-Gesellschaft wird zum Frühjahr 1926 eine Bibliographie aller Veranstaltungen und Veröffentlichungen des Kant-Jubiläumsjahres herausgeben.

1219. Magnus, Frieda: Kant und **Kanter**. (in: Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 151.)

1220. Ahrens, Wilhelm: Gustav Robert **Kirchhoff**. Zur Hundertjahreswiederkehr s. Geburtstages. (in: Kbg. Hart. Ztg. 1924. Nr. 97.)

1221. Buchholz, Franz: Die Lehr- und Wanderjahre des ermländischen Domkustos Eustachius von **Knobelsdorff**. Ein Beitrag z. Kulturgeschichte d. jüngeren Humanismus u. d. Reformation. (Ztschr. f. d. Gesch. u. Altertumsk. Ermlands. Bd. 22. S. 61—134.)

1222. Heilborn, Adolf: Die Zeichner des Volks. Käthe **Kollwitz**. Heinrich Zille. Berlin-Zehlendorf: Rembrandt-Verl. [1924]. 106 S. 4°.

1223. Landau, Lola: Bei Käthe Kollwitz. (in: Kgb. Allg. Ztg. 1924. Nr. 208.)

1224. Franz **Komnick**. (in: Elbinger Ztg. 1924. Nr. 278.)

1225. Becker, Fr.: Nikolaus **Kopernikus** und sein Werk. (Universum. 1923. S. 194 ff.)

1226. Birkenmajer, Ludwik Anton: Stromata Copernicana. Studja, poszukiw. i materialy biograf. W. Krakowie: Polska Akad. umiejetn. 1924. VII, 402 S. 8°.

1227. Brunner, W.: Kopernikus und sein Werk. (Die weite Welt. Zürich (1924). S. 298—319.)

1228. Chill, H.: Kopernikus. (in: Ill. Ztg. 1923. Nr. 4093.)

1229. Krassowski, Jan: Nikolaj **Kopernik.** 1473 — 1923. Warszawa: Wende (1923). 115 S. 8°.
1230. Sorge, F.: Nikolaus Kopernikus und sein Werk. (Münchener medizin. Wochenschrift. Jg. 70. 1923. S. 213 ff.)
1231. Campe, (Rudolf) v. u. Frau v. Kulesza: In memoriam! Gedächtnisreden f. Se. Exz. d. Staatssekr. a. D. Dr. Paul **v. Krause** † am 17. Dez. 1923 u. Frau Direktorin Margarete Poehlmann † am 25. Dez. 1923, geh. am 21. Febr. 1924 bei d. Trauerfeier d. preuß. Landtagsfraktion d. Dt. Volkspartei. Berlin: Staats-polit. Verl. 1924. 20 S. 8°.
1232. Secker, Hans F.: Der Danziger Maler Johann **Krieg.** (Repertorium f. Kunstwissenschaft. Bd. 44. S. 259—73.)
1233. Robert **Kuberka.** Ein Veteran d. Presse. (in: Memeler Dampfboot 1924. Nr. 154.)
1234. Jaenicke, Fritz: Vom ostpreußischen Dorfjungen zum Künstler [Karl **Kunz**]. (in: Kgb. Allg. Ztg. 1924. Nr. 57.)
1235. Schmidt, K. Ed.: Kant und Graf **Lehndorff**-Stein-ort. (in: Kgb. Allg. Ztg. 1924. Nr. 153.)
1236. Braun, Fritz: Dr. Gotthilf **Löschin,** der erste Direktor von St. Johann. (in: Danz. Ztg. 1924. Nr. 221.)
1237. Fünfzig Jahre **Loeser u. Wolff** (1874—1924). Von Rud. M. (in: Elbinger Ztg. 1924. Nr. 125.)
1238. Rühle, Siegfried: Jakob **Lubbe,** ein Danziger Bürger des 15. Jahrhunderts. (Mitteil. d. Westpr. Geschichtsvereins. Jg. 23. 1924. S. 17—30, 33—45.)
1239. Tolkiehn, Johannes: Arthur **Ludwichs** handschriftlicher Nachlaß. (Zentralblatt f. Bibliothekswesen. Jg. 41. 1924. S. 581—88.)
1240. Brachvogel, [Eugen]: Die Nichte **Maria** des Bischofs Joseph von Hohenzollern. (in: Unsere ermländ. Heimat. 1924. Nr. 7.)
1241. Delmar, Axel: Memento Adalbert **Matkowsky!** (in: Kgb. Hart. Ztg. 1924. Nr. 95.)
1242. Geheimrat [Adelbert] **Matthaei** †. (in: Danziger Neueste Nachr. 1924. Nr. 10.)
1243. Strunk, Hermann: Zum Gedächtnis Adelbert Matthaeis. (Ostdt. Monatshefte Jg. 5. S. 209—214.)
1244. Baltzer, Ulrich: Edmund **May**-Königsberg. (Die Kunst. Bd. 50. 1924. S. 233—39.)
1245. Boehm, Elisabet: Agnes **Miegel.** (in: Kgb. Allg. Ztg. 1924. Nr. 107.)
1246. Cuhorst, Annemarie: Agnes Miegel. (in: Schwäb. Merkur. Wochenausg. Nr. 30, 19. bis 25. Juli 1924.)

1247. Jenisch, Erich: Dr. h. c. Agnes **Miegel.** (in: Kothurn. Mai 1924.)
1248. Meyer, Bruno: Das Jüngste Gericht von Anton **Möller** im Danziger Artushof. (Ostdt. Monatshefte. Jg. 5. S. 775—799.)
1249. David **Neckschies.** (in: Memeler Dampfboot. 1924. Nr. 154. Beil.)
1250. Gerbrandt, Marie: Johanna **Niemann.** (Ostdt. Monatshefte. Jg. 5. S. 266—67.)
1251. Rink, Joseph: Aus dem Schicksal eines Danzigers [J. F. **Ollzinn**] vor 100 Jahren. (in: Danziger Volksblatt. 1914. Nr. 16.)
1252. Buchholz, Franz: Adolf **Olszewski,** Landvogteigerichtsdirektor in Heilsberg. (Ermländ. Hauskalender. Jg. 69. 1925. S. 52—66.)
1253. Abramowski, Paul: Max **Pechstein** und seine Lithographien zu Lautensacks Dichtung „Die samländische Ode". (Almanach d. Ostd. Monatsh. a. d. J. 1925. S. 44—48.)
1254. Meyer, William: Christian **Petri,** ein preußischer Informator Herzog Jakobs von Kurland. (Baltische Blätter f. pädag. u. allg. kulturelle Fragen. Jg. 1. S. 116—118.)
1255. Ahrens, Wilhelm: Ludwig **Pietsch.** Ein gebürtiger Danziger. (in: Danziger Ztg. 1924. Nr. 358.)
1256. Fritsch, Milka: Margarete **Poehlmann** zum Gedächtnis. (in: Kgb. Allg. Ztg. 1924. Nr. 1.)
Vgl. auch Nr. 1231.
1257. Kruse, Georg Richard: Emil **Pohl.** (in: Kgb. Hart. Ztg. 1924. Nr. 243.)
1258. Lange, Carl: Bruno **Pompecki,** ein Dichter der Ostmark. (Ostdt. Monatshefte. Jg. 5. S. 229—30 u. Almanach d. Ostdt. Monatsh. a. d. J. 1925. S. 42—43.)
1259. Aus dem unveröffentlichten Nachlaß Bruno Pompeckis. Alt-Oliva. Eine kulturgeschichtliche Skizze. Auszüge. (Ostdt. Monatshefte. Jg. 5. S. 231—36.)
1260. Lisbeth **Purwins-Irritié.** (in: Memeler Dampfboot. 1924. Nr. 154. Beil.)
1261. Schwartzkopf, Herta: Jakob Michael **Reich,** ein Dramatiker des 17. Jahrhunderts. Phil. Diss. Kgb. 1924.
1262. Schempp, Marie: Johann Friedrich **Reichardts** Reise nach Livland und Kurland. (Ostdt. Monatshefte. Jg. 4. S. 694—95.)
1263. Wocke, Helmut: Georg **Reicke.** (Schlesien. Jg. 4. 1924. S. 115—116.)

1264. Schöndörffer, Otto: Zwei Königsberger Kantforscher. Rudolf **Reicke** und Emil Arnoldt. (in: Kgb. Hart. Ztg. Kant-Blatt. S. 12.)
1265. Dobbermann, Paul: Robert **Reinick**, ein Maler und Dichter unserer Heimat. (Deutscher Heimatbote in Polen. Jg. 4. Kalender f. 1925. S. 111—115.)
1266. Kroner, Richard: Anschauen und Denken. Krit. Bemerkungen zu **Rickerts** heterothetischem Denkprinzip. (Logos. Bd. 13. S. 90—127.)
1267. Spranger, Eduard: Rickerts System. (Logos. Bd. 12. S. 183—198.)
1268. Brattskoven, Otto: Waldemar **Rösler**. Zur Gedächtnisausstellung im Königsberger Schloß. (Ostdt. Monatshefte. Jg. 4. S. 609—612.)
1269. Brattskoven, Otto: Waldemar Röslers graphisches Werk. (Ostdt. Monatshefte. Jg. 5. S. 561—67.)
1270. Brand, Guido K.: Albrecht **Schaeffers** innere Form. (Weltliteratur d. Gegenwart. Lpz. 1924. Bd.: Deutschland, T. 1. S. 170—174.)
1271. Brand, Guido K.: Albrecht Schaeffer oder vom Weg zur Vollendung. (Orplid. Jg. 1. H. 7/8. S. 1—22.)
1272. Das Albrecht-Schaeffer-Buch. (Hrsg. Martin Rockenbach). Leipzig: Kuner [1924]. 110 S. 8°. (Wege nach Orplid. Bdch. 4.)
1273. Schaeffer, Albrecht: Kritisches Pro Domo (mit einer biogr. Skizze als Einleitung.) Berlin: Stilke 1924. 55 S. 8° (Schriftenreihe d. Preuß. Jahrbücher. Nr. 16.)
1274. Schaeffer, Albrecht: Ein Kommentar zum Helianth. (Preuß. Jahrbücher. Bd. 196. 1924. S. 17 bis 40.)
1275. Knoblauch, Adolf: Paul **Scheerbart**. (Weltliteratur d. Gegenwart. Lpz. 1924. Bd.: Deutschland, T. 1. S. 402—409.)
1276. Kopernikulus: Ein Königsberger Dichter [Walter **Scheffler**]. (Ostdt. Monatshefte. Jg. 5. S. 650 bis 652.)
1277. Briefe an und von Johann George **Scheffner**. Hrsg. v. Arthur Warda. Bd. 2, Lfg. 3. München: Duncker & Humblot 1924. 4° (Veröff. d. Ver. f. d. Gesch. v. Ost- u. Westpr. Vereinsgabe f. 1924.)
1278. Warda, Arthur: Kant und Scheffner. (in: Kgb. Hart. Ztg. Kant-Blatt. S. 10—12.)
1279. Leweck, R[ichard]: **Scheu**, Generallandschaftsdirektor in Ostpreußen. Zu s. 80. Geburtsjahr 1. April 1924 bis 31. März 1925. Königsberg: Ostpr. Dr. u. Verl.-Anst. 1924. 31 S. 8°.

1280. Generallandschaftsdirektor **Schen.** (Ostpr. Woche. Jg. 16. 1924. S. 419, 426.)
1281. Schön, Th. v.: Theodor von **Schön** und Gumbinnen. (in: Preuß.-Litauische Ztg. 1924. Nr. 123.)
1282. Bayer, C.: **Schopenhauer** als Geschichtsphilosoph. Phil. Diss. Erlangen 1923.
1283. Hasse, Heinrich: Schopenhauers Religionsphilosophie und ihre Bedeutung für die Gegenwart. Frankfurt a. M.: Englert & Schlosser 1924. 49 S. 8° (Frankfurter gelehrte Reden u. Abhandlungen. H. 2.)
1284. Hohenemser, Richard: Arthur Schopenhauer als Psychologe. Leipzig: Barth 1924. 438 S. 8°.
1285. Kowalewski, Arnold: Kant und Schopenhauer. (Ostdt. Monatshefte. Jg. 5. S. 21—28.)
1286. Laskowski, Helmut: Schopenhauers historischer Sinn entwickelt aus den allgemeinen Grundlagen seiner Philosophie u. Persönlichkeit. Phil. Diss. Königsberg 1924.
1287. Laudien, Arthur: Kant und Schopenhauer im Urteil des Auslandes. (Ostdt. Monatshefte. Jg. 5. S. 58—64.)
1288. Nietzsche, Friedrich: Schopenhauer als Erzieher. Leipzig: Kröner 1924. 111 S. 8° (Kröners Taschenausg. Bd. 38.)
1289. Rasche, Friedrich: Der Pessimismus Schopenhauers und das Wertproblem. Crimmitschau: Rohland & Berthold 1924. 50 S. 8°.
1290. Schopenhauer, Arthur: Philosophische Aphorismen. Aus d. handschriftl. Nachlaß ges., sowie als Grundriß s. Weltanschauung geordn. u. hrsg. v. Otto Weiß. Leipzig: Insel-Verl. 1924. 391 S. 8°.
1291. Schopenhauer, Arthur: Unveröffentlichte Aphorismen. (Die neue Rundschau. Jg. 35. S. 955—959.)
1292. Stemplinger, Eduard: Schopenhauer über die humanistischen Studien. (in: Stemplinger: Die Ewigkeit der Antike. Lpz. 1924. S. 77—84.)
1293. Wallis, P.: Schopenhauer als Optimist. (Der Türmer. Jg. 26. S. 449—58.)
1294. Zint, Hans: Schopenhauer-Bildnis. (Ostdt. Monatshefte. Jg. 5. S. 29—33.)
1295. Zint, Hans: Der Schopenhauer-Hof in Oliva. (Ostdt. Monatshefte. Jg. 5. S. 215—222.)
1296. Frost, Laura: Johanna **Schopenhauer.** Ein Frauenleben aus d. klass. Zeit. 3. Aufl. Danzig: Kafemann 1924. XVI, 258 S. 8°.
1297. Pelegrin, Peter: Ferdinand **Schulz.** (Die Truhe. Jg. 1. 1924. S. 120.)

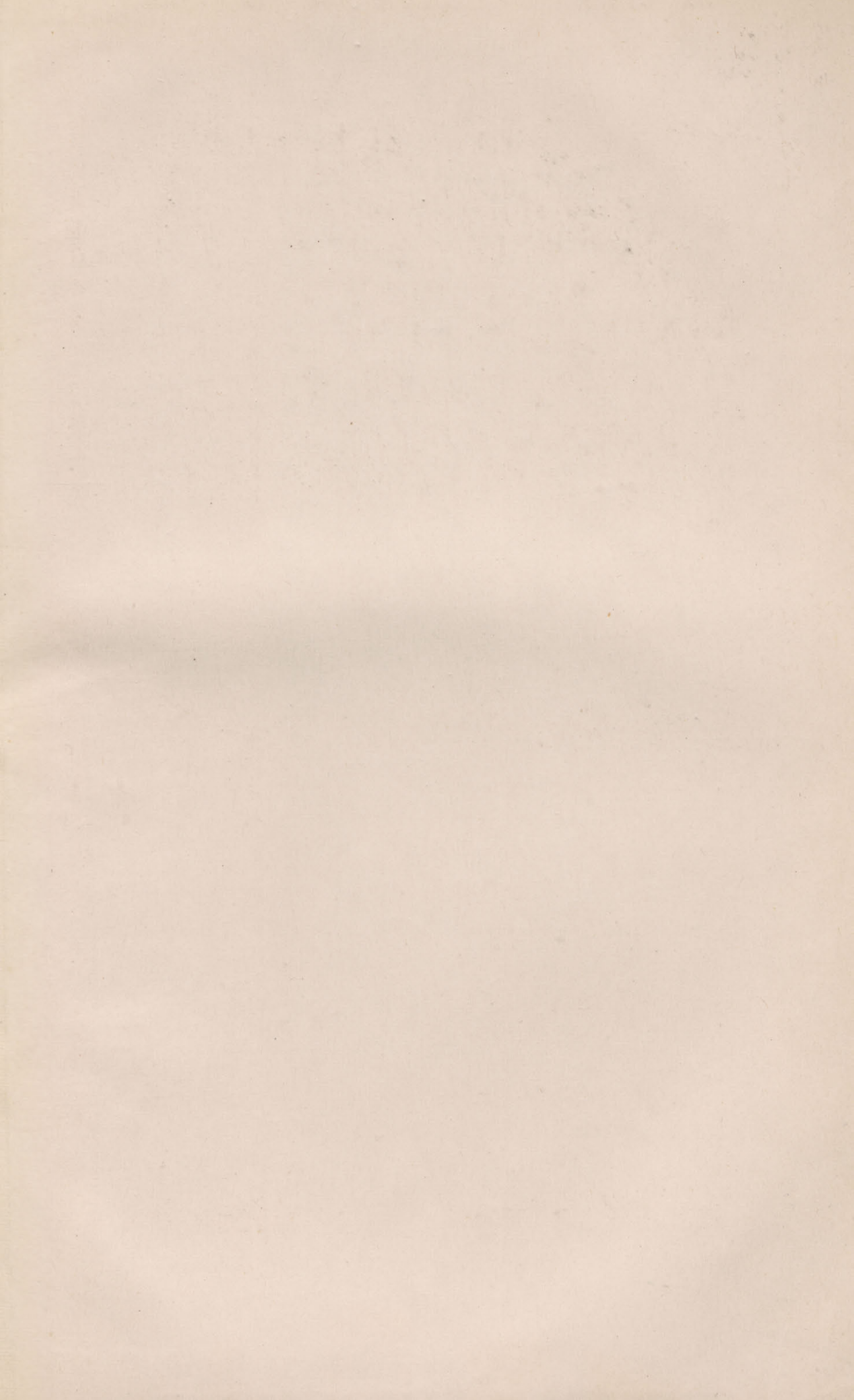
1298. Hoffmann, Else: Maria **Schumann** und ihr Geschlecht. (in: Danziger Neueste Nachr. 1924. Nr. 112, 118. Beil.)
1299. Meyer, William: August **Seraphim**. Ein Bild seines Lebens und Wirkens. (Altpr. Forschungen. H. 2. 1924. S. 117—142.)
1300. Professor Dr. August Seraphim †. (in: Kgb. Allg. Ztg. 1924. Nr. 61.)
1301. Moeller van den Bruck, Lu: Elisabeth **Siewert**. (Ostdt. Monatshefte. Jg. 4. S. 554—56.)
1302. Ahrens, Wilhelm: Ein paar Erinnerungen an Eduard von **Simson**. Zur 25jähr. Wiederkehr s. Todestages. (in: Kgb. Hart. Ztg. 1924. Nr. 183.)
1303. Wenzel, Alfred: Ein Danziger Namensvetter Spinozas [Peter de **Spinosa**]. (in: Danziger Neueste Nachr. 1924. Nr. 254. 262. Beil.)
1304. Reitböck, Gottfried: Des Eisenbahnkönigs **Strousberg** Glück und Ende. (Velhagen & Klasings Monatshefte. Jg. 38. Bd. 1. S. 657 ff.)
1305. Dill, Liesbet: Bei Hermann **Sudermann**. (in: Kgb. Allg. Ztg. 1924. Nr. 44.)
1306. Janz, Käte: Sudermanns litauische Geschichten. (in: Memeler Dampfboot. 1924. Nr. 154. Beil.)
1307. Laudien, Arthur: Sudermann und Wilh. Jordan. (in: Tilsiter Ztg. 1924. Nr. 146. 148.)
1308. Spiero, Heinrich: Erinnerungen an A. K. T. **Tielo** [d. i. Kurt Mickoleit]. (in: Kgb. Hart. Ztg. 1924. Nr. 349.)
1309. Goldstein, Ludwig: Paul **Wegener** — der Ostpreuße. Anläßlich seines 50. Geburtstages. (in: Kgb. Hart. Ztg. 1924. Nr. 551.)
1310. Großmann, St.: Schauspieler-Köpfe. Paul Wegener. (in: Leipziger Tageblatt v. 28. 2. 1923.)
1311. Aus Paul Wegeners Lehr- und Wanderjahren. (in: Kgb. Hart. Ztg. 1924. Nr. 555.)
1312. Wyneken, Hans: Paul Wegener. (in: Kgb. Allg. Ztg. 1924. Nr. 132. 134.)
1313. Zum Gedächtnis an Karl Theodor **Weierstraß**, einen gelehrten Bürger der Stadt Braunsberg. (in: Unsere ermländ. Heimat. 1924. Nr. 1.)
1314. Kemp, [Georg]: Zacharias **Werner** und Schiller. (Ostdt. Monatshefte. Jg. 4. S. 577—587.)
1315. Klein, Erich: Von Königsberg nach Danzig. (Eine Reise [Zacharias Werners] in alter Zeit). (Unsere Heimat. Jg. 6. 1924. S. 137—138, 152—154.)
1316. Schenkel, Rudolf: Die Söhne des Tals [v. Zacharias Werner?]. (Die Drei. Jg. 4. 1924. S. 326—332.)

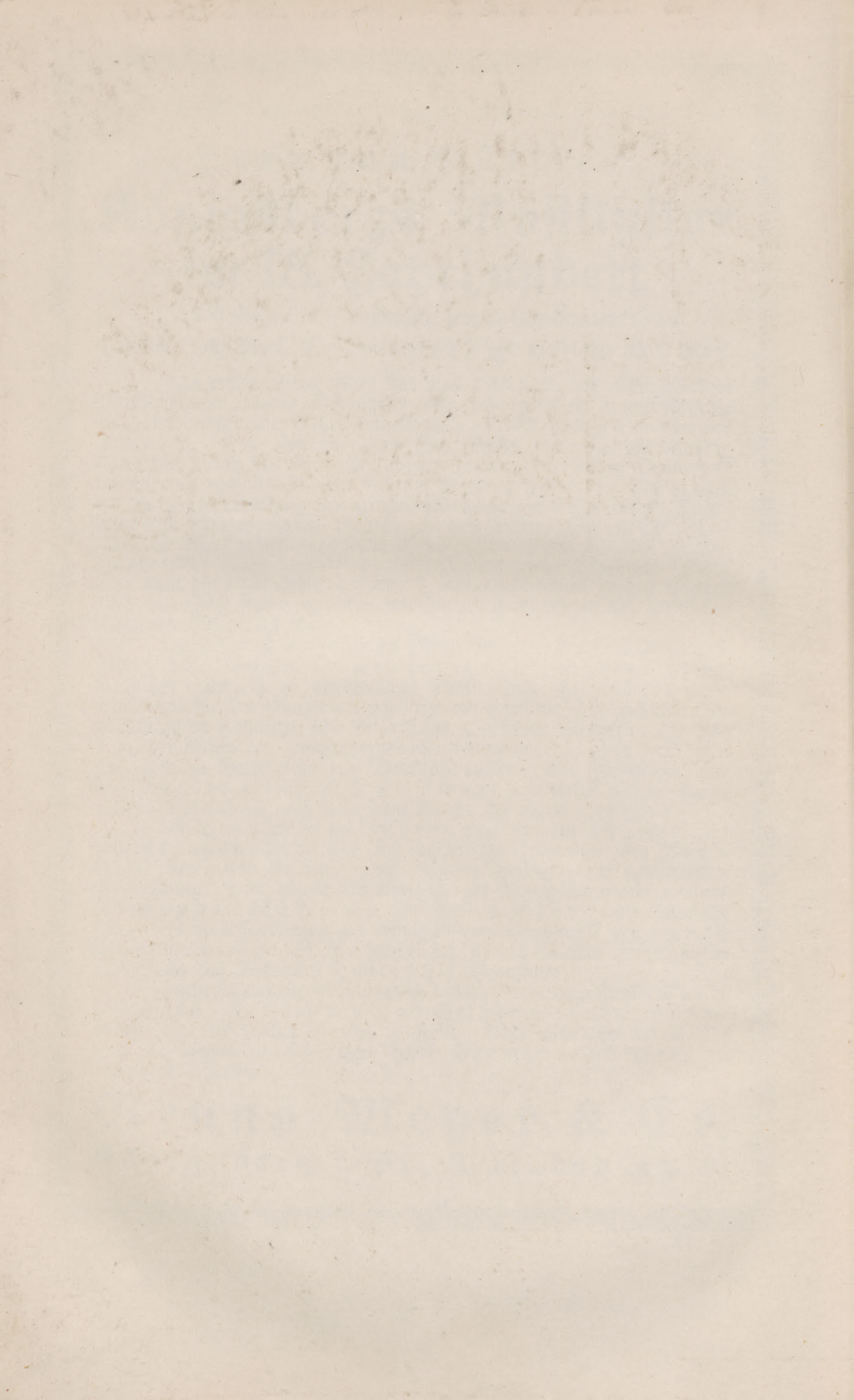
1317. **Werner**, Zacharias: Der 24. Februar. (Eine Tragödie.) Mit e. Einl. Zacharias Werner u. d. Schweiz, hrsg. v. Eugen Kilian. Leipzig: Haessel 1924. 93 S. 8°. (Die Schweiz im deutschen Geistesleben. Bdch. 26.)
1318. Reich, Ernst E.: Ernst **Wichert** und sein neuestes Werk. (in: Tilsiter Ztg. 1924. Nr. 239.)
1319. Wichert, Paul: Ernst Wicherts erstes Heim. Prökuls 1860—63. (Ostdt. Monatshefte. Jg. 5. S. 404—408.)
1320. Wichert, Paul: Ernst Wichert und Paul Heyse. (Ostdt. Monatshefte. Jg. 4. S. 588—92.)
1321. Wichert, Paul: Ernst Wichert in Litauen. (Ostpr. Woche. Jg. 16. 1924. S. 589—90.)
1322. Wichert, Paul: Ernst Wichert in Memel. (in: Memeler Dampfboot. 1924. Nr. 145. Beil. u. Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 68.)
1323. Switalski: Domdechant Dr. theol. Johannes **Wichert**. Zum 2. August 1924. (in: Ermländ. Ztg. 1924. Nr. 178.)
1324. Berg: Die Grundsätze nach denen Samuel **Wilhelmi** als Stadtrichter sein Amt verwaltete. (in: Marienburger Ztg. 1924. Nr. 275.)
1325. Domansky, Walther: Dr. v. **Wolf**. Ein Danziger Gelehrter. (in: Danziger Ztg. 1924. Nr. 38.)
1326. Nathanael Matthias von Wolf. Zum 200jährigen Todestage des Danziger Astronomen. (in: Danziger Ztg. 1924. Nr. 280.)
1327. Lewinneck, Lise: Charlotte **Wüstendörfer**. (in: Kothurn. Juli 1924.)
1328. Klaar, Alfred: Eugen **Zabel** †. Ein Gedenkblatt. (in: Kbg. Allg. Ztg. 1924. Nr. 76.)
1329. Ostwald, Paul: Eugen Zabel. (Die Truhe. Jg. 1. 1924. S. 113—114.)
1330. Nachrichtenblatt **Zachau** (Hrsg. Joh. Zachau). Jg. 2. 1923. 3. 1924. (Johannisburg 1923—24: Beermann.) 4°.
1331. (Zachau, Joh.): Wie Hans Zachau Anno 1690 ein Bauernerbe zu Böttchersdorf erwarb. (in Nachrichtenblatt Zachau. Jg. 2. 1923.)
1332. Schumacher, Wilhelm: Zacharias **Zappio**. Ein treues Lebensbild e. Danziger Bürgers. Neu bearb. u. hrsg. v. L[udwig] Mahlau. Mit d. Anh.: Geschichtliches über Zacharias Zappio u. d. Zappiosche Bibliothek in der St. Johanniskirche zu Danzig v. Wilhelm Schwandt. 4. Aufl. Danzig: Kafemann 1924. 110 S. 8°.
1333. Schwandt, Wilhelm: Neues von Zacharias Zappio. (in: Danziger Neueste Nachr. 1924. Nr. 262.)

Verfasser-Register.



Ostpr. Druckerei und Verlags-Anstalt A.-G., Kbg.





2.10